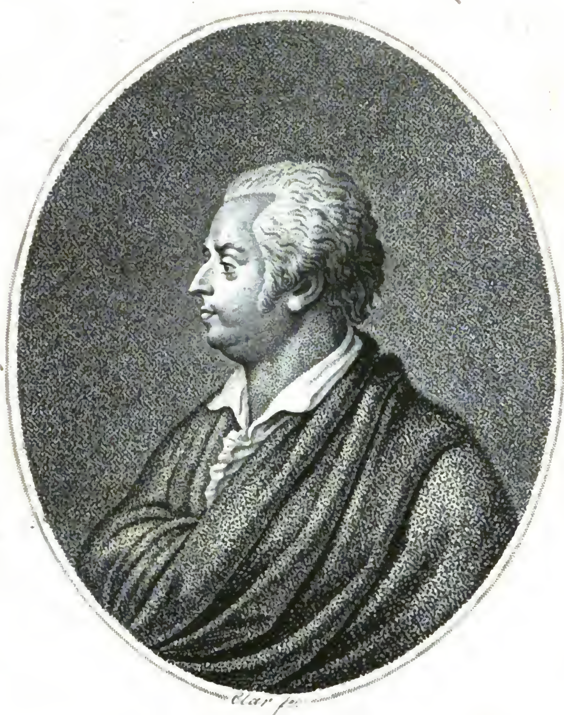


Lebensbeschreibungen beruehmter und ...

Carl Nicolai, Johann Christian Ludwig Niemeyer, Johann Friedrich Krueger

Lebensbeschreibung



JOHANNES VON MÜLLER

Lebensbeschreibungen

berühmter und

merkwürdiger Personen

unserer Zeit.

Herausgegeben

von

C. Nicolai, Ch. Niemeyer, J. F. Krüger
u. a. m.

In fünf Bänden
mit Kupfern.

Vierter Band.

Quedlinburg und Leipzig, 1823,
bei Gottfried Basse.

Magazin
der
Biographien
denkwürdiger Personen
der
neuern und neuesten Zeit.

Ein
historisches Journal in zwanglosen Heften.

Herausgegeben
von
einer Gesellschaft von Gelehrten.

Vierten Bandes erstes Heft.

Mit Johannes von Müllers Bildniß.

Quedlinburg 1818,
bei Gottfried Basse.

Inhalt.

Seite

Inhalt.

Seite

I.

Johannes von Müller.

Erst, wann der grünende Rasen ihn deckt, und das Wetter herauf ist,
Das er verkündete, schätzet man ihn, und entklügelt den Wortsinn.

Heinrich der Löwe, von Kunze.

Johannes von Müller.

Ueber den litterarischen Werth der Schriften des Johannes von Müller, so wie über seinen moralischen Character sind die Meinungen eben so getheilt, als über seinen politischen. Man wirft vielen seiner historischen Schriften vor, daß sie nichts als eine, freilich mühsame Kompilation enthielten; andere erheben diese historischen Schriften, besonders die Geschichte der Schweitz, bis in den Himmel, und stellen sie den Annalen eines Tacitus zur Seite; in seinem moralischen Character will man viele Zweideutigkeiten finden, und Untreue in dem politischen. Ein reines, sicheres Urtheil über diesen Mann zu fällen, wird schwer halten, da er, wie wir demnächst finden werden, oft temporisirte, in geheimnißreiches Dunkel sich zu ziehen schien, auch an den Hofkabalen wohl Theil nahm, hinhorchte, und, wie man zu sagen pflegt, den Mantel auf beiden Schultern trug. Es ist

also um so anziehender, einen Mann näher kennen zu lernen, der aus einer frühern Geringfügigkeit zu hohen Rang und Würden, zu bedeutendem litterarischen Namen sich emporschwang, weil man dadurch die Motive auffindet, wodurch mehrere Menschen einen Namen sich gewinnen.

Johannes von Müller (damals Johannes Müller in die Kirchenregister eingeschrieben) wurde geboren am 3. Januar 1752 in der schweitzerischen Cantonstadt Schafhausen. Sein Vater, Johann Georg Müller, war Prediger an einer Filialkirche und Lehrer an der lateinischen Schule daselbst. Johannes zeigte, als die Eltern zu deuten strebten, wie das Talent des Knaben sich entwickeln werde, damals schon früh eine Verschlossenheit in sich selbst, die dem Vater nicht gefiel, aber auch eine Emsigkeit im Erlernen, welche mit der oft an das Unkindliche gränzenden Herzlosigkeit wieder aussöhnte, wurde bei ihm kundig. Ihm eine offnere Gemüthlichkeit zu geben, dazu wirkte besonders seine Mutter, eine allgemein geliebte und geachtete Frau, und neben ihr der Großvater mütterlicher Seits, Johann Schoop, eigentlich ein litterarischer Sonderling und unreifer Kunstjünger, der aber in Johannes von Müller die ersten Keime, für die Geschichte, besonders für die vaterländische, zu wirken und zu streben, hervorzog. — Andere Historiographen nennen den Großvater des Joh. Müller mütterlicher Seits Johannes Schooz. So viel ist richtig, daß der, von dem wir reden, den Vornamen Johannes von jenem Großvater, der ihn über die Taufe hielt, bekam; ob er aber Schoop oder Schooz geheißen, darauf kommt in der Hauptsache nichts an. — Der junge

Müller hatte eine besondere Anneigung für diesen Großvater, der ein Freund der Geschichte, besonders der vaterländischen war, und seinem Enkel Lust für die Historie zu gewinnen suchte. Ein schweres Beginnen! Denn es liegt in der menschlichen Natur, daß man in dem jugendlichen Alter, wo man noch die eigne, regsame, schaffende Kraft fühlt, der Vorbilder aus der Geschichte nicht bedarf, weil man selbst seine Welt sich erschaffen kann; wer in dieser Periode ängstliche geschichtliche Prüfungen anzustellen vermag, wird nie selbst in der Geschichte genau verzeichnet werden können, denn die Originalität fehlt ihm, und jede Nachahmung oder Affectation erregt zuletzt, wenn der Marionettenrausch des dienstfertigen Taumels vorüber ist, das spöttelnde, aber nicht beleidigende Lächeln der reinen, klaren Wahrheit. Mögen wir doch finden, wie Müller gegen diese ewig siegende Stimme der Wahrheit sich auszuweisen vermag! — Sein ganzes Leben war eine Verwickelung von Intriguen, Phantasien, Schwärmereien, Studien, so daß man aus dem Geheimnißvollen nur schwer sich finden mag. So viel ist aber anzunehmen; von Jugend auf war Ehrgeitz sein Despot, und dieser Ehrgeitz wurde bei ihm erweckt und genährt durch die geschichtlichen Beispiele, womit sein Großvater ihn unterhalten hatte.

Die ersten Jahre der heranwachsenden Jugend verlebte er in Neukirch, dem Hauptort des obern Klekgaues, und kam späterhin unter die Zucht eines Rectors, der sein Gedächtniß auf die Folter spannte. Oft wurde er trotz dem, daß die Lehrer ihm wohl wollten, und seinen Fleiß, seine Wißbegierde rühmten, von sei-

nen Komilitonen in den lustigen Spielen der Jugend preis gemacht; sein schon damals sehr kurzes Gesicht, sein — man mögte es nennen — geringfügiger Körperbau trug in dieser Periode, wo man Gefühl für plastische Kunst hat, sehr viel dazu bei; — es ist also leicht zu enträthseln, daß Müller, der ein Kraftgefühl hatte, und physisch nicht imponiren zu können, wohl einsah, sein ganzes Streben dahin richtete, mit seiner geistigen Stärke und Emsigkeit hervortreten zu wollen. So etwa sind die ersten Entwickelungen seines entschieden bedeutenden Talents zu berechnen und zu würdigen. Das Feuer, so ihn bei den Demüthigungen, die er erfuhr, weil die Natur ihn verwahrlost zu haben schien, beständig lebendig erhielt, war der Ehrgeitz, dieses wilde Roß, welches nur wenige zu bändigen wissen. — Schon im neunten Jahre war er so verwegen, nach Hübners Manier in Frage und Antwort die Geschichte seiner Vaterstadt Schafhausen nieder zu schreiben, oder vielmehr war es nicht die ganze Geschichte, welche er entwarf (denn das würde dem Knaben unausführbar gewesen seyn); vielmehr war es nur die Darstellung der Schicksale der Bürgermeister seiner Vaterstadt, was er zunächst als Gegenstand historischen Stoffes erwählte. In seinen Jahren mußte ihm die Totalität der Verbindung der Geschichte wohl noch fremd seyn, und nur einzelne Ereignisse, einzelne Personen konnte er in dem Gedächtniß frisch aufbewahrt haben. In seinem eilften Jahre wußte er schon alle Perioden der Geschichte mit ihren Normalpuncten und die wichtigsten Jahreszahlen herzusagen; die Helden der Geschichte schienen ihm vor Augen zu stehn, und wenn er auch bei der Menge der Namen zuweilen sie nicht nennen konnte, so wußte er

doch durch ihr Thun den Einzelnen so characteristisch zu bezeichnen, daß der sonst sehr strenge Schulrector über die lebhafte Schilderung des jungen Historikers lächeln mußte. — Aufgemuntert und erweckt durch die Ephoren der Anstalt, wo er, unter Aufsicht, eine nicht ganz unbedeutende Büchersammlung benutzen konnte, wagte er sich sogar schon jetzt an Prüfung verschiedener chronologischer Systeme der alten Geschichte. Im dreizehnten Jahre schon wurde er mit den römischen Klassikern näher bekannt, und eine neue, höhere Welt bezauberte ihn, riß ihn empor. Er schwärmte in diesem glücklichen Alter in dem Reich des Idealen und erlabte sich an den Riesengestalten der Vorwelt. Höher, übermenschlicher mußten ihm diese Gestalten erscheinen, weil die Historie das zurückläßt, was bei Heroen zu dem gewöhnlichen Menschen herabziehn würde, — weil die Historie nur auf die Höhe des Talents, des Willens, der Kraftanstrengung hinzeigt, und locker über die Tiefen menschlicher Verirrung, welche mit jeder Höhe verknüpft seyn müssen, hinweg schlüpft.

Nachdem Müller zwei Jahre, von seinem 16ten an, auf einem Humanitäts-Collegium *) für die Universität sich vorbereitet hatte, wo es sich zufällig traf, daß er den Unterricht von acht Professoren fast allein genoß, bezog er in seinem achtzehnten Jahre, und zwar 1769,

*) Eine Amphibie zwischen Schule und Universität, welche oft sehr wohlthätig-vorbereitend ist, wie z. B. damals das Karolinum in Braunschweig.

die Universität Göttingen. Sein Vater hatte ihn zum Theologen bestimmt, und anfänglich griff Johannes Müller in die Pläne und Wünsche seines Vaters treulich ein. Er wohnte in dem Hause Millers, und hatte hier Gelegenheit, die Bekanntschaft eines Walch, Michaelis, Leß u. s. w. zu machen. Die gelehrten Unterhaltungen, welche er hier fand, begeisterten ihn immer noch mehr. Mosheim war auf eine kurze Zeit sein Vorbild, und Exegese sein Lieblingsstudium. Die Kirchengeschichte zog er allem andern vor, und auch dieses beweiset wieder, zumal die Kirchengeschichte nicht reichhaltig an Stoffe für junge Gemüther ist, wie er für das Fach der Geschichte berufen zu seyn schien, und das Schicksal mit besonderer Deutung über ihm waltete. In einer Dissertation, 1770: Nihil esse rege Christo ecclesiae metuendum, spricht er mit jugendlichem Feuer für die Kirche, deren Sache er ergriffen hatte. Bald aber wandte er zu der reinen Historie sich hin. Die genauere Bekanntschaft mit Schlözer verdeutlichte ihm die dunkeln Ahndungen; ein steuerloses Schiff war er bisher auf dem Meer des Wissens umher geschwankt; Schlözer zeigte ihm die Bahn seines richtigen Wirkens, und er folgte dem Piloten; er ging von der Theologie ab, und entschied sich ausschließend für die Historie.

Schlözer hatte den jungen talentvollen Kopf, der außerdem so emsig war, ein seltenes Gedächtniß besaß, und von den Leidenschaften, welche die talentvolle Jugend oft entnerven, und zu großen Unternehmungen des Geistes für immer sie unfähig machen, frei war, lieb gewonnen, und auf dessen Veranlassung schrieb Müller in lateinischer Sprache eine kritische Beurtheilung des

cimbrischen Krieges. Er vollendete dieses Werk, Bellum cimbricum, 1772 im Vaterhause, wohin er 1771, nachdem der academische Kursus vollbracht zu seyn schien, zurück gekehrt war. Eine deutsche Uebersetzung dieser historischen Abhandlung erschien 1819 von Dippold. Um diese Zeit entspann sich das freundschaftliche Verhältniß zwischen ihm und Gleim, der schon damals eifriger Beschützer der Wissenschaft und von allem, was zu deren Förderung diente, war, und mit Peter Miller. Letztrer war es besonders, der den Johannes Müller dazu anfeuerte, die Geschichte der Schweitzer Eidgenossen zu schreiben. —

Johannes Müller begann, in seinem Vaterlande die Materialien zu seiner Geschichte der Schweitz zu sammeln; außerdem aber gab er den geistlichen Stand, zu welchem sein Vater ihn bestimmt hatte, noch nicht ganz auf; er predigte oft und mit Beifall; seine Kanzelreden hatten das Eigenthümliche, wie ein kundiger Gelehrter darüber urtheilt, daß er das Nationelle in den Text hinein zu weben und sie daher zu Volkspredigten zu machen verstand. Um so anziehender mußten sie also den Nationalen werden. Im Jahr 1772 übernahm Johannes Müller die Professur der alten Sprachen, besonders der griechischen, auf dem Gymnasium zu Schafhausen. Schon jetzt, in jungen Jahren, wurde er Mitarbeiter an dem damals viel Aufsehn erregenden, kritischen Institut, nemlich an der „Allgemeinen deutschen Bibliothek," welche Friedrich Nicolai in Berlin, der mindestens zu Förderung der Gelehrsamkeit und der Gelehrten beigetragen hat, herausgab. Darum wird der Name Friedrich Nicolai auch immer noch ehrenwerth

genannt. Bei diesem kritischen Institut war Johannes Müllers erste Recension der „Berengar von Gotthold Ephraim Lessing.“ In der That, ein großes Wagestück, sich an die Ausarbeitung eines so hoch berühmten Schriftstellers, der in dem allgemein anerkannten Besitz des bewährtesten litterarischen Rufes war, machen zu wollen, um es mit der kritisch-historischen Feile zu behandeln, — zumal Müller wissen mußte, daß Lessing aus den reichen Quellen großer Bibliotheken schöpfen konnte, und daß er an der Spitze eines großen Trosses gelehrter Schreier stand, nebenbei auch eine sehr scharfe Feder führte, wo er die Beurtheilung falsch fand. Nicht allein durch seine Theilnahme an jenem gelehrten Institut gerieth er in einen lebhaften Briefwechsel mit den ersten Gelehrten Deutschlands, denn Nicolai sowohl, als ganz besonders Gleim unterstützten das aufblühende Talent überall, wo sie es fanden; — sondern er kam auch besonders durch die Bekanntwerdung, daß er an der Geschichte seines Vaterlandes arbeite, in nähere, vielseitige Beziehung mit Gelehrten und Nichtgelehrten. Von vielen Orten im In- und Auslande, wurden ihm Notizen zugesandt, und mehrere Magisträte rechneten es sich zur Ehre an, Urkunden, welche auf die Geschichte der Bündner Bezug haben, in beglaubter Abschrift aus den alten Archiven dem jungen Historiker zukommen zu lassen. Aus bessern Quellen mogte er nicht schöpfen können, denn in solchen Archiven liegen die Nachrichten über die Vorwelt unentstellt, actenmäßig vor Augen, nur gehört eine genaue, scharfe Prüfung dazu, Ordnung in dieses chaotische Wesen zu bringen. Ob Johannes Müller diese schwere Aufgabe in seiner „Geschichte der Schweitzer Eidgenossen“ gelöst habe, darüber darf der

Biograph nicht urtheilen, denn dessen Urtheil würde manchem verdächtig scheinen. Der Erfolg der Herausgabe indeß, die große Theilnahme, welche man an diesem historischen Werke sogleich hatte, ist mindestens ein Zeichen der Anerkennung seiner Verdienste um die Historie. Werke, welche eine solche Ansprache im Publikum finden, verherrlichen den Verfasser, und können vielleicht ihn verewigen. — Bodmer, der emsige Bodmer, Breitinger und Füßli, so wie viele andere verdienstvolle Gelehrte, theilten dem jungen Mann ihre Gedanken, Meinungen und die besondern Notizen mit; Gottlieb Emanuel von Haller aber, der seit geraumer Zeit über die Schweitzer Geschichten gesammelt hatte, und nunmehr den Plan aufgab, ein Werk darüber vollenden zu können, sandte ihm seine Sammlung, bestehend aus 45 Folianten und 24 Quartanten — alles in Handschrift — zu. Wo so reich die Quellen strömten, bedurfte es nur des Fleißes eines Johannes Müller, um *eine* Nationalgeschichte zu liefern — und er lieferte sie, nachdem er viele Jahre rastlos an der Vollendung dieses rein-historischen Werkes gearbeitet hatte. Der gewöhnliche Leser sucht in einem solchen Werke etwas Phraseologie, welche den lahmen Gang seines Geistes wieder in Bewegung setzt; allein Johannes Müller, ob er es wohl in seiner Gewalt hatte, durch gehaltreiche Zusätze zu imponiren, wie der Anfang des ersten Buches gleich es lehrt, verachtete es, täuschen zu wollen; er schrieb nicht für jene Leser, und wollte ein rein historisches Werk liefern. Vollständig zur Reife gedieh erst der Entschluß, die Geschichte seines Vaterlandes ganz ausführlich zu schreiben, durch die Ermunterungen, welche ihm der Freiherr Karl Victor von Bonstetten machte.

Mit diesem höchst liebenswürdigen, talentvollen und wissenschaftlichen Manne, der sieben Jahr älter war als Müller, schloß dieser am 9ten May 1773, in dem durch die frühern Bündner bekannt gewordenen Schinznach, den Bund einer reinen, dauernden, edlen Freundschaft. In den „Briefen eines jungen Gelehrten an seinen Freund, herausgegeben 1802, von Friederike Brunn, Tübingen bei Cotta," hat Johannes Müller diesem herzlichen Freunde ein Denkmal gestiftet. Die Bemerkung können wir bei dieser Gelegenheit nicht unterdrükken, daß, da jene Briefe unter Müllers Einleitung und Aufsicht zum Druck gefördert wurden, die Wahl des Titels, worin er selbst sich einen jungen Gelehrten nennt, wohl etwas anmaßend war. Doch diese Art der Anmaßung hatte er mit vielen Schriftstellern gemein; nicht alle verstehn es, durch Bescheidenheit und Selbstgefühl kräftiger zu wirken. Ein bewährter Beurtheiler sagt übrigens über diese Briefe: „Was das Gefühl der Freundschaft nur Zartes und Edles, das Streben nach wissenschaftlicher Bildung und Celebrität nur Mächtiges und Begeisterndes, die Liebe zur Tugend und zu allem Großen und Schönen nur Erhabenes und Anregendes hat, ist in diesen herrlichen Briefen neben einer Menge gelehrter und geistreicher Bemerkungen mit einer Frische und Innigkeit ausgesprochen, die jedes edle Jünglingsherz ergreifen und zur Nacheiferung anfeuern muß."

Müller war und blieb, obschon sein Name bereits galt, in bedrängten Umständen, und die Dependenz, in welcher er gewissermaßen von seinen Freunden war, fühlte er drückend. Er klagte dies an seinen Freund

Bonstetten, und durch dessen Empfehlung kam er als Hauslehrer nach Genf zu dem Staatsrath Tronchin Calendrini. Ein Müller in solchem Verhältniß! Ihm, der die Geschichte der freien Schweitzer nur immer vor Augen hatte, der hiervon in jenem feurigen, emporstrebenden Jugendalter ganz erfüllt war, konnte der Prunkdienst eines Hauslehrers bei einer stolzen Familie, — um kleinen Kindern den Elementar-Unterricht zu geben, ohnmöglich lange gefallen. Im März 1775 verließ er denn auch dieses Haus, und zwar besonders um deswillen, weil er an Francis Kinloch aus Südcarolina, der eine Zeitlang in der Schweitz sich aufhalten wollte, nachdem er schon mehrere Länder Europens bereiset, eine sehr anziehende Bekanntschaft, welche bald darauf in engere Freundschaft überging, gemacht hatte. Er zog zu diesem interessanten Reisenden, und auf einem Landhause zu Chambeysy hart am Genfer See verlebte mit Kinloch Johannes Müller das glücklichste Jahr seines Lebens. Noch oft hat er sich dessen mit freudiger Rührung erinnert. Kinloch ging im Jahr 1776 nach Nordamerika zurück, und hatte es vergebens versucht gehabt, Johannes Müller zu bestimmen, nach diesem Lande der Freiheit ihn zu begleiten. Die günstigsten Versprechungen schlug er aus; denn er befand sich in der enthusiastischen Lebensperiode, wo dem hochherzigen Menschen das Vaterland noch etwas gilt.

Bonnet, den großen Naturforscher, hatte Müller kennen gelernt, und engern Umgang mit diesem liebenswürdigen Manne, der zu Genthod am Genfer See einen Landsitz hatte, geschlossen. Bald liebte ihn Bonnet als seinen Sohn. In dessen geistreicher Nähe verlebte

er den Winter, und in den Sommermonaten schwärmte er am Jura und den übrigen Alpengebirgen umher. Auch Voltaire und mehrere andere Veteranen der französischen Litteratur lernte Johannes Müller damals persönlich kennen, und erfreute sich des Umgangs mit ihnen. — Besonders in den Sommermonden von 1777 und 1778 unternahm er große Fußreisen durch die Schweitz, selbst bis zur wilden Schweitz, da wo die animalische Natur und alle Vegetation auszusterben scheinen, und das wilde Grollen roher Elemente den kühnen Wanderer zurückschreckt. Aber eben diese verwegenen Versuche zu beginnen, keine Anstrengung, keine Ermüdung zu scheuen, um nur seinen Endzweck zu erreichen, das lag in Müllers Character, und er ist zu jenen Zeiten an Orten gewesen, welche der kühnste Gemsenjäger kaum erklimmt. Er selbst sprach nur wenig davon, weil er diese Wanderungen als abentheuerlich betrachtete; aber seine Freunde erfuhren seine Sonderbarkeiten durch die Herbergswirthe, wo er auf diesen abentheuerlichen Wanderungen übernachtet hatte, und wußten ihn heraus zu finden.

Im Jahre 1778 brachte er die mehreste Zeit auf Bonstettens Landgütern zu Rougemont und Valeires (in der sogenannten französischen Schweitz) unter emsigen Studien zu. Im Winter kehrte er nach Genf zurück, und auf Verlangen seiner Freunde entschloß er sich, hier historische Vorlesungen zu halten. Er lebte bei dem Generalprocurator Robert Tronchin, dessen scharfe Beurtheilungen über das Staatswesen ihm von großem Vortheil wurden. Um seine Unabhängigkeit mehr fest zu stellen, hielt Johannes Müller historische Vorlesun-

gen, und zwar mit so allgemeinem Beifall, daß er diese Vorlesungen viermal zu wiederholen, nach und nach ersucht wurde. Viele Engländer, welche damals in Genf sich befanden, wohnten diesen, in französischer Sprache vorgetragenen Vorlesungen über die Universalhistorie bei, und besonders zeichnete der damals in Genf sich aufhaltende Sprecher des Unterhauses, Sir Charles Abbot, den jungen Historiker ganz besonders aus. — In dem ersten Cyklus dieser Vorlesungen trug Müller die Historie synthetisch, fernerhin aber synchronistisch vor; jedoch muß man dahin gestellt seyn lassen, ob nicht gebildeten Hörern, wie er sie um sich versammelt sah, jenes ethnographische System das vorzüglichere, das belebendere sey, weil es einen natürlichern Zusammenhang giebt. Jene Vorlesungen arbeitete er im Jahr 1779 in Genf, im Jahr 1781 in Cassel und im Jahr 1783 wieder in Genf um, übersetzte sie 1797 zu Wien in deutsche Sprache, und die Hefte dieser Vorlesungen kamen heraus unter dem Titel: „Vier und zwanzig Bücher allgemeiner Geschichten.“ Sie nehmen den ersten Platz in den Werken Johannes von Müller's ein, und füllen die ersten drei Bände. Bei den Vorlesungen selbst über die Geschichte war ihm besonders der Beifall der Militärpersonen von Wichtigkeit, weil er die vaterländische Geschichte, und den Enthusiasm für dieselbe immer im Auge behielt.

Eine dauernde Existenz konnten ihm indessen diese geschichtlichen Vorlesungen nicht gewähren. Er strebte nach höhern Dingen, und nach einem ruhigen Genuß und Besitz, denn in den nächsten Jahren fühlte er seine Dependenz von den Launen seiner reichen Freunde im=

mer mehr und mehr, und dazu kam, daß er selbst nicht recht gut in die Launen eines Menschen sich fügen konnte und mogte. Der einzige, der in jedem Verhältniß sein wahrer Freund blieb, und nach allen Kräften ihn unterstützte, war v. Bonstetten. Zu Müllers Mißverhältniß mit der Welt in diesem Zeitraum seiner Entwickelungsperiode kam noch, theils, daß lustige Gesellschaften mancher Art zuweilen den Gelehrten aus seiner Sphäre brachten, und (augenblicklich mindestens) seinen bereits eingenommenen Rang ihm erlaubten, theils, daß sein noch lebender Vater sogar schlaue Versuche machte, den Sohn zu dem geistlichen Stande, für welchen er bestimmt gewesen, zurück zu ziehn. Die Professur in Schafhausen war durch Vermittlung des Vaters ihm sogar offen gelassen; allein Müller hatte schon freiere, höhere Ansichten gewonnen, und verweigerte die Annahme von allem, was ihn in den engern Zaum des Bürgerzwanges bringen konnte. — Man muß hierbei, um sein Wesen, Schaffen und Wirken genau beurtheilen zu können, bemerken, daß kleine Republiken in der Ferne sich schöner ansehn lassen, als in der Nähe. In der Ferne sieht man nur die Freiheit, die Freundlichkeit, die Verschwisterung; in der Beschauung selbst und in der Nähe bemerkt man den Nepotismus, den Familienzwist, den Rangstreit der Menschen unter einander, und gewinnt den zermalmenden Glauben, den ein Rousseau in gewiß schmerzlichem Gefühl zuletzt sich fest gestellt hatte, der Mensch sey ein Gewohnheitsthier! —

Sein Vater, den innern Beruf des Sohnes, für den er nach seinem Sinn alles Mögliche gethan zu haben glaubte, starb 1779, und Johannes Müller bekam

dadurch eine freiere Bewegung, indem sein Vater immer noch den geistlichen Stand als das Ziel seiner Wünsche für den Sohn vor Augen gehabt. Ob Johannes Müller über diesen Verlust ernstlich, dauernd gerührt worden sey, davon ist nichts bekannt geworden. Den Sommer 1779 brachte er mit Bonstetten im Saanenlande zu, und sammelte hier die Materialien zu seiner „Geschichte der Landschaft Saanen," welche im zwölften Theile seiner Werke zu finden ist. — Den Winter verlebte er bei Tronchin, und repetirte seine frühern, mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Vorlesungen. Jetzt aber bekam sein Name erst in dem größern Publikum Gewicht, denn der erste Theil seiner „Schweitzer Geschichten" war unterdeß im Druck erschienen. Müllers gelehrte Freunde hatten wohl dafür gesorgt, diesem Werke eine pomphafte Bekanntmachung zu verschaffen, und mit allgemeinem, rauschenden Beifall wurde es aufgenommen. Zu bemerken ist hier noch Hinsichts des ersten Erscheinens dieses Geschichtswerkes, daß Müller, obschon er für die Genfer Republik eine Geschäftsreise nach Solothurn gemacht, doch es nicht dahin bringen konnte, daß der Druck dort befördert werde. Sogar in Bern, wohin er sich wandte, war die Censur eines rein historischen Werkes ihm entgegen, und nach vieler, ihm gewiß selbst sehr ärgerlichen Hin- und Wiederrede wurde der Druck unter der falschen Bekanntmachung: „Boston 1730," endlich verstattet. Diese Schwierigkeiten eines pedantischen Censurwesens würden viele andere von der Fortsetzung abgehalten, oder die Lust und Laune dazu ihnen benommen haben; Johannes Müller war aber zu sehr für seine Geschichten der Schweitz, wofür er in vielen Jahren vorgearbeitet hatte,

eingenommen, als daß er nicht für die Fortsetzung des Verlags hätte bedacht seyn sollen.

Seine Geschichte der Schweitz war allgemein bekannt geworden, und der Beifall, den er einerndtete, machte den jungen Gelehrten etwas stolz und anmaßend. Berlin schien jetzt unter König Friedrich des Zweiten Regierung für Johannes Müller ein ehrenwerther Platz zu seyn, und gegen Ende des Jahres 1780 nahm er, von glänzenden Hoffnungen emporblühender, man könnte sagen, selbstsüchtiger Schriftsteller umgaukelt, die Reise nach Berlin. Sechs Monate verweilte er dort, und wurde in der Innung der Gelehrten von Profession mit großer Achtung empfangen. In der Hauptsache aber täuschte er sich. In seinem Schriftstellerstolz glaubte er, der philosophische König werde ihn sogleich emporheben, ihn in seine Nähe ziehn. Er gab hier seine Essais historiques heraus, welche allgemeinen Beifall fanden, und die Veranlassung waren, daß er am 12. Februar 1781 dem großen König Friedrich persönlich vorgestellt wurde. Wir wollen über das Weitere der damaligen Geschäfte Johannes Müllers in Berlin einen sehr authentischen Redner hier einstweilen das Wort führen lassen. Er sagt:

„Vom Ehrgeitz gefoltert, kam Müller schon im Jahr 1780 nach Berlin. Seinen Gesinnungen nach war er nichts weniger, als ein Freund Friedrichs des Zweiten, den er in einem Schreiben an Bonstetten sogar einen großen Räuber genannt hatte. Der heftige Wunsch, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu werden, gab den Ausschlag über diese Gesinnungen,

und bestimmte ihn noch obendrein, sich mit einem Jahrgehalt von 400 Rthlrn. zu begnügen. Die Aufgabe war, wie er zum Zweck gelangen solle? Denn Friedrich der Zweite verstand sich zu gut auf die Köpfe, um sich ein Blendwerk vormachen zu lassen. Indem Gleim, Herzberg, und der damalige Thronerbe sehr beschäftigt waren, Müllers Wünsche in Erfüllung zu bringen, gerieth man auf den Gedanken, den jungen Gelehrten durch d'Alembert empfehlen zu lassen. D'Alembert schlug ein. „Man hat mir gemeldet," schrieb er unter den 9. Februar 1789 an den großen König, „es befinde sich jetzt in Berlin ein junger Gelehrter, Namens Müller, der kürzlich eine vortreffliche Geschichte der Schweitz in deutscher Sprache herausgegeben. Man habe diese Geschichte in das Französische übersetzt; sie sey voll Philosophie und dreister Wahrheiten; der Verfasser sey im Stande, französisch zu schreiben, habe Lust, in den Staaten Ew. M. sich zu fixiren, und die Akademie werde an ihm ein vortreffliches Mitglied bekommen, wenn Ew. Maj. es für dienlich hielten, ihn bei derselben aufzunehmen; er werde sich anfangs mit einem mäßigen Gehalt von 400 Rthlrn. begnügen, bis er durch seinen Fleiß verdiene, eine ansehnlichere Belohnung zu erhalten. Ew. Majestät könnten wegen dieses Gelehrten Erkundigungen einziehn; und da ich Theil an dem Flor Dero Akademie nehme, so bin ich so frei, Ew. Majestät um Dero Güte für Herrn Müller zu ersuchen, im Fall Sie denselben nach eingezogener Erkundigung für Ihrer würdig finden."

„Diese Verwendung blieb nicht ohne Erfolg; Friedrich ließ Müllern zu sich kommen; man weiß nichts

von der Unterredung, die er mit ihm hatte; allein das Resultat derselben ist in einem Briefe aufbewahrt, welchen Friedrich unter d. 21. Februar 1781 an d'Alembert schrieb: „Ihr Herr Meyer," heißt es darin, „ist hier gewesen. (Friedrich verwechselte den Namen unstreitig, weil Müller ganz und gar keinen Eindruck auf ihn gemacht hatte.) Ich gestehe Ihnen, daß ich ihn sehr für das Kleine fand. Er hat Versuchungen über die Cimbern und Teutonen angestellt, für die ich ihm keinen Dank weiß. Auch hat er einen Abriß der Universalgeschichte geschrieben, in welchem er sorgfältig wiederholt, was andere besser als er gesagt und geschrieben haben. Will man blos nachschreiben, so wird man die Zahl der Bücher in das Unendliche vermehren, ohne daß das Publikum etwas dabei gewinnt. Das wahre Genie hält sich nicht bei kleinlichen Untersuchungen auf; entweder stellt es die Sachen unter neuen Gestalten dar, oder es überläßt sich der Imagination, oder, was noch besser ist, es wählt interessante und neue Gegenstände. Allein unsern Deutschen ist das Uebel eigen, welches man Logon-Diarrhöa nennt; ehr würde man sie stumm, als sparsam mit Worten machen." — D'Alembert war viel zu sehr Hofmann, um nach einer solchen Erklärung noch ein Wort zu Müllers Vortheil zu verlieren. Ohne ihn wieder bei seinem wahren Namen zu nennen, schrieb er in Beziehung auf ihn unter d. 20. März 1781: „In Ansehung des Urtheils, welches Ew. Maj. über den Herrn Meyer, dessen ich gegen Dieselben zu erwähnen die Ehre hatte, gefällt haben, verlasse ich mich auf Ew. Maj. Man hatte mir Wunderdinge von ihm geschrieben, und ich hatte sie leicht genug geglaubt, um Ew. Majestät zu fragen: ob Ihnen dieser Gelehrte

bekannt sey. Nun bin ich von seinem Werth vollkommen unterrichtet, und sehr ruhig über den Entschluß, den Ew. Majestät seinetwegen fassen werden. Sehr gern glaube ich, daß die deutschen Gelehrten noch ziemlich an der Unpäßlichkeit leiden, die Ew. Majestät so scherzhaft einen Wortdurchfall nennen. Diese Gelehrten dürfen nur öfter aufmerksam Ew. Majestät anhören, oder vielmehr hinhorchen, um von Denenselben zu lernen, nur das zu sagen, was, und wie man es sagen muß."

Jener Beurtheiler fährt weiter dahin fort: — „So scheiterte also Müllers Plan, sich zum Mitgliede der Berlinischen Akademie der Wissenschaften zu machen. Er selbst hat in seiner Autobiographie, in Beziehung auf diesen Umstand gesagt: der Gedanke einer außerordentlichen Anstellung hätte, gleich Minerven, nur aus Jupiters Kopfe hervorgehn dürfen, und in diesem sey er im entscheidenden Augenblick durch Neid und List unterdrückt worden. Ich glaube indeß, daß weder das Eine noch das Andere im Spiel war, und daß Friedrich des Zweiten Geschmack einen Schriftsteller verwarf, der ihm in keiner Hinsicht bedeutend genug schien, um Mitglied einer Akademie zu werden, an deren Spitze er selbst stand. Zwischen Friedrich dem Zweiten und Johannes Müller gab es schwerlich irgend einen Berührungspunct." —

Friedrich der Zweite mußte mit Johannes Müller, bei dessen persönlichem Erscheinen, ohnfehlbar sehr unzufrieden gewesen seyn. Der König sichtete die Menschen nach ihren Gesichtsbildungen, und Müller war ihm

eine widersprechende Gestalt. Jener mitunter sehr scharf sichtende Biograph fährt über Müller fort:

„Wie Müller durch Friedrichs des Zweiten Gleichgültigkeit aus Berlin entfernt, den Entschluß faßte, nach Genf zurück zu gehen; wie er auf dem Wege dahin durch die Verwendung des Staatsministers und General-Lieutenants von Schliefen eine kleine Anstellung bei dem Karolinum in Kassel fand (1781); wie er zwei Jahre später diesen Posten wieder verließ, um zu Valeiers einem Gute seines Freundes von Bonstetten, dem Studium der Geschichte obzuliegen; wie er auf einen Ruf des letzten Churfürsten von Mainz nach Mainz ging (1786), und daselbst in dem vertrautesten Umgang mit Friedrich Karl Joseph zugleich als Staatsrath und Geschichtsschreiber arbeitete; wie er bald nach dem Ausbruch des Revolutionskrieges ungefähr sechs Wochen vor dem Einfall der Franzosen unter Cüstine von Aschaffenburg nach Wien gesandt wurde, und ohne daselbst irgend etwas auszurichten, sich eine Anstellung bei der geheimen Hof- und Staatskanzlei gefallen ließ; wie er, von lästigen Berufsarbeiten gemartert, zur Vertheidigung des deutschen Namens, der Selbstständigkeit einer großen Monarchie, und eines Gleichgewichts in Europa, deutschen Muth gegen ausländische Präpotenz ausrief; wie er von Wien aus eine Reise in sein Vaterland machte, und sich nach Wien zurückzög, als eben der Revolutionssturm über sein Vaterland ausbrechen sollte; wie er als Kustos der kaiserlichen Bibliothek sich mehrere Jahre hindurch sehr wohl befand, bis er sich durch das Censurwesen und durch Zurücksetzung genirt und beleidigt fühlte: dieses alles mag man, wenn man Lust

dazu hat, in seiner Autobiographie nachlesen, ohne daß wir uns eine andere Bemerkung erlauben, als die, daß sich Müller da von seiner starken Seite geschildert hat, wo es der Wahrheit gemäßer gewesen seyn würde, sich von seiner schwachen Seite darzustellen."

Ein anderer Biograph, der mindestens ein gleiches historisches Zutrauen verdient, sagt über diesen Zeitraum der Lebensperiode von Johannes Müller, dessen politisches Leben sich nie auflichten wird, folgendes:

„Im Jahr 1780, da der erste Theil seiner Geschichte der Schweitz gedruckt wurde, machte er eine Reise nach Berlin und lernte daselbst den großen König Friedrich kennen, welcher ihn zwar sehr begünstigte; indeß kam die von Gleim prophezeihte Anstellung doch nicht zu Stande. Die während dieser Zeit ausgebrochenen Unruhen zu Genf bewogen ihn zu schneller Rückkehr. Im Jahr 1781 erhielt er zu Kassel eine Professur am Karolinum; und im darauf folgenden Jahr ernannte ihn der Landgraf zum Rath und Unterbibliothekar. 1783 nahm er Urlaub in sein Vaterland, und durchlebte den größten Theil dieses Jahres in ländlicher Stille auf einem Gute seines Freundes, des Generalprocurators Tronchin, welches nahe bei Genf liegt, und den schönen Namen Delice führt. — Indeß hatte Müllers strebender Geist seine Umarbeitung der Geschichte der Schweitz beschlossen. Zu diesem Ende begab er sich im Winter 1784 nach Valeires, einem Landgute Bonstettens, wo er sich ausschließend mit diesem Werke beschäftigte. Im Jahr 1785 hielt er zu Bern Vorlesungen über die Geschichte der alten Welt mit Anwendun-

gen auf die neueste Zeit, und genoß auch hier das Vergnügen des ungetheiltesten Beifalls der Edlen. Er trennte sich im folgenden Jahre mit Wehmuth von dieser vortrefflichen Gesellschaft, als der selbst sehr gebildete Churfürst von Mainz, Friedrich Karl Joseph, ihn zum Hofrath und Universitäts-Bibliothekar, im nächsten Jahr zu seinem geheimen Kabinets-Secretär mit dem Character eines geheimen Konferenzrathes, und endlich im Jahr 1791 zum geheimen Staatsrath ernannte. Er wurde von dem edlen Churfürsten mit väterlicher Freundlichkeit, mit der zartesten Aufmerksamkeit behandelt. In diesen Jahren, welche Müller als Schriftsteller und Geschäftsmann mit rastloser Thätigkeit zubrachte, erschienen drittehalb Theile der umgearbeiteten Schweitzer Geschichte, und einige kleinere Schriften. — Im Jahre 1792, da Müller sich eben mit dem Churfürsten zu Aschaffenburg in wichtigen Geschäften des damals ausgebrochenen französischen Revolutionskrieges befand, wurde er durch einen Besuch des verewigten Herder erfreut. Zu gleicher Zeit erhielt er einen Ruf nach Wien. Er begab sich zwar in diese Stadt, kehrte aber bald darauf nochmals nach Mainz zurück, und begab sich zu seinem Churfürsten nach Eichsfelde. Im Jahre 1795 endlich überließ ihn der edle Fürst an Kaiser Franz den Zweiten, welcher ihn zum wirklichen Hofrath und Staatsofficialen bei der geheimen Staats- und Hof-Kanzlei zu Wien ernannte, und ihn zugleich in den Adelstand erhob. Im Jahre 1800 wurde er nach Denis Tode erster Kustos der Hofbibliothek." —

Nicht ohne hinreichenden Grund haben wir diese Notizen anderer über Johannes von Müller hier einge-

schaltet, und gewissermaßen dem Lebenslauf desselben dadurch vorgegriffen; denn wir sind der Meinung, daß bei einem Mann, der mehr nach seinem intensiven Leben zu beschauen ist, dem Geschichtschreiber es wohl anstehe, wenn er schon früh den Gesichtspunct angiebt, welcher die Tendenz des Mannes war, dessen Leben er schildert. Jetzt zu ihm selbst zurück! — Von Preußens großem Könige zurückgewiesen, auf eine Art, wonach Müller nicht indignirt seyn konnte, obschon, wie man sagt, bei seinen Sollicitationen nur ein mageres Rectorat angetragen sey, verließ er in Berlin, und nahm in Kassel unter Begünstigung des Staatsminister von Schliessen die Professur der Geschichte an dem dortigen Karolinum an. Allgemeinen Beifall hatten hier seine historischen Vorlesungen, und Männer des ersten Ranges besuchten sie. Müllers Ehrgeitz war in Berlin zu empfindlich beleidigt, als daß er nicht jetzt seine ganze Kraft hätte anstrengen sollen, um zu zeigen, was er vermöge. Er wurde bald in die Société des Antiquités in Kassel aufgenommen, und schrieb zwei Dissertationen: De l'influençe des anciens sur les modernes, und Histoire de l'établissement et de la domination temporelle du souverain pontife dans la dernière moitié du 8. siècle. — Letztere, im Anfang unbedeutend erscheinende Schrift ist bei strengerer Prüfung sehr gehaltvoll, und man findet bald, daß sie aus einem, nach der Uranlage republikanischen Kopfe ihr Erzeugniß, ihre Gestaltung erhalten haben müsse. Besonders in Rom nahm man diese Schrift mit großem Beifall auf, und eine nicht unrühmliche Anstellung würde dem Johannes Müller an den Umgebungen des Kapitols nicht entgangen seyn, wenn er seinen Glauben hätte umtauschen mögen. Diese strenge Konsequenz ge-

winnt ihm unsern Beifall. Man weiß, daß im Conclave seine anscheinend für den Katholicismus geschriebene Ausarbeitung sehr vielen Beifall fand, und daß er durch die dritte Hand eingeladen wurde, dem papistischen System sich immer mehr zu nähern; er blieb sich aber konsequent, und schlug die ehrenvollsten Anerbietungen aus.

Ernst war es ihm mit seinen Religionsgrundsätzen; das beweiset sein im Jahr 1782 niedergeschriebenes Gespräch mit Aglaja über das Christenthum. — Von 1783 an, wo er die Bibliothekarstelle in Wien abgab, lebte er wieder bei Robert Tronchin in der Schweiz als Gesellschafter und Vorleser. Obschon er mit vieler Celebrität seine historischen Vorlesungen hier wiederholte, so wurde ihm doch sein Aufenthalt und sein Verhältniß hier bald drückend. Der kränkliche, alternde Tronchin war ein sehr eigenwilliger, eigensinniger Mann geworden, dessen Launen, wenn man sie auch mit dem Krankheitsstoff entschuldigen mußte, doch von einem Schriftsteller, der die Historien des freiesten Volkes nördlicher Hemisphäre jetzt vollenden wollte, und von dem Freiheitssinn begeistert war, nicht länger ertragen werden mogten. Im October 1784 verließ Johannes Müller daher das Haus seines wunderlich gewordenen Gönners, und seine nachherigen Wanderungen und Irrfahrten sind aus den vorhin gegebenen Auszügen aus andern über ihn sprechenden Schriftstellern bereits angedeutet. Was sein litterarisches Vorschreiten und Wirken betrifft, so neigte er sich jetzt auch mehr der Würdigung der neuern Politik, dem Zweck des Zeitalters an. Beweise davon sind seine kurze, aber gediegene Abhand-

lung „zweierlei Freiheit!" — und „Darstellung des deutschen Fürstenbundes," so wie „die Betrachtungen Deutschlands vom Fürstenbunde (1788)." Auch müssen wir ein in dieser Zeitperiode von ihm erschienenes Werklein: „Briefe zweier Domherrn (1787)" noch anführen, worin er mit lebendiger Wärme über die Verbesserung der Domstifter spricht. Angestrengte Berufsarbeiten sowohl, als das, nach den Ermüdungen des Tages ununterbrochen fortgesetzte Studium und die damit verbundenen litterarischen Ausarbeitungen, das alles zog ihm im Jahr 1789 eine sehr langwierige Krankheit zu, wovon er sich kaum nothdürftig erholt hatte, als er seine Geschäfte wieder antrat, und bei der Kaiserwahl Leopolds in Frankfurt erschien. Nachher zeigte sich wieder seine Eigenwilligkeit; er war unzufrieden darüber, daß er auch im Finanzfach arbeiten und eine politische Repräsentation machen sollte, wodurch er seinen Studien entrissen wurde; und dazu kam ein störendes Mißverhältniß zwischen ihm und Albini, so daß er zu Ende genannten Jahres sich bewogen fand, seinen Abschied zu suchen. Der hochgebildete Churfürst von Mainz verweigerte so lange als möglich Müllers Abschiedsgesuch, während letzterer von den Höfen von Wien und Berlin die glänzendsten Anträge abermals erhielt. — Endlich gab er nach, und blieb; der Churfürst ernannte ihn zum geheimen Staatsrath und Staatsreferendar, so wie zum Director der Churrheinischen Reichsarchive. Die Erhebung Müllers in den Reichsadelstand, wo er die Bezeichnung edler von Müller zu Sylvelden und Reichsritter erhielt, war nicht die Folge eigner Bewerbung, sondern der feinen Aufmerksamkeit und Verwendung eines Dalberg, welcher wohl wußte, daß dem

Ehrgeitz eines Müller einige Nahrung gegeben werden mußte, um ihn dauernd an das südliche Deutschland zu fesseln. — Nicht volle zwei Jahre arbeitete nun Müller sehr angestrengt, bald in Mainz, bald in Aschaffenburg. Eine Geschäftsreise hielt ihn sehr geraume Zeit im Jahr 1792 in Wien zurück, und als er in Mainz im October wieder eintraf, fand er diesen alten Churfürstlichen Sitz in dem Besitz der französischen Revolutionärs. Von vielen Seiten der Bürgerschaft, welche in den ersten Taumel der Freiheit mit hingerissen wurde, geschahen ihm die ehrenvollsten Anträge, und nicht minder von dem französischen Obergeneral Cüstine, welcher diese Rheingegenden damals besetzt hielt. Allein damals war Johannes Müller noch dem ganzen französischen Revolutionswesen abhold, und lehnte alle ihm geschehene Anerbietungen mit einer ihm zu Gebot stehenden Gewandtheit ab. Er packte seine in Hinsicht der Urkunden und alten historischen Nachrichten sehr seltene Bibliothek ein, und sandte sie nach Wien, wohin er selbst folgte, um vielleicht für immer Mainz zu verlassen. Sein übriges, dort zurückbleibendes Vermögen war nicht des Nennens werth, wie das bei Stubengelehrten sehr häufig der Fall ist. Dalberg schied sehr ungern von ihm; allein die Zeit drängte.

In Wien wurde Müller sogleich zu kaiserlichem Hofrath bei der geheimen Hof- und Staats-Kanzlei ernannt, ein Dienst, welcher mehr seinen Fähigkeiten und Kenntnissen, als seiner Lust und seinem Willen ansprach. Von Verfolgungen war Johannes Müller, wie alle große Geister, deren Werth erst nach dem Tode erkannt wird, im Leben nicht frei. Georg Forster, der nach

ihm den Platz Müllers in Mainz einnahm, wenigstens theilweise, scheint besondere Mühe, welche er besser den Studien hätte widmen können, darauf gewendet zu haben, Müllers litterarische Meinung, seine politische Tendenz und sein Privatleben zu sichten. Letzteres zu thun, schwärmt in das Gebiet der Pasquille, und denn Staat und Wissenschaft haben nichts mit dem Privatmann, sondern nur mit dem Staatsmann und mit dem Gelehrten zu thun; das Privatleben muß solchen öffentlichen Beurtheilungen fremd bleiben. In Mainz verunglimpfte Georg Forster seinen Vorgänger Johannes von Müller dadurch, daß er das Gerücht glaubhaft machen wollte, als wenn Müller bedeutend die Revolution der Mainzer gefördert habe, welches Müller überall mit der Mäßigung, die den ernsten Mann geziemt, nicht nur bestritt, sondern auch das Gegentheil da, wo es nöthig war, bewies.

Mehr noch erwarteten Müllers Feinde seinen baldigen Sturz dadurch, weil er nicht, wie man geglaubt, hier von dem Protestantismus zu der Glaubenslehre der Katholiken, der dort herrschenden, übergegangen war. Mogte Müller vielleicht Motive des Ehrgeitzes gehabt haben, sein Glaubensbekenntniß zu wechseln, mogte er dann vielleicht auch eine höhere Förderung zu erwarten gehabt haben, so war die Erzählung von den drei Ringen ihm doch in frischem Angedenken, und er bewies hier eine achtungswerthe Consequenz, indem er der Lehre, worin er erzogen, treu blieb. Der Hof von Wien hatte auch in der That an ihm einen sehr treuen Diener, und erkannte es, bis Neid und Kabale denselben zu sehr verleumdeten. Um diese Zeit schrieb er 1795:

die Uebereilungen und der Reichsfriede; ferner im Jahr 1796 nach Abschluß des Basler Separatfriedens, welchen Preußen zum Mißbehagen Oestreichs mit der französischen Republik geschlossen hatte, die Gefahren der Zeit, so wied enn auch Mantua und die Ausbeute von Borgoforte; bald darauf erschien seine kurze Schrift: das sicherste Mittel zum Frieden, im Publikum, und in allen diesen Schriften spricht Johannes von Müller mit der Dreistigkeit eines Schweitzers. Man verdachte ihm diese oft nur allzu freie Sprache sehr, und suchte daraus Gelegenheit hervor, ihn mehr und immer mehr zu quälen. An größere Schriften, als jene Flugschriften, durfte er jetzt sich nicht machen, da die östreichische Censur bei dem Freiheitsschwindel, der auch ganz Deutschland ergriffen zu haben schien, jetzt drückender als jemals war.

Müller lieferte in dieser drückenden Zeit nur noch eine geringe Fortsetzung seiner Schweitzer Geschichten, und arbeitete mehr und fleißiger an Recensionen in der „Jenaer allgemeinen Litteraturzeitung" und zwar im historischen Fach. Er that dies um so lieber, weil er hier im historischen Zeitgeist sich freier auszusprechen, oft Gelegenheit hatte, als es ihm unter der Wiener Censur verstattet gewesen seyn würde. — Bald aber nahm sein Schicksal wieder eine andere Wendung. Die Schweitz wurde ein Zankapfel zwischen Frankreich und Oestreich. Die Bündner, die Kantone waren allein weder der einen, noch der andern Macht zum Widerstand gewachsen; die Hülfe, welche man von einer dritten Macht erwarten durfte, war zu ungewiß und zu fern, und die Schweitzer mußten es erfahren, wie Oestreich

die Schweitz hinzunehmen beschlossen habe, um eine bessere Verbindung mit seinen italienischen Besitzungen, welche man wieder zu erhalten strebte, sich zu schirmen. Unter diesem Verhältniß begehrte Johannes von Müller seinen Abschied aus dem östreichischen Dienst, damit sein Vaterland nicht falschen Argwohn gegen ihn schöpfen möge — denn er war ein geborner Schweitzer! — Die Dinge gestalteten sich anders. Das neue Frankreich bemächtigte sich, besonders nach den glänzenden Siegen in Italien, der Schweitz, und ließ ihr den Schein der Freiheit, während französische Präponderanz und Politik einwirkend und vorherrschend wurde. Johannes von Müller blieb daher in seinem Posten, und lehnte im Jahr 1798 das Anerbieten der Helvetier, als Mitglied des obersten helvetischen Bundes, wozu Schafhausen ihn erwählt hatte, etwas unbehutsam im Ausdruck, ab. Seine Meinung, seine Tendenz waren aber nationell. Er glaubte, jetzt in Wien seinen Landsleuten bessere Dienste leisten und gewähren zu können, als wenn er an einer stürmischen Volkspartei Antheil genommen hätte. So war er denn auch vielen seiner Landsleute, die bei den Schweitzer Unruhen nach Wien flüchteten, ein treuer, thätiger Beschützer, und in seiner Lage konnte er es seyn. —

Sein öffentliches Verhältniß am Hofe war dagegen für ihn nicht das erfreulichste. Das Geringste, was er that oder äußerte, stutzten eine Menge von Menschen so auf, daß es als verdächtig erschien; denn Auflaurer umgaben ihn überall an diesem Hofe, wo die Intrigue und Kabale, wie an jedem andern, neben der Langweil ihre Wohn-

sitze aufgeschlagen hatten. Verhaßt war er vielen Leuten wegen seines vorherrschenden Kopfes, wegen seiner freien Sprache und Schreibart, verhaßt war er besonders dem alten Adel als Emporkömmling, und in diesen Zeiten des allgemeinen Freiheitschwindels ihn dem Hofe immer verdächtiger zu machen, war daher ein Leichtes.

Mit Freuden entfernte er sich daher auch im Herbst des Jahres 1800 von dem ihm widrigen Hofdienst, und nahm die Stelle des ersten Hofbibliothekars an der kaiserlichen, sehr schätzbaren Bibliothek an, nachdem der bekannte Abt Denis *) mit Tode abgegangen. Hier war er ganz wieder in seiner Sphäre, nemlich in einer gewissen Independenz, wobei er aus sehr reichen Quellen für Litteraturgeschichte und für die Annalen der Weltgeschichte — seine Lieblingsstudien — schöpfen konnte. Er vollendete hier den von seinem Vorgänger angefangenen Katalog dieser bekannt ausgezeichneten Bibliothek, welche reich an Seltenheiten des Drucks, und eben so an Handschriften ist; zugleich setzte er aber auch seine Geschichten der Schweitz hier mit erneuerter

*) Er ist besonders bekannt durch seine Uebersetzung des Ossian, welcher er nebst vielen gelehrten Anmerkungen im 6ten Theil seine eignen Dichtungen beifügte. Das Ganze erschien unter dem Titel: Ossians und Sineds Lieder. Beiläufig bemerken wir noch von ihm, wie er in seinem Testament ausdrücklich verfügt hatte, daß sein Schädel nicht an den damals Aufsehn erregenden Dr. Gall gegeben werden solle.

Emsigkeit fort. Dieses angenehme, freie, sorgenlose Wesen des Stubengelehrten dauerte bis gegen Ende des Jahres 1803.

Müller war in mancherlei Verbindungen, und Intriguanten bemerkten sehr wohl, daß er keine Lebenskenntniß habe, daß die Gaunerstreiche einer gewissen Klasse der größern Welt ihm, dem Stubengelehrten, fremd wären. Diese Unkunde wurde trefflich gegen ihn benutzt. Er hatte sich in eine Bahn eingedrängt gehabt, in welcher man geboren und erzogen seyn muß, um mit Zurücklegung alles Ehrgeitzes nothdürftig durchzukommen. — Dazu kam die Bedrängtheit seiner äußern Lage, und die daraus veranlaßte Verfolgung seiner, durch den Siegeslerm seiner Feinde. Er selbst war nemlich nie guter Oekonom gewesen, obgleich Fremde von seiner Nichtachtung des Geldes mehr genossen hatten, als er selbst. Mißtrauen war seinem arglosen Herzen fremd, und also wurde er auch vielfältig in dieser Hinsicht gemißbraucht. Besonders Bürgschaften, die er geleistet gehabt, waren in Wien die nächste Veranlassung, daß er gerichtlich verfolgt und in seinen Studien gestört wurde. Um so unangenehmer wurde ihm der Aufenthalt dort, da sein Kampf mit der Censuranstalt in immer lebendigere Bewegung gerieth.

Wie konnte aber auch wohl, mögte hier der Biograph fragen, der Sohn des Landes der Freiheit, der die Geschichte der Abreißung eines großen Volkes von dem Hause Habsburg schrieb, sich zu damaliger Zeit nach Wien wenden wollen? War die errung'ne Freiheit der Schweitz nicht damals immer noch dem Hause

Oestreich eine unangenehme Erinnerung, und unangenehmer noch in dieser Zeit, wo die Freiheit ihr Pannier aufzupflanzen, und das neue Frankreich ganz Europa zu entzünden schien? Johannes von Müller schrieb für die Freiheit, und mußte daher dem Wiener Hofe immer verdächtiger werden. Der Argwohn hatte Platz gegriffen, und Argwohn ist das Erzeugniß der Schwäche. — Müller entsagte dem ängstlichen Verhältniß, in welchem er zu Wien stand, und ging nach Berlin, um den schon früher von ihm ausgeschlagenen Ruf, zum wirklichen Mitgliede der Akademie der Künste und Wissenschaften, nunmehro anzunehmen, mit dem Character als geheimer Hofrath. Als Historiograph des Hauses Hohenzollern trat er in dieses Verhältniß ein. Dieser Wechsel der Verhältnisse ward ihm im May 1804, nachdem er kurz vorher die Schweitz noch einmal besucht, und von alten, bewährten Freunden dort Abschied genommen hatte. —

In Berlin schien er sich zu gefallen; denn der hohe Geist König Friedrich des Zweiten, und die Liberalität seines oft verkannten Nachfolgers, Friedrich Wilhelm des Zweiten, schienen dort noch zu walten. Müller wurde dort von Gelehrten und Dilettanten geehrt, und hatte Gelegenheit und Muße, eine freiere Feder zu führen, und die früher durchdachten Werke seiner historischen Muse hier zu weiterer Vollendung zu bringen.

Der Krieg von 1806 zwischen Preußen in Verbindung mit Rußland gegen Frankreich war ausgesprochen. Noch nun unter d. 6. October 1806 hatte Johannes von Müller mit nicht geringer Mühe durch eine Kabi=

netsordre die Erlaubniß erhalten gehabt, das geheime Staatsarchiv einsehn zu dürfen, um eine authentische Geschichte des König Friedrich des Zweiten zu schreiben. — Jetzt, ehe er dieses Werk, welches gewiß die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich gezogen haben würde, beginnen konnte, war er als Historiograph im Gefolge des Generalstabes der preußischen Armee, welche am 14. October 1806 von der französischen Uebermacht und Taktik eine unerwartet große, die Nachbarländer in Schrecken setzende, und Preußen für den Moment vernichtende Niederlage erlitt. — Die preußische Armee wurde zersprengt, und Müller eilte auf dem kürzesten Wege nach Berlin zurück, der Ereignisse gewärtig, die da folgen würden.

Von diesem Augenblick an scheint sein Wesen, sein Benehmen zweideutig gewesen. Ohne ihn entschuldigen zu wollen, müssen wir annehmen, daß er als Historiker mit prophetischem Geist den Erfolg der Schlacht von Jena voraussah, und daß er, der selbst nicht unter den Waffen war, nicht zu dem Kriegsrath gehörte, dahin eilte, wo des Historikers Eigenthum, nemlich die Büchersammlung und die Handschriften sich befanden. — Der französische Kaiser war siegreich in der Residenz der preußischen Staaten, in Berlin, eingezogen. Johannes von Müller hatte am 20. November 1806 eine Privataudienz bei ihm. Ob diese von letzterm gefordert, oder von erstern gesucht worden, darüber schwebt ein Dunkel. So viel ist aber gewiß, daß Johannes von Müller sehr zufrieden von dem französischen Kaiser sich beurlaubte, und in geheimnißreiches Schweigen forthin sein ganzes Thun und Treiben verhüllte. — Daß Johannes

von Müller jetzt andere Ansichten gewonnen haben mogte, beweiset seine Rede, die er am 29. Januar 1807 in der Akademie hielt, de la gloire de Fréderic II. Ohne die sophistischen Wendungen und Schlupfwinkel, welche in dieser, im oratorischen Styl fürtreff-lichen Rede enthalten sind, hier aufsuchen zu wollen, so ist doch so viel gewiß, daß sie in der Allgemeinheit den Nationalen mißfallen mußte, und Johannes von Müller bald darauf veranlaßte, die Residenz des preußischen Königshauses zu verlassen, wenn er nicht hätte Unannehmlichkeiten ausgesetzt seyn mögen. Denn je größer die Stadt, desto größer die Ausschweifungen, die Zusammenrottirungen!

Müller nahm den Ruf des König von Wirtemberg als Professor der Geschichte und Statistik an die Universität von Tübingen, der ihm sogleich ward, zwar an, obschon ein geringerer Gehalt damit verbunden war; allein bei dem allen mußte er doch noch bis zum October 1807 in Berlin verweilen, weil er um diese Zeit erst seine Entlassung von dem preußischen Hofe, der damals in Memel sich aufhielt, bekam.

Der Tilsiter Frieden war geschlossen, und von Preußen die Länder zwischen der Elbe und Weser, — anderer harten Bedingungen nicht zu erwähnen — zu der Disposition des französischen Kaisers gestellt. Napoleon, der seine Dynastie dauernd zu machen strebte, erhob seinen jüngsten Bruder, Hieronymus, zum Herrscher über diese schönen Provinzen, und gab ihnen den Namen: Königreich Westphalen. Der junge König bedurfte eines vielerfahrenen Mentors, und der französische Kaiser

warf sein Auge auf Johannes von Müller, den er persönlich kennen gelernt, und der mit den Geschichten und Verhältnissen dieser Länder bekannt war. Als nun Müller auf seiner Reise nach Tübingen sich befand, um dort die Professur zu übernehmen, erreichte ihn am 5. November ein französischer Kourier, der ihn schon in Berlin u. s. f. aufgesucht hatte, und überreichte ihm ein Handschreiben des französischen Kaisers, wonach dieser in Fontainebleau ihn zu sprechen begehrte. Am 12. Nov. war Müller in Fontainebleau, und so viel ist gewiß, daß er gegen den Minister Maret sich erklärte, wie er eine offizielle Anstellung ausschlagen müsse, indem er sich ganz und gar dazu nicht eigne. Indeß französische Beredsamkeit und französische Schmeichelei siegten, und am 17. November erhielt Johannes von Müller seine Bestallung als königlich westphälischer Minister-Staatssecretair. Am folgenden Morgen erhielt er das Großkreuz des holländischen Löwenordens, und in der Mitte Decembers ging er in dieser Function nach der Residenz des neuen Königs, nach Kassel ab. —

Die Function eines Minister-Staatssecretär, besonders nach den damaligen französischen Formen der Schnelligkeit, bedarf ohnfehlbar eines raschen, schnell aufgreifenden Kopfes, eines lebendigen Mannes, und nicht ein tiefdenkender Stubengelehrter, wie Johannes von Müller es war, eignet sich dazu. Er war hier nicht in seiner Sphäre, und suchte seine Entlassung. Die provisorische Regierung der vier Minister fand das auch; um aber einen so bedeutenden Gelehrten dem Lande zu erhalten, ernannte ihn der König von West-

phalen im Januar 1808 zum Staatsrath und Generaldirector des öffentlichen Unterrichts.

Als Generaldirector des Unterrichts war er in einer mißlichen Lage. Alle alte Gebäude der Erziehung und Bildung wurden von der neuen Regierung umgestürzt, die Dotationen, welche Jahrhunderte lang Pfründen gegeben hatten, eingezogen, und eben so das Grund-Eigenthum der öffentlichen Anstalten, welche bis dahin in sich selbst und durch sich selbst gewirkt hatten. Diesem vorherrschenden Geist der Habsucht der neuen Regierung sollte nun Johannes von Müller entgegen wirken. Er sprach und schrieb darüber frei, wie ein Schweitzer. Vieles vermogte er freilich nicht abzuwenden. Doch aber verdankt ihm z. B. die Universität Marburg die Fortdauer damaliger Zeit, und Göttingen und Halle, wenigstens theilweise, die Sicherung ihrer Dotationen, so wie die sämmtlichen Professoren der aufgelöseten Universitäten durch Müllers Vermittelung entweder neue Anstellungen, oder doch ihren bisher bezogenen Gehalt als Pension behielten. Freilich kamen bei dieser Aufhebung mehrerer Universitäten die Professores extraordinarii, welche noch kein bestimmtes Gehalt bezogen hatten, in eine mißliche Stellung; das Honorar der Studierenden, welches ihr Emolument gewesen, entging ihnen, und in dieser Zeit des Umsturzes aller frühern Verhältnisse waren die noch blühenden Universitäten so überhäuft mit lesenden Professoren, daß auch für den gelehrtesten, wohl unterrichteten Mann in jener schweren, düstern Zeit keine gemächliche Existenz zu finden war. Johannes von Müller that indeß alles, was in seinen Kräften stand, den Gelehrten um der Erhal-

tung deutscher Gelehrsamkeit willen, aufrecht zu erhalten, und aus eignen Mitteln machte er in dieser Hinsicht Ausgaben, obschon er für seine eignen ökonomischen Verhältnisse gerade jetzt dringendst zu sorgen hatte.

Die Täuschung der französischen Usurpation in Deutschland, welcher er vertrauend sich hingegeben hatte, nagte bald an seinem Leben, machte ihn mißmüthig, übel gestimmt, und er beklagte oft gegen die wenigen Vertrauten, die er hatte, daß er durch französische Galanterie sich habe bethören lassen, um ein Rad mehr in dem großen Uhrwerk zu seyn, welches nach den Traumgestalten der neuen französischen Dynastie ganz Europa zu den Stuffen des Hofes von St. Cloud legen sollte. Bei diesem nationellen Mißmuth, wenn man ihn so nennen mag, kam noch das Andrängen ungestümer Gläubiger hinzu, und die politische Täuschung, welche Napoleon, mit der Macht und Gewalt aller Art umgeben, bald offenkundig erklärte. Sein dominirendes Genie wußte jedes Verhältniß zu berechnen, jede Kraft zu motiviren, und für sein Interesse in Bewegung zu sezzen, und zwar im Geheim durch Federn, deren Wirkung der Oeffentlichkeit entzogen werden muß, wenn man die Allgemeinheit der Nationalen in den Geschichten der vergangenen Zeit nicht entwürdigen will. —

So wurde denn auch Johannes von Müller, der ein Mann des Volkes in litterarischer Hinsicht zu seyn schien, durch Trugmittel mancher Art an das Interesse des französischen Kaisers geschmiedet. Das letzte Aufzucken des freien Gemüths findet man in der Vorrede zu der 1sten Abtheil. des 5ten Theiles der Schweitzer Geschichten, und in

den „vertrauten Briefen" aus jener schwer beladenen Zeit. Wir heben hier aus, was ein Anderer von ihm sagt:

„Sein großer, bald nach ihm vollendeter Freund Heyne schrieb davon an Müllers Bruder: „„Hätte der Kummer ein Gewicht, das sich in Summen bringen ließe, wie viele tausend Zentner würden in diesen Blättern auf einander liegen.""

Müller sehnte sich, überall getäuscht, nach seinem Vaterlande zurück, denn das ganze Verhältniß an dem damaligen Hofe von Kassel war ihm unheimlich, nicht ansprechend. An seine Schweitzer Freunde mag er wohl Briefe desfalls im engsten Vertrauen geschrieben haben. Genug, es wurde der Plan gemacht, ihn nach der Schweitz zurück zu ziehn; aber es war zu spät. Die Tagesatzung, welche über die Bestimmung der Pension zu entscheiden hatte, war am 5. Juny 1809 versammelt gewesen, und vier Tage darauf erfuhr man bereits Müllers Ableben.

Ehe wir weiter gehen, muß der Biograph, der Johannes von Müller zu der Zeit, als jener westphälischer Staatssecretär war, persönlich kennen lernte, von ihm in engerer Beziehung reden. — Der westphälische Hof konnte einem Müller unmöglich ansprechend seyn. Denn dieser Hof war schwelgerisch, und die Unterstützung wurde nur den galanten Künsten und Wissenschaften, nicht den ernsten Studien, welchen Müller sein ganzes Leben hindurch sich gewidmet gehabt. Das Mißbehagen lag ihm auf dem Gesicht, besonders als ihn Referent zum zweiten Mal in Magdeburg sah und

sprach. Es war dies im Jahr 1809, als der neue König von Westphalen, von seinen Ministern und Kammerherrn begleitet, eine Reise durch die ihm zugewendeten Departements machte, und daher auch Magdeburg mit seinem Besuch auf einige Tage beglückte. Johannes von Müller war in seinem Gefolge, und zunächst gab der Präfect dem König, der aber selbst wegen Unpäßlichkeit nicht erschien, ein Fest. Wohl aber erschienen bei diesem Ball die Minister, Kammerherrn, u. s. w. und mit ihnen Johannes von Müller in der überreich gestickten Uniform. Man sah es ihm an, daß dieses Gallakleid sowohl, als das ganze Etiquett ihm, dem Stubengelehrten, höchst lästig sey, und es lag der schwere Gram über den Verfall des Menschengeschlechtes auf seinem Gesicht. Er mischte sich auch nicht in das bunte Gewirr der Gesellschaft; mit hinten zusammen geschlagenen Händen sah er dem Tanz zu, und sagte jemandem, der sich ihm näherte, und den er sogleich wieder erkannte: — Wohl denen, die jetzt noch Lust zum Tanzen haben. Man muß in der That an diesem lustigen Muth der Jugend sich zu erholen suchen. —

Er unterhielt sich nachher mit dem Referenten eine geraume Zeit, und zwar in deutscher Sprache, welche Müller sehr wohl gerundet, frei von allen Provinzialismen redete, und fragte etwas naiv, und fast sarkastisch:

— Wie gefällt Ihnen unsere Verfassung? —

„Man muß das Ende abwarten!" — erwiederte jener.

— Das Ende? — lächelte Müller. — Glauben Sie es zu erleben? —

„Ich hoffe es," war die Antwort.

— Wenn ich nicht Müller wär, und wenn die Schweitz nicht mein Vaterland wäre, so würde ich Sie jetzt dem Generalcommissär der Polizei anzeigen müssen. Aber per aspra ad astra! Ich kenne Sie bereits, und — schlafen Sie ruhig! —

Das Letztere sagte er fast überlaut; und zog sich wieder zu den gallonirten Uniformen hin.

Müller war mittlerer Statur, sein Gesicht unbedeutend, nichts-sagend; was besonders von seinen kleinen, rothentzündeten Augen herkam. Diese Augen hatte er durch die vielen Nachtwachen, und durch das ununterbrochene Lesen der oft unleserlichen Handschriften und Urkunden in den großen Bibliotheken, bekommen. Sein Körper war übrigens ebenmäßig gebaut, und in der Rede war Müller gewandt, fast horchend, ohne in dem Unterhaltungston durch Präpotenz eine dominirende Stimme behaupten zu wollen. Er war ohne alle Anmaßung, vernachlässigte fast sein Aeußeres, obschon am westphälischen Hofe so sehr auf das Förmliche gesehn wurde, und gesehn werden mußte; — denn er meinte, daß die Geisteskraft von innen heraus wirken und vorherrschen müsse, und daß das Formenwesen jedesmal eine Schlaffheit des Gouvernements beweise. „Hat die Schweitz eine ministerielle Form?" sagte er einst am Hofe auf Napoleonshöhe. „Wird sie nicht immer bestehen, eben

weil ihr die Form fehlt?" *) Die Schranzen wandten sich von ihm, ohne ihn verdächtig machen zu können und zu dürfen.

Die nächste Ursach des Todes Johannes von Müller ist seiner sitzenden Lebensart zuzuschreiben. Seine rothentzündeten Augen hinderten ihn nicht, auch noch in den letzten Jahren seine Studien Nächte hindurch fortzusetzen, und eben so wenig konnten die in der letzten Zeit überhand nehmenden Hämorrhoiden ihn bestimmen, von seinen alten Gewohnheiten abzugehn, besonders dem Genuß starken Kaffees zu entsagen. — Im Jahr 1808 schien er aber bereits eine Ahndung seines Todes zu haben, denn er legte um diese Zeit seinen letzten Willen nieder; in diesem Testament schlug er die Mittel vor, wodurch nach seinem Tode seine Schulden, die nicht gering waren, getilgt werden könnten.

Er schloß die Augen am Morgen des 29. May 1809, an einem mit Entzündung des Gesichts und ununterbrochenem Schlucken verbundenen Gallenfieber. Kurz vor seinem Hinscheiden hatte der lange dauernde Fieberparoximus ihn verlassen; ruhig, dem Leben entsagend, sah er dem herannahenden Tode entgegen, und

*) La Suisse, a-t-elle une forme ordonnée des ministres? Ne durera-t-elle pas, parceque la forme, préscrite d'un seul souverain lui manque?! Dies waren seine eignen Worte.

seine letzten Worte sollen gewesen seyn: „Alles, was ist, ist von Gott, und alles kommt von Gott."

Bei seiner Beerdigung, welche mit nicht geringer Feyerlichkeit in Kassel begangen wurde, hielt der Justizminister Simeon, der wenigen einer, welche mit anerkannter, allgemeiner Achtung die Stellen ihres hohen Ranges in Kassel demnächst verließen, eine gehaltvolle Rede. Die wenigen Vertrauten, welche Müller in Kassel außer dem Redner hatte, folgten in stiller Trauer dem Sarge, nemlich der französische Gesandte Reinhard, der Staatsraths Auditor von Bosse, und die alten, bewährten Freunde von Dohm und von Schlieffen; außer ihnen aber war der größte Theil der hohen Autoritäten der Form wegen im Gefolge.

Johannes von Müller gehörte zu der Art von Menschen, welche nie auf Reichthum Anspruch machen können, Anspruch machen wollen. Bei jedem großen Geist liegt der wahre Reichthum im Kopf, nicht in dem äußern Metallwerth. Nur so weit war der Historiker als Philosoph noch nicht gekommen, daß er dem Ehrgeitz hätte entsagen können. Dieser beherrschte ihn, und brachte ihn in politische Stellungen, welche ihm fremd waren, welche ihn nicht ansprachen, und wo er mit Verdrießlichkeiten und Zwang aller Art zu kämpfen hatte. Wie alle Gelehrte der Art fand er, was für das Allgemeine allerdings wohlthätig ist, eine Freude darin, mit eignen Aufopferungen aller Art, den Beschützer aufblühender, talentvoller Köpfe abzugeben, und sie in das Publikum einzuführen. Unter andern haben ihm der Orientalist Hammer in Wien, der Theolog Stäckling

in Prenzlau, und die Historiker Hormayr, Dippolt und Pfister das bedeutendere Fortschreiten ihrer wissenschaftlichen Ausbildung zu verdanken.

Müller war nie verheirathet, und eben so wenig ein Freund der Libertinage. Auch weiß man nicht, daß etwa eine unglückliche Liebe ihn von dem Versuch, zu heirathen, abgehalten habe. Die Freundschaft füllte ihm den Platz der Liebe, deren Untiefen der genaue Beobachter des Menschengeschlechts kennen gelernt zu haben schien; daher gehörte er auch nur Wenigen an, diesen Wenigen aber auch ganz! Zu diesen Wenigen gehörten: sein Bruder, Johann Georg Müller zu Schafhausen, Bonstetten, Gleim in Halberstadt (die Briefe Gleims an Heinse u. s. w., herausgegeben von Körte, bestätigen es), Jacobi, Herder, Füßli in Zürch, der Graf d'Antraignes, Alexander von Humbold, Niclas Voigt, Heyne u. s. w. — Trotz seiner ausgebreiteten Bekanntschaft, und trotz der politischen Staatsverhältnisse, unter welchen er sich befand, mischte er sich doch nie in politische Intriguen, oder nahm Suggestionen an, obgleich der hohe Posten, den er zuletzt bekleidete, ihm weiten Raum gegeben hätte, so für sich selbst zu sorgen, wie andere es thaten. Die Integrität seines Gewissens behauptete er bis auf den letzten Augenblick seines Lebens. Sein Versuch, für die Freiheit der Völker mitzuwirken, — denn sonst würde ein Müller sich nicht dem einladenden Aufruf Napoleons hingegeben haben — scheiterte an dem ewigen Gesetz der Verworfenheit, an dem Sclavensinn der Menschen, und an den Truggestalten, welche Gaukler dem leichtgläubigen, gutmüthigen Volke vorzeigen. Ge-

wiß hätte Müller nicht die westphälische Kokarde getragen, hätte er nur ahnden können, daß der König von Westphalen ein Satrap des neuern Frankreichs werden würde. Einmal getäuscht in seinen Hoffnungen und Erwartungen, konnte er nicht zurückweichen, und sein Tod mag wohl eigentlich eine Gemüthskrankheit gewesen seyn. Er fühlte das Uebel, er fühlte die Mißdeutung seiner, und der Tiefgekränkte suchte das Grab.

Was die höhern Stände betrifft, so war er besonders mit Erzherzog Johann von Oestreich und zuletzt mit Prinz Lydwig Ferdinand von Preußen in engerer Verbindung. Noch oft erwähnte Müller mit rührendem Interesse seiner Verbindung mit Prinz Ludwig, diesem geistreichen Fürstensohn, der zu früh für die Geschichte in dem Vorgefecht von Saalfeld (October 1806) blieb.

Es gränzt in das Fabelhafte, was hier mit historischer Treue über ein kühnes Beginnen Müllers, welches er aber nicht zu Ende brachte, und welches zu Ende zu bringen, ein Menschenleben wohl zu kurz ist, gesagt werden kann. Im Jahr 1781 faßte er nemlich den Entschluß, die allgemeine Weltgeschichte zu schreiben, und den Stoff aus den Urquellen zu entnehmen. Er las daher die Alten von den Ebräern an, dann die griechischen Autoren sämmtlich durch und machte Auszüge; die Kirchengeschichte und deren mühsames Studium machten ihn, wenn auch nicht zum Frömmler, doch zu einem sehr ernsten Verehrer der äußeren Zeichen, und er war mit seinen Auszügen bis auf die Geschichte

der Reformation bereits gekommen, hatte 17000 eng geschriebene Folioseiten bereits notirt, hatte 1833 Autoren in verschiedenen todten Sprachen bei diesen Auszügen genau, prüfend durchgelesen, als der Tod dieser kühnen Arbeit, welche ein Mensch nicht zur Ausführung bringen mag, ein Ende machte. Obgleich dieses Werk von Müller nicht vollendet worden, und vollendet werden können, so ist dessen doch um deswillen zu erwähnen gewesen, weil dieses Studium der Geschichten der Vorzeit ihn immer mehr dahin brachte, daß das wahre Verhältniß der Völker gegen einander, welches die gleichzeitigen Annalen häufig entstellen, klar vor ihm lag, und die Vorzeit erwägend, und mit der Zeit seines öffentlichen Wirkens sie vergleichend, härmte er, der Sohn der Freiheit, sich ob dem immer mehr und mehr sich äußernden Hinfall seines geliebten Vaterlandes. Aengstlicher Historiker, wie er war, kannte er jedes adliche Geschlecht der Schweitz bis auf den letzten Sproß; seinen letzten Heften der Schweitzer Geschichten sieht man es aber an, daß er nicht mehr mit dem patriotischen Feuereifer, wie vorhin, daran gearbeitet.

Am richtigsten, und ganz partheilos urtheilen über Johannes von Müller Heeren in seiner Schrift: „Müller, der Historiker," und Roth in seiner „Lobschrift auf Müller." Auch führen wir hier an, was in einer andern Biographie von ihm gesagt wird:

„Mit den unsterblichen Alten, unter denen Müller dem Thucydides am nächsten steht, wird er die Periode, wo es Mode ward, gering von ihm zu denken, überleben, und bei der Nachwelt das Bedauern erwecken, daß

er mitten in der Entwickelung der größten Idee, zu der die Muse der Geschichte begeistern kann, hinweggerafft wurde, ohne einen Erben seines Genies, seiner Kenntnisse und Entwürfe zu hinterlassen."

Doch aber, fügen wir hinzu, hatte er einen würdigen Erben, seinen Bruder, den Oberschulherr Joh. Geo. Müller zu Schafhausen, welcher den litterarischen Nachlaß des Johannes von Müller sichtete, und das Vollendete und die scharfen Umrisse des zu Vollendenden in einer Reihe von Bänden herausgab. Wegen der Menge von angefangenen Materialien, welche in dem litterarischen Nachlaß sich vorfanden, muß die Muse der Geschichte trauern, daß Johannes von Müller von dem hohen Weltgeist so früh abberufen wurde.

Viel Interessantes über die frühere litterarische Stellung des Johannes von Müller findet man unter andern in den „Briefen Gleims an Heinse u. s. w., herausgegeben von Körte." Gleim war, wie bei dessen Biographie bemerkt worden, ein sehr eifriger, wirksamer und wohlthätiger Beförderer der Litteratur. Auch das emporblühende Talent Müllers entging ihm nicht. Er lernte ihn im Jahr 1772 kennen, und wurde von dem neunzehnjährigen Jüngling, der, von den Alten genährt, eben im Begriff stand, die Universität Göttingen zu verlassen, und in sein Vaterland zurück zu kehren, so eingenommen, daß er ihn für preußischen Dienst zu gewinnen suchte. Für den Augenblick gelang das nun freilich dem alten Gleim, wie er sich besonders späterhin gern nennen hörte, nicht, allein die Folge jener Bekanntschaft war doch ein fortgesetzter Briefwech-

sel, und späterhin die nächste Veranlassung, daß Müller eine Anstellung in preußischem Dienst gern annahm.

Johannes von Müller wurde wegen der Zweideutigkeit besonders seines politischen Characters und wegen seiner litterarischen Anmaßungen, sein ganzes Leben hindurch oft sehr befeindet. Der wahrhaften Freunde, der treuen Anhänger hatte er wenige, und darum vielleicht suchte er mit aller Anstrengung hohe Gönner auf. Wie seine Gegner über ihn urtheilen, darüber wollen wir etwas von einem Schriftsteller, der die Geißel über manchen Großen schwingt, aber auch in viele Verhältnisse des ersten Ranges eingeweiht gewesen seyn muß, hier einrücken: *)

„Es giebt Männer, welche so viel Genie haben, daß sie gar nicht wissen, was Ruhm ist, oder wenn sie es wissen, sich wenig darum bekümmern, weil sie alles, was nicht sie selbst ist, als Schatten betrachten und behandeln; und solche Männer sind des Ruhmes nur um so gewisser. Es giebt andere Männer, denen der Ruhm für etwas Wesentliches gilt, dem sie aus allen Kräften nachjagen zu müssen glauben, und die eben deswegen keine Anstrengung sparen, um in dessen Besitz zu gelangen; und solche Männer quälen sich ihr ganzes Leben hindurch, ohne jemals an das Ziel zu kommen. In der That, es geht den Ruhmjägern, wie den

---

*) Gallerie preußischer Charactere. Germanien 1808. pag. 415 seq.

Glücksjägern: vor beiden flichet, was sie suchen, weil Ruhm und Glück weiter nichts sind, als Zugaben, die sich von selbst einfinden, wenn es nicht an dem Wesentlichen fehlt. Anders steht die Sache, wenn von bloßem Ruf die Rede ist: dieser läßt sich finden. Nicht einmal eines ausgezeichneten Talentes bedarf es, damit man sich seiner bemächtige; es bedarf nur eines hohen Grades von Eitelkeit, mit sogenannter Herzensgüte gepaart; und das Recept des Terrenzianischen Simo ist sogar überflüssig. *)"

„Lieset man die — Briefe eines jungen Gelehrten — (Müller) an seinen Freund (Bonstetten), so wird man, vorausgesetzt, daß man noch ein wenig unbefangen ist, durch nichts so sehr frappirt, als durch die heftige Ruhmliebe ihres Verfassers. Sie ist ein höllisches Feuer, das in seinen Eingeweiden lodert, das er zwar zu dämpfen wünscht, das sich aber nicht löschen läßt, weil es in Beziehung auf sein ganzes Wesen asbestischer Natur ist. Der Gegensatz von Anmaßung und Schwäche, der durch diese Sammlung von Briefen fortläuft, reizt eben so oft zum Mitleiden, als zum Lachen. Derselbe Mann, der durch seine Studien, durch seine neuen Entdeckungen im Gebiet der Moral

*) — — — Facile perferre ac pati
Cum quibus aeris cunque una, iis te dedere,
Advorsus nemini; eorum studiis obsequi,
Nunquam praeponens te illis. Ita facillume
Sine invidia laudem invenias, et amicos pares.

und Politik, durch seine hinreißende Beredsamkeit endlich die ganze Welt zu bezaubern verspricht — was thut er? Sondert er sich ab, brütet er über einzelnen Gedanken, achtet er die tiefen und consequenten Denker aller Nationen? Oder treibt er sich täglich in Gesellschaften um, zerstreut er sich durch die heterogenste Lectüre, und fühlt sich blos von solchen Schriftstellern angezogen, welche blenden, ohne jemals zu erleuchten? Müller konnte nur das Letztere; und weil seine Kraft nicht weiter reichte, so gab es nur einen Ruf, nicht einen Ruhm für ihn. Jenen erlangte er dadurch, daß er sich an gelehrte Societäten anschloß, fleißig für sie arbeitete, in seinen Mechanismus Präcision brachte, Gelehrsamkeit zeigte, und in denen Werken, durch welche er Unsterblichkeit zu erringen glaubte, den Geist seiner Leser auf die Folter spannte. Doch über dies Letztere muß ich mich ausführlicher erklären."

„Es giebt eine Zerrissenheit der Gedanken, die den Leser, der sie in sich aufnehmen soll, nicht wenig belästigt. Ist er ein Selbstdenker, der sich nicht durch Autoritäten, am wenigsten durch die Autorität kritischer Blätter irre machen läßt: so kommt er über den Werth des Schriftstellers sehr bald ins Reine, und die Folge davon ist, daß er verwirft, was ihn berauscht, aber nicht erfreuet. Ist er kein Selbstdenker, ist er in jedem Betracht noch ein Schüler, der seinen Geist durch einen fremden Geist erziehen will: so weiß er nicht, woran er sich wegen der tödtlichen Langeweile, die er bei der Lectüre empfindet, halten soll, ob an der eigenen Schwäche oder an der eigenthümlichen Beschaffenheit des Schriftstellers; und die Folge davon ist, daß er lobt, was ihn so lange ge-

martert hat, bis er darüber eingeschlafen ist. Dies auf die Müllerschen Kompositionen angewendet, behaupte ich, daß sie von neun Zehntheilen ihrer Leser blos deswegen erhoben werden, weil sie im höchsten Grade ermüdend sind. Nicht, als ob nicht hier und da ein glänzender Gedanke hervorträte, der den Geist des Lesers beschäftigt; ihre Fehlerhaftigkeit besteht darin, daß sie, um mich so auszudrücken, nicht aus einem Gusse sind, daß die aneinander gereiheten Notizen nicht durch Darstellung zu Facten werden, daß sie, mit einem Worte, nicht blos chronikenmäßig, sondern sogar zeitungsmäßig abgefaßt sind. Ist nach zehn bis zwölf Jahren das Interesse des Augenblicks verschwunden, *) und alsdann der Zeitpunct gekommen, wo man seine Meinung über die Geschichten der Schweitzerischen Eidgenossenschaft sagen kann, ohne sich dem Vorwurf des Neides oder der Heterodoxie auszusetzen, so wird es nicht an Stimmen fehlen, welche es laut tadeln, daß man Müllern (der vielleicht von jeher ganz unfähig gewesen ist, etwas von dem Inhalt der Geschichte zu fassen und darzustellen) den ersten Geschichtschreiber oder auch den Tacitus der Deutschen zu nennen wagte. Vielleicht ist ein großer Ruf nie schlechter begründet gewesen, als der, dessen Müller als Geschichtschreiber genießt. Die Nachwelt wird darüber entscheiden. Es wäre das Wunder aller Wunder, wenn

---

*) Hier hat der Verfasser über die Deutung der Zeit sehr richtig divinirt.

d. H.

sie von diesen zwar mühsam zusammen getragenen, aber sehr geschmack- und geistlos geschriebenen Geschichten nur die mindeste Notiz nähme: die Herausgeber kritischer Blätter in Deutschland mögen dagegen einwenden, was sie wollen."

So weit jener Beurtheiler, den man an dem scharfen, aber in der Regel auch richtigen Ton zu erkennen hat aus seinen frühern Schriften, wo er die Schwäche eines Landes darstellte, und dessen unvermeidbaren Sturz prophezeihte. Ob er Johannes von Müller wahr und richtig beurtheilte, darüber darf der Biograph, der nur die Facta und die Meinungen beider Partheien — denn jeder bedeutende Mensch hat eine anziehende und eine widerstrebende Parthei, weil Widerspruch die Welt regiert — partheilos vorzutragen hat, nicht richten. So viel aber scheint wohl als allgemein anerkannt-richtig angenommen werden zu dürfen, daß Ruhmsucht der Despot war, der Müllern beherrschte, und daß dieser Despot über die Sphäre seiner Kräfte in ganz fremde Verhältnisse ihn hinaustrieb. Er würde ein sehr genußreiches, philosophisches Leben bei seinen wenigen Bedürfnissen haben führen können, wenn er nicht in das Feld der practischen Staatspolitik sich geworfen gehabt, wo er sich selbst fremd, seinen Umgebungen zuweilen sogar lächerlich wurde. Er bewährte wieder die Erfahrung, „daß man ein sehr großer, sehr gründlicher Stubengelehrter, ein sehr starker Historiker bis auf die Verhältnisse der neuesten Zeit seyn kann, ohne deshalb die fortlaufenden Verhältnisse der Kabinette zu durchschauen, einen feinen Blick und Repräsentation zu gewinnen, und überhaupt die Politur sich an-

eignen zu können, ohne welche auch der klügste Kopf in dem hohen Weltleben, welches auf schnelle Gewandtheit des Augenblicks berechnet ist, sich gedrückt fühlen muß."

II.

Thaddäus Koszinsko.

Gerechtigkeit
Heißt der kunstreiche Bau des Weltgewölb's,
Wo Alles Eines, Eines Alles hält,
Wo mit dem Einen Alles stürzt und fällt.

Schillers Demetrius.

Thaddäus Koszniusko.

Nationen, deren Territorium nicht von großen, schiffbaren Flüssen durchschnitten wird, welche zu dem Gränznachbar hinströmen, oder aber Völker, die sich nicht an eine bedeutende Seeküste in weiter Dehnung lehnen, bleiben gewöhnlich, sehr lange Originale, und characteristisch sich auszeichnend. Sie sind eigenthümlich in Tracht, Sitten und Sprache, tapfer, glühende Freunde des Vaterlandes, und stolz auf Nationalehre. Dieses characteristische Wesen der Vorwelt erhält sich bei solchen Völkern daher in der alten Eigenthümlichkeit, weil sie wegen mangelnder Schifffahrt auch keinen bedeutenden Handel mit dem Auslande treiben können, und daher durch das Reisen nach dem Auslande, durch das Erscheinen der fremden Kaufleute und Schiffer nicht Gelegenheit haben, in der Allgemeinheit fremde Sitten anzunehmen. Diese Nationalität erhält sich bei solchen

Völkern in der Regel um so mehr, weil bei ihnen das Grundeigenthum das Hauptziel bleiben muß, der handelnde Bürgerstand geringfügiger ist, und bei ihnen es eigentlich nur Herrn und Knechte giebt. Letztere sind in demüthiger Ergebung, weil sie die Freiheit, zu welcher handelnde Nationen den Weg zeigen, nicht kennen, und jene suchen die alte Form und Sitten, mit einem Wort, die alte Nationalität zu erhalten, weil sie dadurch kleine Fürsten auf ihren Hufen bleiben.

So war es in Polen seit vielen Jahrhunderten bis auf die neuern Zeiten, und der Nationalcharacter und Nationalsinn der Polen wird sich schwerlich unterdrücken lassen, trotz der vielen Spaltungen und Kriegshändel, in welche Polen seit vielen Jahren verwickelt war. Dazu kommt, daß das ehemalige Königreich Polen als Wahlreich nie die Dependenz von einem Souverain, das mit dem Hofleben verbundene Schmeichelwesen kennen lernte, und daß die alten Familien des Adels, der Starosten, aus denen Könige hervorgingen, erst ausgestorben seyn müssen, ehe der Pole seine Nationalität verliert.

Ehe wir zu Koszjusko selbst kommen, ist es hier durchaus nothwendig, eine kurze Uebersicht der frühern polnischen Verhältnisse zu liefern. — Polen erwuchs zu einem selbstständigen Reich aus dem Nationalstolz der Vorfahren, welche späterhin auch noch, man mögte sagen, ein nomadisches Leben führten. Eingepreßt zwischen gewaltige Reiche, von den Herzadern des innern Reichthums, von dem Handel nemlich fern, mußte der Pole stets waffenfähig seyn und auf der Lauer liegen.

die Volksvermehrung, und wo möglich auch den Handel zu fördern, zogen die frühern Magnaten und dann auch die Wahlkönige Juden in das Land. Diese aber erfüllten das nicht, was man von ihnen erwartet hatte. Sie gewannen mitunter Besitzungen, aber die Mehrzahl fiel dem Lande durch den Schmutz und Wucher, durch Verrath und Schelmerei zur Last. — Das Land, sich selbst überlassen, und dennoch den Nachbarländern so gut gelegen, wurde zunächst dem Czaar Peter dem Großen von Rußland ein Gegenstand seiner Aufmerksamkeit, da dieser für sein Zeitalter sehr helle Kopf das Volk der Moskowiten, welches noch weit zurück war, den Europäern mehr anzueignen strebte. Nach dem Süden hin sich auszubreiten, war jetzt aus vielen Gründen unthunlich; er suchte daher im Norden seine Besitzungen zu erweitern, und Polen und das schwedische Finnland waren der Gegenstand seiner militärischen Operationen, seiner Kriege, seiner politischen Unterhandlungen. — Katharina die Zweite fand diesen Plan von ihrem großen Vorgänger, der das rohe Rußland zuerst zu einem gebildeten europäischen Reich erhoben hatte, und der auf finnischem eroberten Boden Petersburg erbaute, um die Residenz der Czaaren dem gebildeten Europa näher zu bringen, seiner Ausführung nahe. Im Jahr 1789 war die erste Theilung von Polen geschehn, und Rußland bekam seinen Antheil daran. Bei einer solchen Ueberwältigung greift ein jeder zu, wer zugreifen kann.

Rußland war es, welches ganz Polen zermalmen, seinen Staaten es einverleiben, und dadurch sich in Europa immer mehr und mehr eindrängen wollte. Es hatte hier aber mit einer sehr kriegerischen Nation zu

thun, welche es freilich, auf eigne Tapferkeit trotzend, versäumte, nach fremder Hülfe sich umzusehen, und den russischen, vorherrschenden Einfluß auf Polen zu der Zeit abzuwenden, wo Rußland mit den Türken in einem mißlichen Kriege befangen war. Dieser ermüdende russische Krieg mit der Pforte endete durch den Friedensabschluß zu Jassy den 9. Januar 1792, wodurch Rußland nach dem Süden hin seine Besitzungen bis über den Dniester erweiterte. Oczakow und das ganze Land zwischen dem Bog und dem Dniester wurden an Rußland abgetreten, und die Moldau und Wallachei als russische Reichsparcelen anerkannt.

Nach der im Jahr 1772 geschehenen Verhandlung, das Reich Polen, und dessen Verkleinerung betreffend — (die unterhandelnden Mächte trauten sich selbst gegen einander nicht, und Polen noch weniger, daher waren sie in dem Hauptgesichtspunct, ein independentes Zwischenreich zu haben, einverstanden) zählte das unabhängig gebliebene Polen noch eine Volksmenge von 7301706 Seelen und in Gemäßheit der Konstitution vom 15. März 1775, wurde dieses Polen für ewige Zeiten zu einem Wahlreich erklärt, jeder auswärtige Fürst von den Ansprüchen auf die polnische Krone ausgeschlossen. — Zwar schien dies alles recht gut zu seyn; allein der polnische Reichsrath sowohl, als der König selbst, standen, wie es sich bald fand, unter russischer Dependenz. Die polnische Nation war nicht dazu geeignet, eine politische Täuschung ihrer ertragen zu können, und wie die Schweitzer Patrioten schon frühe sich sammelten, ehe sie das östreichische Joch abzuschütteln sich erkühnten, so waren auch jetzt geheime Versammlungen der Starosten

und der Nachfolger der alten Woiwoden in den mehresten, besonders in den innerhalb belegenen Bannaten, und man sah fortan die polnischen Edelleute fremde Fürstenstädte besuchen, und ihre Dukaten dort verprassen; daß sie durch fürstliche Verschwendung Verbindungen anknüpften, welche politische Zwecke hatten, das ahndete niemand.

Als Katharina von Rußland, welche persönlich dem letzten König von Polen, einem der schönsten Männer seiner Zeit, zugethan war, durch den Krieg mit der ottomannischen Pforte und mit Schweden auf der entgegengesetzten Seite des weitgedehnten Reiches sich in bedrängter Lage zu befinden schien, so glaubte Polen, diesen Augenblick benutzen zu müssen, um die alten Besitzungen wieder zu gewinnen, von dem russischen Einfluß sich frei zu machen, und eine eigne Souverainität sich zu erringen. Man war auf dem Reichstage dahin einverstanden, einen konstitutionellen König wählen zu wollen, und in der Erinnerung an die beiden Könige August von Polen fiel die Wahl auf den damaligen Kurfürst, jetzigen König von Sachsen. Dieser lehnte aber den Antrag bei der mißlichen Lage der politischen Verhältnisse sogleich ab. — Katharina von Rußland konnte nun bald, nachdem sie mit der Pforte und mit Schweden die Friedensunterhandlungen eingeleitet, ihr ganzes Augenmerk auf Polen wenden, und in den geheimen Geschichten der Höfe findet sich mitunter manches, was nicht zu allgemeiner Kenntniß kommen darf.

Der Hof von Berlin war sehr geneigt, die russische Absicht auf Polen zu unterstützen, denn jener Hof hatte

ſchon längſt ſein Augenmerk auf Danzig und Thorn, dieſe der preußiſchen Seeküſte herrlich gelegenen Handelsplätze und Mündungsorte, gerichtet gehabt. — Obſchon Preußen damals an dem Kriege der Souverains gegen das revolutionäre Frankreich im Gefolge des Tractats von Pillnitz bereits thätigen Antheil nahm, ſo unterſtützte es doch auch aus Gründen, welche nur in der politiſchen Anſicht der Erweiterung des Flächenraums liegen konnten, Rußlands Abſichten auf weitere Beſchränkung des noch freien Polen, und vor den andern Mächten Europens wurden die nachherigen Gewaltſchritte damit entſchuldigt, daß die Polen, durch die Beiſpiele der Neufranken entzündet, gefährliche, revolutionäre Nachbarn wären, und durch Zerſtückelung noch mehr entkräftet werden müßten. — Die Ruſſen beſetzten die Diſtricte von der Spitze Semigalliens bis an die Gränze von Gallizien und von da bis Jahrolik, wodurch das freie Polen eine Volksmenge von mehr als drei Millionen Menſchen verlor. Preußen beſetzte, im Einverſtändniß mit Rußland, die Gebiete von der ſchleſiſchen Gränze bis Soldau, und nahm außerdem auch das lange erſehnte Danzig und Thorn in Beſitz. Der natürlich ſehr ſtürmiſche Reichstag der polniſchen Stände mußte, der Uebergewalt und dem Drang der Nothwendigkeit weichen. Zu Grodnow wurde am 13. Julius und 25. September 1793 dieſe abermalige Verkleinerung des polniſchen Reichs, oder die zweite Theilung deſſelben verwilligt. Die andern europäiſchen Höfe ſchwiegen zu dieſem Verfahren, weil alles jetzt ſein Augenmerk auf das revolutionäre Frankreich gerichtet hatte.

Jetzt ist es, wo wir Koszziusko finden. Noch waren über drei Millionen freie Polen, und unter ihnen die Männer der Freiheit, Koszziusko, Madalinsky und Dombrowsky. Am 24. May 1794 vereinigten sie sich, wie jene Schweitzer, die Trümmer des Vaterlandes zu retten. — Nun ist es Zeit, auf ihn selbst, von dem wir schreiben, auf das, was er war und was er leistete, zurück zu kommen.

Thaddäus Koszziusko stammt von uralter polnischer Familie in der Woiwodschaft Litthauisch=Bresez. Seine Eltern gehörten nicht zu den reichen polnischen Edelleuten, aber sein Vater war in den frühern Kriegen der Polen, theils unter einander, theils gegen die Ausländer zu Erhaltung der Freiheit und Unabhängigkeit der Republik, immer ein tapferer Degen gewesen. Auch der junge Koszziusko wurde zum Kriegsdienst erzogen, obschon in seinen Knabenjahren ein stilles, in sich selbst verschlossenes Wesen eher hätte die Veranlassung geben sollen, ihn für die Studien zu bestimmen. Doch, die kriegerischen Polen halten den Waffenstand für den ersten, für den vorzüglichsten. — Seinen ersten Unterricht erhielt er in der damals von dem König Stanislaus Augustus gestifteten Militärschule zu Warschau; in dieser Schule wurde der junge Koszziusko, aus Berücksichtigung der Verdienste seines Vaters um das Vaterland, in seinem zwölften Jahre aufgenommen. Der Kommandant dieser Anstalt, Fürst Adam Czartorysky, bemerkte bald die große Anlage und Sinn des Zöglings der höhern Kriegskunst. Dazu kam bei demselben ein sehr zarter Sinn, feines Gefühl, und schon von früher

Jugend an eine ſtrenge, geregelte, gemäßigte Lebens- weiſe.

Czartoryski zog den Jüngling, welcher unendlich viel für das Vaterland verſprach, in jenen Zeiten, wo er als eifriger Republikaner Zöglinge der Zukunft Polens erziehen wollte, in ſeine genußreiche Nähe, und jagte die Liebe zum Vaterlande, den ſtill verhaltenen Patriotismus in ihm bis zur lodernden Flamme auf. Doch ſchon in jungen Jahren verſtand es Koſziusko, um nicht militäriſcher Abentheurer zu werden, ſeinen ſtillen Ingrimm zu verhalten, und ohne dieſe Mäßigung wird kein Feldherr, kein Nationalheld gebildet.

Immer mehr und mehr zeigte der junge Koſziusko das Entwickeln der natürlichen Anlagen, wodurch er ohnfehlbar in den Jahren der Vollendung ein Liebling der Nation werden mußte, und Fürſt Czartoryski war ſo eingenommen, daß er bald auf eigne Koſten den jungen Mann nach Frankreich ſchickte, damit er dort, wo die neuere Kriegskunſt ſich ſehr vervollkommnet hatte, zunächſt in der Militärſchule von Brienne, und dann ſo weiter, ſich immer mehr zu dem vorbereite, was jener Fürſt, ein eifriger, polniſcher Republikaner, von dieſem jungen Zögling der Militärſchule zu Warſchau glaubte erwarten zu dürfen.

Der junge Koſziusko entſprach dem Vertrauen, welches auf ihn gelegt war von Seiten der polniſchen Republikaner. Es iſt hier anzuführen, daß Polen ſchon ſeit langen Jahren mit Frankreich in engem Einverſtändniß ſtand, und der gebildete Pole ſpricht noch jetzt das

reine Französisch richtiger und besser, als andere Völker in der Mehrheit es sprechen. Beide Sprachen scheinen, wenigstens was die Gewöhnung der Organe zur Aussprache betrifft, Verwandtschaft mit einander zu haben. — In den Militärschulen Frankreichs wurde schon damals der Nationalstolz als der größte Hebel bei den Jünglingen erregt, und Koszjusko zürnte mit seinem Schicksal und mit dem Verhängniß Polens. Schon früh sah er es ein, daß dieses Land der Freiheit in einer schmähligen Dependenz sich befinde, und als Nationale wurde er in Frankreich zu dem Hochsinn der Republikaner gesteigert, um so mehr, da die französische, lange vorbereitet gewesene Gährung unter den Polen befreundete Brüder gleichen Zweckes suchte und fand.

Feuriger Kopf, lebhafter Geist, wie er war, wurde er durch den damaligen Zustand Polens in tiefe Trauer versetzt. In Frankreich hatte er schnell eine bedeutende Aufklärung erhalten gehabt, und fühlte jetzt sehr genau, wie sein Vaterland an fast unheilbaren Wunden sich nach und nach verbluten werde. Doch aber faßte er im ersten Jünglingsfeuer den kühnen Plan, eine Parthei zur Befreiung des von Rußland und Preußen gedrückten Vaterlandes zu werben, auf; junge Helden sammelten sich auch zu seinem Wort; aber er selbst hatte noch keinen Namen, keine Zeile in den Blättern der Geschichte gewonnen, und in den jugendlichen, stürmischen Hoffnungen getäuscht, entschloß er sich, sein Vaterland zu verlassen, damit sein eignes Herz nicht an den Wunden verblute, welche dem freien Polen bereits geschlagen waren. Dazu kam seine, von den Verhältnissen nicht begünstigte erste Jünglingsliebe zu der Tochter des Mar-

schall von Litthauen, Sosnowsky. Die Intrigue selbst genauer zu entwickeln, mag sich für einen historischen Roman eignen; hier sey nur so viel bemerkt, daß diese Liebe die erste und nächste Veranlassung war, den jungen, feurigen Koszziusko zu bestimmen, sein Vaterland wieder zu verlassen.

Er verließ im Gefühl seiner innern Kraft das Vaterland, und eilte nach Nordamerika, diesem Lande, wo eben die Fahne der Freiheit aufgepflanzt war, und unter General Washington, diesem Helden der Freiheit, für dessen dauerndes Andenken eine Stadt den Namen gewonnen hat, diente Koszziusko als Adjudant für die Sache der Freiheit, und lernte hier nicht allein den Kriegsdienst, sondern auch den Zweck des Kriegsdienstes und den Freiheitssinn näher kennen. Er begleitete seinen hohen, genialen Führer vom Fluß Hudson bis zum Potomack, vom atlantischen Meer bis an die Küsten von Canada, und er erwarb sich bei dieser Expedition Ruhm, großen Ruhm, und die Dankerkennung eines freien Volkes.

Hiervon einige historisch-wahre Beispiele, obschon sie der beengten Gegenwart fast in das Abentheuerliche, in das Riesenhafte der Vorzeit fallen. — Aber — fragte Washington den jungen, tapfern Mann — so lieb Sie uns und unserer Sache sind; warum haben Sie Ihren Degen nicht für Polen gezogen? — „Weil dort für den Augenblick dieser Degen nicht ruhmwürdig glänzen könnte!" erwiederte er trüben Blickes, und wandte sich ab. — Man suchte ihn nachher an den jungen Freistaat zu fesseln; selbst von französischer Seite wurde er für

chen Hof von Versailles bei dem damals die Bourboniden bedrohenden und nachher über sie einbrechenden Unglück eingeladen; — aber er wich dem allen aus, zumal er in Amerika schon, wo die großen Geister der Freiheit sich versammelten, und zu einer hohen Einheit sich vereint hatten, sehr wohl bemerkte, daß die damaligen Bourbons in decadente domo waren, daß ein schweres Gewitter sie bedrohe, und daß eine scharfe Weisung erst zu den Thronen ihrer Ahnen sie zurückführen könne. Frankreich, Spanien und Neapel haben nachher diese Deutung bestätigt. —

Nach Franklins Rückkehr von Frankreich — er hatte bei König Ludwig um französische Unterstützung geworben, und auch sehr günstige Zusicherungen erhalten, — bemerkte dieser einst, wie er es nicht begreifen könne, daß der Hof von Versailles auf die Bitten der Nordamerikaner eingegangen sey, denn durch diese Unterstüzzung der jungen Republik grabe er sich sein eignes Grab. „Nun,“ sagte Koszziusko unwillig, „wenn das ist, so hättet Ihr auch die Deputation nicht abgehn lassen sollen. Nach meiner Meinung muß die Politik edel seyn; andern Falls verräth sie die Ohnmacht des Staats. Wir Polen fühlen diese Unmöglichkeit, gegen die Uebergewalt zu ringen, darum knirschen wir in das Gebiß, welches man uns auflegte, aber unsere Politik wird nie zu falschen Mitteln greifen.“ Er schrieb, daß er dies geäußert habe, an Madalinsky, und nahm späterhin etwas kältern Antheil an der Sache der Freistaaten.

Koszziusko kehrte nach Europa, nach seinem Vaterlande Polen zurück.

Es geschah dies gerade um die Zeit, als die freie, tapfere polnische Nation, aus einer nicht zu rühmenden Lethargie erwacht, neue Waffen schmiedete, gegen Rußland und Preußen die Freiheit und Selbstständigkeit zu behaupten, und das alte System der Freiheit durchzuführen. Die polnische Nation entwarf auf einem sehr stürmischen Landtage die Konstitution — bekannt unter dem Namen vom dritten May — und wollte danach nur die aus der Versammlung der Stände entsprossenen Gesetze als geltende anerkennen. — Die Folge davon war ein zweiter Krieg von Rußland und Preußen gegen Polen und eine anderweitige Theilung dieses, der Aufmerksamkeit der Kabinette sehr würdigen Landes. Alle Vorstellungen des polnischen Reichstages an die benachbarten großen Höfe darüber, daß die Freiheit Polens und dessen Unabhängigkeit eine Scheidemark gegen große Gewalten sey, und daß, wenn diese Scheidemark niedergerissen werde, die künftige Generation die traurigen Folgen davon erleben werde und erdulden müsse, — waren vergebens; — man suchte mit aller Gewalt, Polen zu zerstückeln. Die Monarchen strebten danach, dies zu bewirken; denn Nordamerika hatte sich frei gemacht; es hatte an Frankreich ein Beispiel der Möglichkeit und Ausführbarkeit gegeben; Frankreich, — nemlich die Nation, — war diesem Beispiel, freilich mit schweren Aufopferungen, gefolgt, und schlug eben die Truppen der Monarchien fast in allen Schlachtfeldern mit seinen jungen Republikanern zurück; von Polen ab wurde der Norden bedrohet, weil die Polen eine sehr tapfere, freiheit-schwindelnde Nation sind, und bekannt mit den Sagen des Alterthums und der Vorgeschichte, ist auch der geringste Pole muthig, aller Gefahr trotzend,

wenn es das Vaterland, diesen oft unwirthbaren Boden gilt.

Der Krieg der Monarchien gegen das freiheit-stürmende Polen war erklärt; Koszziusko nahm Antheil an diesem schweren, bedeutungsvollen, folgereichen Kriege. Der Landtag der Polen ernannte Koszziusko zum Generalmajor der polnischen Republik. Die Polen bedürften eines solchen Hauptes, um den verwegenen Gang, den ihr Landtag beschlossen hatte, durchführen zu können. Mit dem glühenden Enthusiasmus für Vaterland und Freiheit, der auch Koszziusko's nationelles Erbtheil war, nahm er den ihm gewordenen ehrenvollen Auftrag an. In den Gefilden von Zielenice und Dubinki bewährte er seinen Namen, und in diesem merkwürdigen Volkskriege gegen Rußland und Preußen bekundete und rechtfertigte er die auf ihn gefallene Wahl zunächst dadurch, daß er mit 4000 Polen, und zwar irregulären Truppen, einen bedeutenden Posten, den er in einem Tage befestigt hatte, gegen 16000 ausgesuchte russische Kerntruppen mit dem glücklichsten Erfolg anhaltend vertheidigte. Das Gefecht dauerte sechs Stunden; endlich mußte Koszziusko der Uebermacht weichen, und zog sich in größter Ordnung, ohne einen bedeutenden Verlust erlitten zu haben, gefürchtet von dem Feinde, bei Dubienka zurück.

Alle seine militärischen Anstrengungen und Ermüdungen waren aber vergebens; Polen allein konnte der Uebermacht eines Feindes, der ohne Regel und Gesetz sich des Landes bemächtigen wollte, keinen dauernden Widerstand leisten, und die Länder, welche in einem be-

deutenden Kriege wohl auf die Seite der Polen getreten seyn würden, als etwa Oestreich, Frankreich u. s. w., waren jetzt unter einander selbst so beschäftigt, daß man Polen seinem Schicksal und sich selbst überließ. Auf Koſziusko's Anrathen wurde sogar nach der ottomannischen Pforte eine Legation gesandt; der Divan fand aber, der Theilnahme an den ehemaligen Unruhen in Ungarn und Siebenbürgen sich erinnernd, es so unpolitisch, an diesem Kriege der Polen Theil zu nehmen, und dadurch mit den bedeutendsten Mächten Europens offenkundig zu zerfallen, daß die Gesandtschaft des polnischen Landtages mit einer unumwunden abschläglichen Antwort entlassen wurde. Diese Antwort war um so nöthiger, da die Pforte an den Gränzen des Reichs von Rebellen bedroht wurde, und auf dem Meer die brittischen Flotten zu befürchten hatte.

Nachdem am 26. September 1793 die zweite Theilung von Polen zu Grodnow entschieden war, nahm Koſziusko seinen Abschied, und ging nach Leipzig, wo er als Privatmann einstweilen lebte. Er, der feurige Patriot, mußte unzufrieden mit dem Schicksale seines zermalmten Vaterlandes seyn. Katharina die Zweite und Friedrich Wilhelm der Zweite hatten den Reichstag zu Grodnow gezwungen gehabt, eine Ländermasse von 5000 Quadratmeilen abzutreten, und selbst der Rest dieses sonst so bedeutenden Staates, der jetzt auf ein Drittheil seiner sonstigen Macht zurückgesetzt war, stand unter russischer Leitung und Dependenz. — Die Verfassung, welche die traurigen Reste des sonst freien Polens jetzt erhielten, wurden von Rußlands Willkühr dem Lande aufgedrungen, und der russische General Igelström,

der russischer Gesandter und zugleich Befehlshaber der russischen Truppen in Warschau war, schien mehr ein Unterkönig seines Hofes zu seyn. — Unter solchen Umständen war es einem Koszciusko nicht zu verdenken, daß er einstweilen sein Vaterland verließ, und daß er in das sächsische Land, nach Leipzig sich begab; zu dieser Bestimmung mogte wohl die Erinnerung an August von Polen und überhaupt die durch jene Zeiten gewordene engere Verbindung Polens mit Sachsen viel Antheil haben. Nach dem letzten, schon erwähnten Reichsschluß von Grodnow sollte das noch freie Polen seine Verfassung ohne Rußlands Zustimmung nicht ändern, und in dieser Dependenz mogte Koszciusko nicht leben.

Von Leipzig ab trieb er seine Unterhandlungen und seinen lebhaften Briefwechsel mit den für Freiheit gesinnten polnischen Magnaten, und eben so stand er von hier ab bereits in bedeutendem Verkehr mit den Machthabern der französischen Gewalt. Ohne das wahre Interesse für sein Vaterland aus den Augen zu lassen, ließ er sich doch um diese Zeit, welche für ganz Europa mißlich war, und für viele Generationen noch verhängnißvoll werden wird, in die revolutionären Intriguen ein, welche damals ganz Europa beschäftigten, die Kräftigen aufrüttelten, und alle Fürstenhöfe, ob der Befürchtung, durch den Zeitgeist aus dem alten Besitz getrieben zu werden, in Unruhe und lebendigere Bewegung brachten.

Mißlich war das Beginnen einer neuen Insurrection. Denn der größte Theil der polnischen Armee war bereits in fremden Dienst gezwängt, und das freie

Polen sollte tractatmäßig nicht mehr als 16000 Mann waffengeübter Truppen aufzustellen haben. Unter diesen Umständen konnte nur Schlauheit und feine Berechnung den Sieg davon tragen wollen. Koszinsko war der einzige, wohl besonnene, in Washingtons Schule schnell unterrichtete Feldherr, auf den man sein Augenmerk richten, zu dem man großes Vertrauen fassen durfte; — und er rechtfertigte dieses Vertrauen. Er ging selbst nach Polen, verabredete mit Madalinsky und andern Häuptern das Nöthige; aber es war ihm nicht möglich, die wilden, heftigen Menschen im Zaum zu halten, daß sie die gelegene Stunde erwarteten.

Igelström schaltete nach freier Willkühr, hielt Warschau und andere Städte des freien Polens besetzt, und schien eine neue Revolution der noch freien Polen zu erwarten, damit der Petersburger Hof demnächst die schon geschehenen und noch zu thuenden Gewaltschritte offenkundig vor dem mißbilligenden Europa rechtfertigen könne. In Posen widersetzten sich zuerst 1400 Polen der Reduction der Armee mit gewaffneter Hand; Madalinsky, der nächste nach Koszinsko in diesem zweiten Kampf für Freiheit, brach zuerst, — aber auch zu voreilig los, raffte eine Horde von waffenlosen, undisciplinirten Polen zusammen, und drang mit ihnen bis gegen Cracau vor, nachdem er mit seinen irregulären, aber enthusiasmirten Haufen den russischen und preußischen Garnisonen bedeutende Vorräthe weggenommen, und dadurch in vieler Hinsicht seine vorher nomadische Horde den regulären Truppen schnell beiordnen konnte.

Koszinsko war mit diesem allzu frühen, übereilten

Aufbruch Madalinsky's eigentlich unzufrieden; doch brach er schnell auf, raffte die Insurgenten zusammen, wo er sie fand, und ging schnell nach Südpreußen vor. Er drang mit seiner mehr und mehr anwachsenden Macht demnächst bis Cracau, der uralten Hauptstadt des freien Polens. Die Stadt war schwach von den Fremden besetzt; Koszjusko warf den Zunder der Revolution hinein, und nach einem kurzen Berennen zog er siegreich am 23. März 1794 in die Stadt ein. Sein erstes Geschäft war, von hier ab eine bessere polnische Macht unter die Waffen zu bringen, und in seiner Proclamation vom 24. März rief er alle Polen auf, die Konstitution vom 3. May 1791 wieder herzustellen. Diese Proclamation ist von ihm selbst aufgesetzt, und nicht etwa einem Fremden übertragen gewesen. Mit glühendem Feuer spricht er darin für die Sache des Volkes. In polnischer, lateinischer und deutscher Sprache wurde diese Proclamation vielseitig verbreitet, und entzündete die Gemüther der Nationalen. Koszjusko sagt darin unter andern:

„Polen! Brüder! Landsleute!

In dieser schweren, verhängnißvollen Zeit verlasse ein jeder waffenfähige Mann den Heerd, und fechte für die Freiheit des Vaterlandes! Denn was ist ein Land ohne Freiheit, ohne Unabhängigkeit? Könnt ihr Polen, deren Ruhm in der Geschichte verzeichnet ist, dieses Land euer Vaterland nennen, wenn ihr in träger Ruhe die Tage hinschleppt, während der Fremde die Macht und die Gewalt sich erringt? Eure Vorfahren waren streit-

luſtig und tapfer; werdet ihrer würdig, und ſammelt euch zu den Fahnen des Vaterlandes! Das Leben ohne Freiheit iſt ein Sclavendienſt, welcher Gott nicht wohlgefällig ſeyn kann, denn er erſchuf in dem Menſchen ein freies Geſchöpf. Iſt nicht der Vogel in der Luft frei, dieſes geringere Thier? Und wir edle Polen ſollten unter den Sclavenketten derer erſeufzen, die Menſchen ſind, wie wir? — Menſchen und nichts weiter! Sammelt euch zu dem Panier des Vaterlandes; in Cracau werdet ihr die Standarte aufgepflanzt finden; aber raſch ſey der Entſchluß, raſch die Ausführung des Entſchluſſes, denn jede Zögerung giebt den Feinden der Freiheit Raum, gegen uns Söhne der Freiheit in mächtigern Beſitz zu kommen."

Bald darauf hatte er 20000 Mann guter Truppen unter ſeinem Panier, und viele noch nicht vollſtändig bewaffnete und undiſciplinirte Truppen folgten ſeinem Ruf. Bei Raclawice ſchlug er am 4. April 1794 mit 4000 Mann wiederum 12000 Ruſſen. Warſchau und Wilna erklärten ſich für die Sache der freien Polen bei dem Erfolg der Unternehmungen Koſziusko's, und öffneten ihm die Thore, nachdem ſie von dem Ernſt ſeines Erſcheinens ſich überzeugt gehabt. Die ruſſiſchen Beſatzungen beider Städte wurden entweder getödtet, oder in Gefangenſchaft gehalten von den Inſurgenten. — Koſziusko ſuchte die wilde Wuth der freien Polen gegen die Unterdrücker des Vaterlandes nach allen Kräften durch ſeine Autorität zu hemmen. Oft gelang es ihm freilich nicht, aber er that ſehr, recht ſehr viel, einer Revolution, die noch nicht geregelt war, in ihren furcht-

baren Greueln Einhalt zu thun, und die wildempörten Gemüther zu mäßigen. —

Am bedeutendsten war Koszciusko der Besitz von Warschau, dieser neuern Hauptstadt Polens, und durch das stark befestigte Praga, welches ein Brückenkopf von Warschau zu nennen ist, glaubte er im Besitz der Weichselufer zu seyn. — Warschau vertheidigte er sehr glücklich mit kühner Entschlossenheit gegen die Preußen, bis diese Madalinsky und Dombrowsky, welche im Hinterhalt Entsatz zu gewähren strebten, zum Rückzuge nöthigten. Kaum aber waren die Preußen zurückgeworfen, so näherte sich den polnischen Insurgenten eine sehr bedeutende russische Armee von Kerntruppen. Hier hatte nun Koszciusko nur wenige Stunden Muße für den Schlaf, den die Natur fordert. Er mußte für alles sorgen; für die Recrutirung, für die Organisirung der Armee, für deren Bedürfnisse, für die Stellung der Truppen, für die Vertheidigung u. s. w. Seine Operationen waren aber so von Wirksamkeit, seine Thätigkeit so rege, daß die Polen sowohl als die Feinde es bemerkten, er sey in der Schule Washingtons gewesen. Diesen riesenhaften Arbeiten, wozu noch die Verwaltung des Innern der Republik kam, würde er haben unterliegen müssen, wenn er jetzt, wo der Erfolg sein Beginnen zu rechtfertigen schien, in der Mehrzahl der Polen nicht treue Anhänger und Förderer der Nationalsache gefunden gehabt. Freilich hatte auch Rußland und Preußen sich eine Parthei zu werben gewußt, besonders unter den Magnaten; allein diese Parthei handelte ihre trübe Sache nur im Geheim und ohne bedeutende Wirkung, wie es schien, ab, denn den Republikanern, den

Verfechtern der Freiheit, an deren Spitze Koszciusko stand, schien ein nicht ungünstiger Friede mit den Monarchien bevorzustehn. —

Vielleicht nicht ohne Grund macht man indeß dem General Koszciusko den Vorwurf, daß er nicht strenge genug Gebrauch von seiner Gewalt machte, und daß er den Character der Polen, welche durch Nachgiebigkeit und Güte damals in der Allgemeinheit für die Sache der Republik nicht zu gewinnen waren, falsch behandelte. „Ein Tyrann im edlern Sinne des Worts," sagt späterhin ein Anhänger des republikanischen Systems auf dem Landtage, „hätte unser Koszciusko erscheinen sollen; zittern vor ihm mußten die feilen Sclaven der Tyrannei; das Wort mußte er aussprechen: wer nicht mit uns ist, ihr Söhne des Vaterlandes, der ist wider uns! Aber sein edles Herz wollte bei der Sache der Freiheit, die er führte, keinen Zwang; sein sanftes Herz war der Strenge abhold; sein gutes Herz ahndete keinen Verrath bei irgend einem Nationalen. Mißtrauen ist dem ersten Verfechter unserer Freiheit, der mit Wunden bedeckt das Unwürdige tragen muß, fremd; wie schwer müssen ihn die Fesseln selbst der gemäßigsten Gefangenschaft drücken, ihn, der so gern Rom wieder auf polnischen Boden verpflanzt hätte, ihn, der mit dem Panier der Freiheit in der tapfern Hand durch ganz Europa ziehn zu wollen, in seligen Träumen schon träumte!"

Bei Koszciusko's allzu großer Nachgiebigkeit gewann die Parthei der Anarchie sehr bald wieder ein bedeutendes Uebergewicht in den Berathungen der polnischen

Republikaner, und die Angelegenheiten des Krieges, so wie die öffentlichen Angelegenheiten wurden fortan ungewisser, unsicherer, langsamer betrieben. Stanislaus Poniatowsky, der letzte König der Polen, einer der schönsten Männer seiner Zeit, dem der Einfluß der russischen Kaiserin, Katharina der Zweiten, welche persönliches Interesse für ihn empfand, die Krone auf das Haupt gesetzt, konnte bald die Würde eines Regenten nicht mehr behaupten; er war nur noch ein Schattenkönig. Der Hof von Petersburg strebte, ihn zu vernichten, und auf der andern Seite wurde seine Ohnmacht gegen die Willkühr der polnischen Reichsstände immer offenkundiger. Man konnte ihn fast als einen Gefangenen betrachten.

Koszjusko befand sich in einer mißlichen Lage. Die Parthei der Anarchie wuchs immer mehr und mehr an; er konnte nicht Herr über sie werden, war mit einer zweifelhaften, nicht durch ganz Polen anerkannten Dictatur versehen, und doch durfte er die Parthei der Anarchie nicht zurückweisen, indem er ihrer gegen die Operationen der Feinde, gegen das Ausland hin, noch bedurfte. Unzufrieden mit den Verhandlungen der Landtage legte daher Koszjusko, wie jener Cincinatus, seine Dictatur nieder, behielt aber den Degen in der Hand und blieb Führer der Armee. Er entzog dem Vaterlande seinen Arm, seine Waffenkunde und Waffenkraft, seinen Einfluß auf die Soldateska nicht, obschon die stürmischen Reichsverhandlungen ihn ein trauriges Ende Polens ahnden ließen. Er war zu sehr Patriot, und lehnte den letzten Glauben an das Vertrauen zu seiner Armee, welche für ihn, das wußte er, jeden Kampf

wagte. Er war auch mehr General, als Geschäftsmann und Politiker; die Niederlegung seiner Dictatur zur Zeit, als das Reich in der mißlichsten Lage sich befand, war daher mehr nützlich als schädlich. Um so mehr richtete er seine ganze Aufmerksamkeit auf die Armee. —

Mehrere Unglücksfälle hatte die polnische Armee, z. B. bei Sczecozym u. s. w., im Lauf des Jahres 1794 bereits betroffen gehabt. Feindlicher Seits machte man Koszinsko glänzende Anerbietungen, ihn zu gewinnen; aber alle Unterhandlungen brach der tapfere General, würdig, ein edler Römer genannt zu werden, sogleich ab; alle schmeichelhafte Anerbietungen des Feindes der Nation wies er mit Verachtung zurück. Die Uebermacht der feindlichen Truppen sollte dem Roß der Freiheit das Gebiß anlegen. Suwarow, dieser tapfere, in seiner Nationalität sich verkündende russische Feldherr hatte in Vollhynien gegen die Nationalen unter Sierakowsky, am 18. und 19. September, einen glorreichen Sieg durch die Uebermacht davon getragen. General Repnin drang durch Litthauen vor, und vereinigte sich mit ihm, und außerdem sollte General Fersen mit 12000 Mann zu ihnen stoßen. — Koszinsko mußte diese Vereinigung einer so großen Armee bei seiner geringen Kriegsmasse zu verhindern suchen. Dieser Operation seine volle Kraft entgegen zu stellen, rückte Koszinsko dem Feinde von Warschau aus mit 21000 Mann entgegen. Seine ganze militärische Bewegung war hier ein Muster der Taktik. Dreimal schlug er den Feind zurück; aber zum vierten Mal (bei Macziewize) ward die Uebermacht des Feindes geltend; die Polen wurden aus dem Felde geschlagen, und in dieser mör-

derischen Schlacht der Verzweiflung stürzte zuletzt, bei dem Versuch eines Rückzuges der Nationalen, Kosziusko von drei schweren Wunden betroffen unter und mit dem Pferde nieder. Finis Poloniae! rief er, und kam in russische Gefangenschaft. —

Die Schlacht der Nationalen war verloren. Suwarow, der ungestüme, oft grausame Feldherr der Russen stürmte nun Praga, die befestigte Vorstadt von Warschau am 4. November; Warschau selbst unterwarf sich ihm am 9. November 1794. Von der Besatzung hatte Suwarow 13000 Mann niederhauen, 2000 Mann in die Weichsel sprengen lassen, und 15000 Mann wurden in eine schmähliche Gefangenschaft abgeführt. — Damit — heißt es — war das jüngste Gericht über Polen ergangen. Dieser große, von tapfern, geistreichen Männern bewohnte, einst über russische, schwedische und preußische Provinzen oberherrlich gebietende, die ersten Bedürfnisse, als Korn, Holz, Vieh, Salz und Metalle im Ueberfluß besitzende Staat verschwand. Der König von Polen, Stanislaus Poniatowsky, abdicirte den 25. November 1795 gegen einen Jahrgehalt von 200000 Dukaten. Rußland nahm zu seinem Antheile von Polen die Districte von der gallizischen Gränze längs dem Buch bis Derzeck, und von da bis an den Niemen, längs der preußischen Gränze bis Polangen, von da längs dem Seeufer bis an die alte russische Gränze, bis Riga. —

Ein östreichisches Heer rückte auch in Polen bis Lublin vor; das Vaterland wurde nun eine leichte Beute der Fremden, weil die Häupter gefallen waren, und

nun die Anhänger der Souverains aus eigennützigen Ansichten ihr Haupt wieder empor heben.

Kaiser Paul der Erste, dieser in vieler Hinsicht sehr oft verkannte, und nach seinem Zeitalter zu berechnende Mann, hatte nach dem Antritt seiner Regierung nicht allein Koszinsko und dessen Waffengefährten die Freiheit wieder geschenkt, sondern auch ersterm einen Ersatz von 12000 Rubeln angeboten. Koszinsko nahm das Geschenk der Freiheit an, allein die 12000 Rubel schlug der stolze Pole aus, und verließ eiligst Rußland. Von geringen Renten, die er aus nordamerikanischen Fonds bezog, lebte er. Mit seinem Freunde dem Dichter Niemcewiz ging er über London zum zweiten Mal nach Nordamerika, und wurde von den jungen Söhnen der Freiheit hier wieder mit neuer, noch lebhafterer Freude empfangen, denn der Held, der tapfere Vertheidiger der Freiheit war fertig!

Die Sache des Vaterlandes lag aber dem glühenden Patrioten immer noch am Herzen, und jenseits des Meers erfuhr er, welche Fortschritte Napoleon Bonaparte für die französische Freiheit mache. Ein edles Drängen nach Handlung für sein Vaterland riß ihn hin, als er das hörte, und im Anfang des Jahres 1798 kam er in Europa wieder an. Er landete in Frankreich, und eilte nach Paris, fand aber die Gestaltung der Dinge ganz anders, als er sie sich geträumt gehabt. Etwas übereilt hatte er sich ohnfern Fontainebleau angesiedelt, und von Seiten der französischen Regierung war dieser Ankauf des merkwürdigen Polen sehr begünstigt worden, um ihn dadurch um so mehr an das Interesse jener Re-

gierung, welche mit den Polen immer im Einverständniß zu bleiben suchen mußte, zu fesseln. Aber die Maaßregeln, welche Napoleon Bonaparte, der Machthaber Frankreichs, ergriff, zeigten immer mehr und mehr dessen Willen, eine Souverainität sich zu verschaffen, und der freie, uneigennützige Koszinsko war weit davon entfernt, den Einflüsterungen sein Ohr zu leihen, welche ihm von Seiten der französischen Regierung, um ihn zu gewinnen, häufig wurden. —

Als Napoleons Macht noch weiter fortschritt, war er mit Koszinsko's Weigerung, für das französische Interesse die Polen zu erglühen, so unzufrieden, daß er denselben unter die Aufsicht der geheimen Polizei stellen ließ. Kriege mit dem Norden waren für Frankreich nothwendig, und ein Koszinsko hätte, für Frankreich gestimmt, eine Armee bei thätigem Wirken gegolten! So aber mußte der freie Pole, dessen Aufrufes es nur bedurft hätte, nach dem System des Korsen jetzt außer Wirksamkeit, und für Zeiten der Gefahr aufbewahrt werden. Wohl wußte es Koszinsko, was man mit ihm vorhabe, und daß sein Name bald für unwürdigen Streit die waffenfähige Mannschaft erglühen solle; aber er blieb dennoch in gemäßigter Ruhe, und ergab sich in das schwere Schicksal seiner großen Täuschung. Die Briefe, welche er an seine vertrauten 'Bündner unterdeß schrieb, sind, wenige vielleicht ausgenommen, nicht in falsche Hände gefallen.

So blieb Koszinsko ruhig auf seiner Villa bis 1806. Als im Jahr 1805 der Krieg mit Frankreich gegen Rußland und Oestreich sich entzündete, welcher mit

der Schlacht von Austerlitz (2. December 1805) endete, waren Koszíusko keine Anerbietungen von Seiten des Hofes von St. Cloud gemacht; wohl aber geschah dies im Jahr 1806, wo Rußland und Preußen den Krieg gegen Frankreich erklärten, während Oestreich durch sein Schweigen und Temporisiren eine verhängnißvolle Zeit sich vorbereitete. Er schlug das ihm gemachte Anerbieten aus, erklärte ausdrücklich, als Privatmann leben zu wollen, und den Polen, welche französischer Seits sehr nothwendig in das Interesse gezogen werden mußten, wurden Proklamationen zugesandt, welche Koszíusko niemals anerkannt hat. — In philosophischer Ruhe blieb Koszíusko auf seinem Landsitz ohnfern Fontainebleau, und selbst Napoleons vorherrschender Ungestüm hatte es nicht gewagt, diesen Helden der Freiheit persönlich anzugreifen. —

Als im Jahr 1814 die Russen nach Frankreich kamen, erfuhren sie, daß ihr Feind, Koszíusko, in ihrer Nähe sey, und in stiller Ruhe auf seiner Villa lebe. Das erregte Aufsehen, und wurde in das russische Hauptquartier berichtet. Der Erfolg davon war, daß Koszíusko den Besuch der bedeutendsten Generale der russischen Armee und wie man sagt, selbst den des russischen Kaisers empfing. Man machte ihm auch hier wieder glänzende Anerbietungen, aber diese konnte er um so weniger annehmen, weil sie ganz und gar gegen das polnische Nationalinteresse gewesen seyn würden, und dieses allein war es, wobei er ausdauernd verblieb.

Napoleon wirkte als Kaiser oft durch Gewaltschritte,

und als er den wichtigen Feldzug gegen Rußland durch den Uebergang über die Weichſel am 24. Junius 1812 (er hatte abſichtlich dieſen bedeutungsvollen Tag ausgewählt) eröffnete, war Koſziusko von neuem veranlaßt, Antheil zu nehmen, und die Polen zu enthuſiasmiren. Wie eine Monſtranz ſollte der Held der polniſchen Freiheit für das franzöſiſche Intereſſe gebraucht werden. Allein er kannte den Zweck, und war durch keine Drohung, durch keine Verſprechung zu bewegen, ſich als Hebel fremder Zwecke gebrauchen zu laſſen. Napoleon hatte bereits die Herzblüthe des polniſchen Adels nach Frankreich gezogen gehabt, und daraus die polniſche Legion gebildet, welche unter dem bejahrten franzöſiſchen Prinz Montmorençi den Verſprechungen entgegen ging, welche Napoleons beſonnene Politik den Polen, deren Aufſtandes er bedurfte in dieſem wichtigen Kriege, gegeben gehabt, nachdem Koſziusko alle Geſuche, ſelbſt Drohungen ausgeſchlagen gehabt, ſich an die Spitze dieſer Legion zu ſtellen. Koſziusko durchſchaute nemlich Napoleons monarchiſches Syſtem, und mogte ſich nicht entſchließen, heuchleriſch gegen ſein Vaterland zu fechten. Der Erfolg hat ſeine Deutung gerechtfertigt, und erſt nach dem Tractat von Fontainebleau war Koſziusko wieder im Beſitz unumwundener Freiheit. Er benutzte den günſtigen Augenblick, und eilte nach der Schweitz, dieſem vielbewährten Lande der Freiheit.

Zwar war er erfreut von der Niederwerfung der vorherrſchenden Macht des neuern Frankreichs; doch aber ſchrieb er bald darauf an Czarkiewsky, ſeinen alten Waffengefährten:

„Ich bin in Solothurn angekommen, und glaube hier das Ziel meiner Wünsche, nemlich das Ende eines Lebens, welches mir nicht mehr gefällt, zu finden. Mein Vaterland werde ich nicht wieder sehn; Blut ist in Strömen geflossen für unser Vaterland; aber wo ist es? Dort oben wird ein Vaterland seyn, das ich zu finden hoffe. Meine Ueberzeugung von Tugend, mein Glaube, mein Bewußtseyn verbürgen es wir. Folge mir, mein Freund; ich werde Dich vielleicht dort empfangen."

Am 15. October 1817 starb Graf Koszius ko in dem Lande der Freiheit, in der Schweitz, in Solothurn. Ermüdet von den Anstrengungen, wodurch er sein Vaterland hatte retten und befreien wollen, und wo er dennoch an der stärkern irdischen Gewalt gescheitert war, sehnte er sich schon längst nach dem Tode. Das Leben war ihm eine Last, wie das bei den seltenen Männern von innerer großer Energie der Fall ist. Auch an ihm ging der Todesengel beschwichtigend, tröstend vorüber. Er war für sein Zeitalter zu früh, vielleicht auch zu spät geboren. Sein hoher, rein patriotischer, genialer Sinn eignete sich nicht zu den zweideutigen Gestaltungen der Zeit, und mit einer stillen Unzufriedenheit, die Pläne, welche in klarem Licht ihm vorstanden, nicht erfüllt zu sehen, schloß er die lebensmüden Augen. In weiter Ferne von dem geliebten Vaterlande, welches er so gern frei gemacht hätte, schloß er die Augen. In Solothurn, wo er seit seiner Ankunft daselbst ein Schirmvoigt der Armen aller Klassen geworden, wurde sein Hinfall schmerzlich betrauert. — In seinem Testament hatte

Kosziusko bestimmt, daß er von den Armen zur ewigen Ruhe bestattet werden wolle. Und also geschah es auch. Man erfüllte sehr gern den letzten Willen des lebensmüden, in schweren Verhältnissen gewesenen Pilgers. — Die Leiche war ausgestellt, und zwar so festlich und pomphaft, als er selbst, der einfache, freie Mann, gewiß nicht gewünscht hatte. Eine Menge Volkes strömte herbei, die Reste des Helden zu sehen, der in zwei Hemisphären für Freiheit gekämpft hatte, der dem Urgefühl der Freiheit treu geblieben war, und den der Tod abgerufen zu einer Zeit, wo Kosziusko's System der Verzweiflung nahe war.

Am 19. October begann der Leichengang nach der Jesuiterkirche; nach der Regel des Testaments trugen den Sarg die Armen; ihm folgten die Waisenknaben, die Kapuziner, die Franziskaner, die Chorherrn, und sehr viele Mitglieder der Regierung, nebst einer großen Anzahl von Bürgern.

Durch ganz Polen wurden Todtenfeyern über den Verlust dieses hochbedeutenden Mannes begangen, und verdient besonders die Rede des Niemczewicz, zu Warschau am 14. November 1817 gehalten, einer besondern Auszeichnung. Der Redner sagt darin:

„Diese schmerzliche Feyerlichkeit, dies Todtenopfer, diese flammenden Kerzen, diese Menge versammelter Ritter und Volkes, — — alles kündigt uns einen herben, großen Verlust an! — Viel und Großes verlor unser Vaterland im Verlaufe weniger Jahre; aber kein Verlust erfüllt uns mit größerer Trauer, als den wir

jetzt in dem Hinscheiden unsers Thaddäus Koszciusko beweinen! Den Namen: Koszciusko! nennen, heißt in dem Herzen des Polen tausend wohlthuende, aber leider! auch tausend traurige Gefühle wecken! Dieses Muster der Bürgertugend, diese im reinsten Feuer bis zum letzten Athemzuge flammende Vaterlandsliebe, diese unerschrockene Kühnheit in der Schlacht, diese männliche Ausdauer im Unglück, diese Geradheit alt-römischer Sitten, diese Bescheidenheit, des wahren Werthes unzertrennliche Gefährtin, — — bringt das alles, was ich sage, und mehr noch das, was ich deute, uns nicht Schauder der Bewunderung, der Verehrung aus? Schauder sage ich, weil wir vor dem großen Manne erschrecken, den wir nicht erreichen zu können, unsere Ohnmacht fühlen; und Verehrung, weil die lahme Nachwelt das Große, Hohe, Edle nicht aus den frühern Ansichten der Regsamkeit menschlichen Geistes zu würdigen weiß. — — Nicht durch Haltung und Pracht, glänzende Kriegerreihen, nein, Haufen von Landleuten, bewaffnet mit Ackergeräth, führte Koszciusko gegen die kriegserfahrensten Völker. Wie viel Schlachten, Belagerungen, schreckliche nächtliche Ausfälle, Scharmützel! Mit dem Blut der Kämpfenden färbte sich unsere Erde, bevor sie unser Grabhügel ward! — Das Ende so vieler Aufopferungen waren grause Fesseln. Sie dauerten zwei Jahre; sie würden noch länger gedauert haben, und du, Koszciusko, hättest nicht in Solothurns freien Mauern, und ihr Tausende von Polen hättet nicht auf eigner Erde, sondern im finstern Kerker eure jammervollen Tage geendet, wenn nicht Kaiser Paul der Erste gewesen wäre. Der erste Act seiner Oberherrschaft war, 20000 Polen die Fesseln zu brechen. — — Die bei ihm

mit dem Alter zugenommene Abneigung gegen alles öffentliche Treiben, die Liebe zur Einsamkeit und Ruhe führten ihn in die Schweitz. Dort in der Stadt Solothurn rief am 15. October Gott diese tugendhafte Seele, nach so vielen Leiden und harten Prüfungen, in die Wohnungen der Seeligen ab. Koszziusko starb, wie es einem Christen zu sterben ziemt, mit Vertrauen auf Gott, ruhig, männlich. Arm, wie ein Phocion und Cincinatus, seine Ebenbilder, verbot er alles Gepränge nach seinem Dahinscheiden; den Körper des Mannes, der auf dem Felde der Ehre tausend Bewaffneten befahl, trugen sechs arme Greise zur ewigen Ruhestätte unsrer Aller! — Friede deinem Schatten, tugendhafter Mann! Entnimm die letzten Abschiedsworte deiner betrübten Landsleute, entnimm die letzten Abschiedsworte dessen, in dessen Armen so oft dein leidendes Haupt ruhte! Wenn unsere Erde deine irdischen Ueberreste nicht deckt, wenn dein Geist dort wohnt, wo der letzte Römer lebt, so möge dein Andenken unter uns immer lebendig bleiben, so möge dein Abbild, damit es deine Gesichtszüge, damit es die Güte deines Herzens, die Reinheit deiner Seele uns vergegenwärtige, in dem Heiligthum des Herrn aufgestellt werden! Es sey einfach, bescheiden, so wie dein ganzes Leben war, ohne Inschrift; dein Name ist genug! Wenn dann ein Landsmann oder Fremdling mit Thränen im Auge zu dem Steine hinaufblickt, der dich darstellt, so muß er denken: das war der Mann, der seine Landsleute nicht unrühmlich fallen ließ, und durch seine Tugenden den polnischen Namen verherrlichte!"

Ganz Polen war mit Trauer erfüllt bei der Nach-

richt von dem Hinfall des letzten der Helden, auf welchen die letzten Funken des Freiheitsgefühls berechnet waren. Durch ganz Polen beinahe wurden ihm Exequien gehalten, denen von dem Höchſten bis zum Geringſten der Nationalen faſt alles mit trüber Rührung beiwohnte, und ſelbſt die neuen Autoritäten, vielleicht um den National-Polen ſich gefällig zu zeigen, haben es nicht verſäumt, dieſe Trauermeſſen mit anzuhören.

Koſziusko war ganz Pole; auf ſeinem, in der Jugend ſehr wild-ſchönen Geſicht las man es, daß er für die Freiheit erzogen und gebildet war; denn die Beſchlüſſe des Innern bilden ſich die characteriſtiſchen Züge des Geſichts, und nicht umgekehrt, wie manche glauben. Er war in ſeinen jungen Jahren wilder Reiter, ſtarker Jäger, und auch in den Nationaltänzen ein ausgezeichneter Tänzer. Doch machte er wenig Gebrauch von dieſer Kunſtentwickelung. Der Tanz iſt ein Lieblingsvergnügen der Polen; Koſziusko war aber zu ernſt geſtimmt, als daß er bei der verhängniß-ſchweren Zeit an dieſem Lieblingsvergnügen ſeiner Landsleute hätte thätigen, lebendigen Antheil nehmen mögen. Ernſter, großer, faſt trüber Sinn brütete über ihm; Freiheit war ſeine einzige Tendenz, das Ziel ſeiner Wünſche, ſeiner Hoffnungen, ſeiner Erwartungen. Ermüdet ſchied er von der ermüdeten Erde, als er dem, noch in den letzten Augenblicken mit glühender Liebe umfangenen Vaterlande die Freiheit nicht hatte gewinnen können, welche er in Zeiten des genialen Aufwuchſes der Ideen und der Geiſter dieſem ſchwer bedrängten Lande in ſtolzem Vertrauen zuſichern zu dürfen, geglaubt hatte. — Seine Liebe gehörte allein dem Vaterlande an; darum

war er dem weiblichen Geschlechte zwar nicht ganz abhold, aber er ließ sich durch Sirenenstimmen nicht verweichlichen. Er ging mit Aufopferung alles andern den Gang, welcher ihm im Buch des Schicksals vorgeschrieben zu seyn schien. Unter ungünstigen Sternen war dieser helle, erleuchtete Kopf, dieser tapfere Degen, aufgetreten; unter ungünstigen Sternen ging er hinüber; denn von Täuschungen aller Art, von vielen Seiten her bei diesem großen Zweck, der einem Kosziusko vor Augen lag, sich betrogen zu sehen, — das muß sehr schwer schmerzen! Es wäre ihm ein besseres Schicksal zu wünschen gewesen! —

Kosziusko war ein schöner Mann; schwarz, mit feurigem Auge, ganz Nationale, ganz Pole! Die Nationaltracht behielt er bei, auch als sein geliebtes Volk durch fremde, mächtigere Gewalten zerrissen wurde. Er war nicht blos gewandt in den Sprachen, sondern auch in der Diplomatik, und wenn er am Tage als wilder Reiter und als Tactiker Achtung eingeflößt hatte, studierte er in den wenigen Momenten, welche ihm übrig blieben, die Kriegskunst. Sein Gemüth war sanft, sehr sanft und herzlich; wer ihn nur einmal gesprochen hatte, wurde von ihm eingenommen, und mußte von ihm eingenommen werden, denn er besaß die große Gewalt, der Seelen sich zu bemächtigen. Edelmuth war in allen seinen Verhältnissen die Grundlage seines Wirkens, aber kein Versuch einer Monarchie vermogte, den in frühern Jahren aufgefaßten Sinn dieses seltenen Kopfes zu stören. Wir halten ihn einem Leonidas vergleichbar, und bei seinem Namen glüht noch jetzt ganz Polen! Liebling der Armee und des Volkes war er ein

Feind der Anmaßungen des Adels, und hatte deshalb mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen, denn jener Adel ſtrebte ſtets nach der Ariſtokratie, während er die ſtändiſchen Rechte gleich gehalten wiſſen wollte. —

Der Theilnehmer ſeiner Gefahren, der unter den Waffen grau gewordene General Madalinsky, welcher in preußiſche Gefangenſchaft gerathen, wurde von König Friedrich Wilhelm dem Zweiten weit beſſer noch behandelt, denn Koſziusko. Jenem wurde die Feſtung Magdeburg zum Aufenthalt angewieſen, und in der ganzen Stadt war es ihm erlaubt, mit ſeinem Säbel an der Seite, frei umher zu gehen; nur über die Barrieren hinaus durfte er nicht. Die Wohnung, welche ihm angewieſen, war die Kurie, welche nachher Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen bewohnte; alſo gewiß ſehr anſtändig. Koſziusko's Gefangenſchaft in Rußland war, beſonders anfänglich, ungleich härter und drückender; aber er äußerte ſeinen ſtill verhaltenen Grimm nicht, und duldete mit der Ruhe eines Philoſophen auch das Schwere.

Man wirft Koſziusko manche tactiſche Fehler vor; allein man erwäge, daß er mit rohen Maſſen gegen kriegsgeübte Truppen focht, und daß die Polen ſelbſt nicht einig unter einander waren. Ohne Geld, ohne ordentliche Waffen, ohne Magazine, hielt er das Lager vor Warſchau meiſterhaft. Was ihm wohl eher, man mögte ſagen, zu einem Vorwurf der Tugend gereicht, iſt, daß er zu nachſichtig war, daß er den Character der damaligen Polen, welche ſtreng behandelt ſeyn wollten, nicht genau genug kannte, daß er nach ſeinem

herrlichen, edlen Gefühl auch alle andere Menschen berechnete, nicht genug aus sich selbst heraus ging, und da nicht Tyrann war, wo die Güte des Herzens nachtheilige, politische Folgen brachte. Niemand aber wird diese Tugenden des Menschen dem Vertheidiger des Vaterlandes übel auslegen wollen. — Man hat von Kosziusko einen, von Krüger gestochenen Kupferstich, nach Cosway's Gemälde und Demiani's Zeichnung. Von so vielen andern Abrissen ist dieser der bedeutendste, der gelungenste.

Neuerlich hört man, daß die Polen begehrt haben, die irdischen Reste ihres Lieblings in heimischer Gruft beigesetzt zu wissen, und die beiden Hauptstädte Polens, Warschau und Cracau, haben um den Vorrang gestritten, wer diesen Helden des Vaterlandes besitzen solle. Beide Städte sandten Deputationen ersten Ranges nach der Schweitz, und Warschau als die Stadt, zu deren Bannat er eher zu rechnen, erhielt die Zusicherung, daß dieses vaterländische Kleinod ihr verabfolgt werden solle. Glänzend wird das Trauergefolge bei der Empfangnahme an der Gränze seyn, und still und erschütternd die Wehmuth und Niedergeschlagenheit der Nationalen.

III.

Johann Gottfried Seume.

Nave ferar magna an parva, ferar unus et idem.
Non agimur tumidis velis Aquilone secundo;
Non tamen adversis aetatem ducimus Austris;
Viribus, ingenio, specie, virtute, loco, re,
Extremi primorum, extremis usque priores.

Horat, Ep. II, 2.

Johann Gottfried Seume.

Johann Gottfried Seume, als Schriftsteller späterhin bekannt geworden, und als solcher mit vielem Beifall aufgenommen, ist in vieler Hinsicht für unsere Beachtung ein merkwürdiger Mann. Besonders hat er in seinem, oft sehr schwer zu ertragenden Leben durch neue Beweise es beurkundet, theils daß Talent und Genie als Uranlagen sich selbst entwickeln und alle äußern Fesseln zersprengen, oder nicht achtend sie zurückstoßen; theils daß die Natur die Satzungen der Menschen verachtet, und ihren Zögling zu dem von ihr vorgeschriebenen Beruf mit Allgewalt hinreißt; und endlich, daß der gewöhnliche Mensch, das Arbeitsthier und der genußliebende Sünder, an dem Genie bewundernd stehen bleiben muß, mag er auch wollen, oder nicht. So etwa aus dieser Ansicht betrachten wir Seume, den die schweren Ermüdungen des flach-alltäglichen Lebens nicht hin-

dern konnten, seinem Genius zu folgen, der zu den höhern Sphären lichter Räume geistiger Freiheit mit Allgewalt ihn hinriß. Er bewährte es, daß selten ein Mensch an seiner rechten Stelle steht; er kämpfte sich hindurch, wohin die Oriflamme ihn winkte, aber anstrebend, lebensmüde, erlag er zu früh den Anstrengungen, wodurch er nebenbei Leben durch Leben hatte gewinnen wollen. Dies genug zur Andeutung! —

Johann Gottfried Seume war der Sohn eines wohlhabenden Ackermannes in Posern bei Weißenfels in dem damaligen Chursächsischen Gebiet, und wurde im Jahr 1763 geboren. Die damalige Kriegszeit, besonders der dritte schlesische oder sogenannte siebenjährige Krieg, hatte seinen Vater, einen wohlhabenden Ackermann, zu Grunde gerichtet, und bei dem Ungestüm des Frohnvoigts, der in diesen schweren Kriegszeiten unerschwingliche Steuern von Seume's Vater mit Gewalt einforderte, verlor dieser sein Leben. Der Vater unsers Seume wurde von jenen Schergen der öffentlichen Gewalt gemißhandelt, weil er einer — vielleicht ungerechten — Execution sich widersetzte, und er gab kurz darauf seinen Geist auf. Hierin liegt das erste Grollen des Dichters gegen das Weltenall! Dadurch erblühte ihm der poetische Schwung, welcher ohne jene Kathastrophe vielleicht nie zur Verwirklichung gekommen wäre. Er zeigte trotz seiner Sonderbarkeiten und verschlossenen Wesens doch große Talente, aber er war jetzt, nach dem Tode seines Vaters, eine hülflose Waise. Der Graf Hohenthal-Krauthayn lernte den vielversprechenden Knaben kennen, und nahm sich seiner an, und beschloß, für seine Erziehung sorgen zu wollen. Bei dem Rector

Korbinsky in Borna gab er ihn in Pension. Zwar bekam Seume hier einen sehr guten, aber auch einen sehr pedantischen Unterricht, und nebenher wurde er, was man damals gute Erziehungsmethode nannte, sehr streng behandelt. Schlecht gehalten in der Kost, wurde er oft um Kleinigkeiten willen gezüchtigt, und gewann dadurch zunächst jenes düstere Wesen, welches ihm beständig anhing. Doch, auch des Guten, wozu er bei Korbinsky den Grund legte, darf nicht vergessen werden. Es war nemlich der Unterricht des Rectors, besonders in den alten Sprachen, sehr gut, und Seume machte darin außerordentliche Fortschritte; überdem aber war auch Korbinsky ein sehr gottesfürchtiger Mann, der seine Zöglinge schon früh zu strenger Religiosität anhielt, und daher die fromme Begeisterung, welche durch das ganze, nachherige intellectuelle Leben Seume's vorherrschend ist.

Der Graf Hohenthal-Krauthayn hatte gewollt, daß sein Pflegling Theologie auf der Universität Leipzig studieren solle. Seume gab hier auch einen Beweis davon, daß Eltern und Erzieher sehr abgeschmackt handeln, wenn sie junge Zöglinge in eine Laufbahn nach ihrer eigenen Ansicht zwängen wollen, ohne Talent, Neigung und das, durch das ganze Leben schreitende Urgefühl des Zöglings zu erwägen. Denn für Seume war der geistliche Stand viel zu zwangsvoll, durchaus nicht ansprechend, solche hohen, reinen, klaren Begriffe er auch schon damals von Religion hatte. Er ehrte das Wort, konnte aber die Verkünder des Worts, welche er kennen gelernt, nicht als würdige Vorbilder einer Nachahmung betrachten, und in ihr System eingreifen. Eine freiere Aufklärung hatte den achtzehnjährigen

Jüngling schon begeistert, und dazu kam in diesem regsamen Geiste ein unwiderstehlicher Trieb, die Welt zu sehen. Die Geschichten der Vorzeit, welche ihn, wie jedes feurige Gemüth, schon früh ergriffen gehabt, und das Lesen der Alten, mit denen er schon früh vertraut wurde, gaben ihm jenen edlen Stolz, jenes Vertrauen, jene Zuversicht, fern von hochmüthiger Anmaßung, sondern verbunden mit zarter Liebe für alles Große und Edle, — woran die entartete Welt die Kraftmenschen, oft aber leider! zu spät erkennt.

Geraume Zeit ging Seume mit dem Vorsatz, auf gut Glück in die Welt sich zu wagen, schwanger. Endlich brachte er diesen abentheuerlichen Entschluß ausschweifenden Jugendsinnes zur Ausführung. Nachdem er am Abend zuvor alle seine kleinen Schulden bezahlt gehabt, verließ er, und zwar heimlich, am folgenden Morgen Borna und die Anstalt. Auch nichts Schriftliches ließ er zurück. Die Gegenwart war ihm zu zwangsvoll, die Aussicht in die Zukunft, zu welcher man ihn führen wollte, unerträglich. Eine freie, eigenwillige Bahn wollte er sich aufsuchen. Mit weniger Baarschaft versehen, und nur eine Handausgabe des Tacitus in der Tasche, trat er an einem schönen Morgen seine phantastische Wanderung, blind in die Welt hinein, an. — Zu damaliger Zeit konnte man noch ohne Paß durch das ganze, gebildete Europa reisen, und Seume, in dem Kraftgefühl seiner Jugendblüthe, wandte sich, ein einfacher Reisender, nach den schönsten Gegenden Deutschlands.

— Wie ein fröhlicher Handwerkspursch — sagt er

selbst, — warf ich bei dem Aufgang der Sonne meinen Hut in die Luft, und nahm, als er wieder nieder gefallen, meine Richtung dahin, wohin die Hutschnalle am Sammetbande wies. —

So kam er denn nach Kassel. Auf dieser, dem Glück anheim gegebenen Wanderung schien sein Genius ihm nicht günstig gewesen zu seyn, denn Kassel wurde für den thatendurstigen Jüngling der Markstein seines Lebens. Hier scheiterte er an der großen Vollendung, zu welcher die Natur ihn berufen zu haben schien. Er kam hier an, ein Abentheurer, ohne eigentlichen Zweck, ohne bestimmten Willen, ohne festen Entschluß, zu einer Zeit, wo mit Genehmigung des Landgrafen von Hessen für den Dienst gegen die nordamerikanische junge Republik Mannschaften geworben, und unter süßen Versprechungen auf die Schiffe gebracht wurden. Es ist hier nicht der Ort, die große Täuschung, welche den Individuen, die man für den nordamerikanischen Krieg verkaufte, ward, weiter auseinander zu setzen; so viel aber ist gewiß, daß auch Seume sich unter den Getäuschten befand. Vom Gelde entblößt, wurde er durch die Anlockungen der Werber, die man englische Werber nannte, hintergangen, und schloß die Kapitulation, nach Amerika hin Kriegsdienste zu nehmen.

Großbrittannien hatte bei einem siebenjährigen Kriege gegen die nordamerikanischen Provinzen große Kräfte bereits erschöpft, und warb immer noch in Deutschland bei den bedeutendsten Fürstenhöfen um Truppen nach Nordamerika. Der Landgraf von Hessen-Kassel, Friedrich, und der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von

Braunschweig-Wolfenbüttel waren am thätigsten bei diesem Menschenhandel des Verkaufs der Truppen nach Nordamerika, ersterer aus Geitz und Gewinnsucht, letzterer wegen seiner engen Verwandtschaftsverhältnisse mit dem brittischen Regentenstamm, und weil er des englischen Geldes bedurfte, da er ein sehr verschwenderischer Prinz war.

Vergeblich war die brittische Anstrengung aller Kräfte seit sieben Jahren gewesen, und Seume wurde mit seinen Waffengenossen eben in Nordamerika ausgeschifft, als bereits der Frieden unterhandelt wurde, und die Kriegeshändel einen minder schnellen und zerstörenden Gang nahmen. Die Gefangennehmung des brittischen Feldherrn Cornwallis von der republikanischen Armee unter Washington, bestimmte die Oppositionspartei des brittischen Parlements, welche die Stimme des Volkes ausspricht, dem verderblichen Kriege gegen Nordamerika ein Ende zu machen, und vielmehr die ganzen Streitkräfte gegen die Bourboniden zu richten. Da die Nachrichten von den Niederlagen in Nordamerika immer betrübender wurden, so stieg auch damit die Unzufriedenheit des Volkes gegen die Minister, und schon im Anfang des Jahres 1782 hatte die Opposition den Frieden begehrt. Durch eine Motion ging es im Unterhause durch, mit dem Kongreß zu verhandeln, und bei einem langen Waffenstillstand die Truppen aus Amerika zu ziehen; da die Majorität dafür war, so wurde diese Motion zur Bill. — Es geschahen jetzt Veränderungen im brittischen Ministerium, Rockinghams Parthei wurde die geltende, und das Friedensgeschäft mit den Staaten sehr eifrig betrieben. Der Krieg ward britti-

scher Seite nur noch auf die Vertheidigung von New-York eingeschränkt, die Truppen zogen sich aus Savannah und Charlestown, und dem Kongreß, den im Hintergrunde der große Künstler Dr. Franklin und Präsident Laurens leiteten, wurde noch vor Anfang der Unterhandlungen die Unabhängigkeit angeboten.

Man sieht hieraus die damalige Schwäche der brittischen Waffengewalt, und die Hoffnungslosigkeit, sie wieder vermehren zu können; wenigstens für den Augenblick. Mit äußerm Anstand wollte man sich von solch einem ermüdenden Krieg zurückziehen. Indeß verzögerte sich der Abschluß des Friedensgeschäfts, weil mit den Bourbons in Europa ähnliche Unterhandlungen, die mit dem nordamerikanischen Frieden in enger Verbindung standen, von dem Kabinet St. James angeknüpft waren, die sich wegen der weiten Entfernungen der dabei interessirten Höfe von einander sehr natürlich in die Länge zogen. Die Feststellung der Gränzen von dem freien Nordamerika machte hierbei nicht geringe Schwierigkeiten. Großbrittannien mußte aber endlich nachgeben, und am 20. Januar 1783 wurde der Pariser Friede, welcher dem nordamerikanischen Kriege ein Ende machte, abgeschlossen. Großbrittannien mußte sich große Aufopferungen gefallen lassen. Es erkannte nemlich die Unabhängigkeit der dreizehn Provinzen vollständig an, räumte alle feste Plätze und Seemündungen, der beste Theil von Canada bis an den Missisippi wurde den Staaten eingeräumt, ein Strich Landes von etwa 18000 Quadratmeilen, und die Fischerei bei New-York und in der Lorenzo-Bay wurde ihnen verstattet. Die Abtretungen nicht so wohl, als die Folgen davon bekümmerten die

brittischen Politiker, denn es war voraus zu sehn, daß durch diese Fundation in dem neuen Welttheil allmählig eine Macht anwachsen werde, welche der brittischen Domination auf den Mittelmeeren Gränzen zu setzen, nicht unwirksam streben mögte.

Seume, der bei dem letzten Transport der Einschiffungen gewesen, hatte an den Ermüdungen des offenen Streites, jetzt, wo der Friede unterhandelt wurde, wenigen Antheil, wohl aber lernte er das Kriegsleben in der Nähe kennen durch die anstrengenden Märsche — denn die Engländer behandelten die angeworbenen, die gekauften Truppen wie Sclaven — und durch die schlechte Verpflegung, welche diesen Gedungenen überall ward. Britten standen an der Spitze dieser Heereshaufen der Söldner, und Ruhm und Ehre und Rang war nicht zu erwarten; der Engländer rechnete das Leben eines Geworbenen nach den Guineen, welche er gekostet. —

Drückend fühlte Seume das Traurige seiner Uebereilung, und er verwünschte die ganze Menschheit, weil so viele die Vortheile, welche in Nordamerika durch den Beitritt zu den brittischen Waffen zu erwerben wären, so glänzend vorgestellt hatten. — Er hatte eine Kapitulation auf fünf Jahr geschlossen, und nicht bis zum Ende des nordamerikanischen Krieges; also war er noch über drei Jahre jetzt dem brittischen Waffendienst verpflichtet. — Nach brittischen Kolonien, in rauhem Klima wurde er versetzt, als der Friede mit den Freistaaten zu Stande gekommen war, und die Britten diese Provinzen verlassen mußten. Hier war der Dienst

nicht so beschwerlich, das Leben aber um so beschwerlicher. — In dieser abentheuerlichen Zeit in Nordamerika schloß Seume seine Freundschaft mit Münchhausen, dessen er in seinen Gedichten späterhin gedenkt. Wir können und dürfen uns nicht entbrechen, aus dem „Abschiedsschreiben an Münchhausen" hier, wo die Gelegenheit es giebt, einige Stellen einzurücken, um dadurch den Dichtergeist Seume's zu beurkunden. Er singt:

Nimm meinen Kuß im Geist an deinem Rheine,
Und denke bei den Bechern deutscher Weine
An einen deutschen Biedermann,
Den an Nordschottlands westlichem Gestade
Im Labyrinthe menschenleerer Pfade
Einst deine Seele lieb gewann.

Erinn're dich, wie bei dem kleinen Mahle
Wir auf dem Steine lagen und die Schaale
Des Kieselbaches in der Hand,
Uns über Stollbergs Liebe Freundschaft schwuren,
Und wie uns Schauer durch die Seele fuhren
Bei Freundschaft und bei Vaterland?!

Erinn're dich, wie Arm in Arm wir gingen,
Und an dem Blick der Abendsonne hingen,
Die bei Neufundland niedersank,
Und wie wir dann auf Adlerbergen saßen,
Und in der Dämm'rung Klopstocks Herrmann lasen
Auf einer grauen Felsenbank.

Erinn're dich, wie in der wilden Zone
Uns nach der Jagd ein freundlicher Hurone
Mit Edelmuth entgegen kam,
Und uns in ächter Urbewohner Sitte
Mit Ungestüm in die berauchte Hütte
Und brüderlich zu Tische nahm.

Kannst du es je! das Patriarchenessen,
Und unsers Wirthes Jubellied vergessen,
Der froh wie Gott, uns Gutes gab;
So führe mit dem Gängelband der Mode
Der Parzen Hand nach einem Stutzertode
Dich, rächend, in ein Marmorgrab.

Nein, Freund! gewiß durchirrst du noch im Bilde
Die Berge, wo der gute, wack're Wilde
So oft uns auf den Felsen fand,
Wo, trotz den Männern von Minervens Hügel
Und von dem Kapitol, der Größe Siegel
Auf seiner freien Stirne stand.

Erinn're dich, wie in des Nordlichts Gluthen
Oft unsre kleine Barke durch die Fluthen
Mit Zittern an das Ufer stieg;
Und wie wir dann, wenn hoch die Wogen drangen,
Ein Lied von Fingal durch die Wogen sangen,
Von Geistern, Harfen, Schlacht und Sieg.

Dem geregelten Gange einer Biographie wird gewissermaßen vorgegriffen, wenn wir zur Erläuterung der folgenden Stanzen bemerken, daß Seume nach seiner Heimkehr auf keine Weise sich glücklich finden konnte; und dazu kam sein unruhiger Geist, der ihn nur immer in die Welt hinein jagte. Er hatte bei Entwerfung dieses Gedichts schon theils zu anderm Kriegsdienst, oder aber zu einer Wanderung nach dem Boden des klassischen Alterthums den Plan gefaßt. Er fährt fort:

Hier sitz' ich, Freund, in meiner Jugend Haine,
Und schreibe dir auf einem alten Steine
Vielleicht das letzte, letzte Wort:
Zum zweitenmale greif' ich nach dem Stabe,
Und pilgere mit meiner leichten Habe
Nunmehr vielleicht auf ewig fort.

Das Vaterland bedarf nicht meiner Kräfte,
Hat Männer g'nug für Aemter und Geschäfte,
Und schenkt mir gerne meine Pflicht.
Ich habe von den vielen fetten Gauen
Nicht einen Fuß, mir meinen Kohl zu bauen
Zu einem ländlichen Gericht.

Obgleich auf keinem Acker eine Aehre
Mit ihres Segens schöner, goldner Schwere
Mir dankbar in die Sichel sinkt;

Obgleich von keinem jungen Frühlingsbaume
Mit ihrem Purpur eine Mohrenpflaume
Mir Durstigen zum Brechen winkt;

So sitz' ich doch mit schaurigem Gefühle
Und sehe traurig hier dem Wellenspiele
Am Ufer unsrer Elster zu,
Und wende langsam meine düstern Blicke
Noch einmal auf die Knabenwelt zurücke,
Und ihrer Jahre stille Ruh.

Bald gellt vielleicht mit schwerem Eisentone
Bellona von des rauhen Nordens Zone
Auch mir noch einen Schlachtgesang,
Der jüngst vom Felsenfuß der Pyrenäen
Bis an des Samojeden Winterseen
In grellen Noten wiederklang.

Dann Freund, wenn ich in dem beeisten Norden
Vielleicht mit Schaaren unbekannter Horden
In fremde, wilde Kriege zieh,
Und wenn ich am kaukasischen Gebirge
Mich auf den Tod mit Ghenkis Enkeln würge,
Vergiß des Busenbruders nie etc.

Jetzt nach dieser Abschweifung und Andeutung zu dem Faden der Geschichte wieder zurück.

Die brittische Regierung suchte nach dem erwähnten Pariser Frieden sehr natürlich die ihr guarantirten Besitzungen in Amerika so viel als möglich festzustellen, und im Vertheidigungsstande mehr und mehr zu sichern. Ungern entließ man daher diejenigen, welche an diesem blutigen Kriege Theil genommen hatten. Beiläufig ist zu bemerken, daß wenn die Nordamerikaner ihren Verlust zu Lande und zu Wasser zu 80000 Mann angeben, dieser Anschlag wohl noch sehr gering ist, und daß Großbrittannien in diesen acht blutigen Jahren ungleich mehr verlor. — Genug, Seume kam mit denenglischsten Transportschiffen endlich, nachdem er in den nördlichen Theilen der brittischen Besitzungen jener Kolonien noch unter den Waffen gewesen war, nach Europa zurück, als seine Kapitulation abgelaufen.

Hier zeigte sich nun die Willkühr des Despotismus, die Freiherrschaft der Gewalt, da, wo sie wohnt und thront. Man wollte Seume's Kapitulation nicht gelten lassen, und hielt ihn unter dem rückgekehrten Regimente zurück. Entrüstet über diesen Gewaltstreich entwich er heimlich, um einem unwürdigen Dienst sich nicht länger hingeben zu wollen. Er wurde aber auf seiner nicht gut berechneten Flucht bald eingefangen, zum Verhör gestellt, und von dem Militärgericht, dessen Organ die höhere Despotie war, zum Gassenlaufen, dieser pöbelhaften Strafe, welche für gebildete Völker unziemlich ist, verurtheilt. — Seume versuchte eine Vertheidigung, und setzte diese aus eignen Kräften so ernst und nach-

drücklich durch, daß nicht nur jenes Erkenntniß aufgehoben, sondern auch ein ehrenvoller Abschied ihm gegeben wurde. Verwendungen und Anmahnungen höhern Orts sollen die Veranlassung zu dieser Umgestaltung gegeben haben. So viel ist gewiß, daß Seume seit seinem öffentlichen Auftreten mit unsichtbaren Freunden umgeben war! — — Er erhielt den ehrenvollen Abschied der Werbung für Nordamerika, nachdem er sehr tapfer in gewandten Reden sich vertheidigt gehabt, und wurde frei gesprochen. Dieser Abschied konnte aber das nicht entschädigen, was Seume unterdeß erduldet. Als Gemeiner behandelt wie der Gemeine, hatte er von der rohen Soldateska und von den Schergen Unerträgliches ertragen müssen; aber er ertrug es mit der Geduld eines Philosophen, der bessern Zukunft sich bewußt. Er fühlte sehr wohl, daß er für die Sphäre, welche damals für junge, feurige Gemüther vorherrschend war, nicht geeignet sey, und sehnte sich nach einem sichern Asyl, seinem Genius zu folgen. Aber wo giebt es in Deutschland einen Octavian, einen Mäcen für solche Geister?! —

Nach Deutschland zurückgekehrt, fiel Seume preußischen Werbern in die Hände. Der Drang äußerer Nothwendigkeit riß ihn wieder dazu hin, sich zu verdingen. Dieser Dienst konnte ihm zu damaliger Zeit noch weniger ansprechend seyn, zumal er in Garnisonen, hart an der Gränze von Polen kam, wo er die Volksstimmung und das Mißbehagen genau einzusehen und kennen zu lernen, die Gelegenheit hatte. Der Dienst war ihm bald drückend, unerträglich. Er desertirte wieder, und nach vielen abentheuerlichen Streifzügen,

wobei er oft der Gefahr ausgesetzt war, ergriffen und vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden, gelang es ihm, die russische Armee zu erreichen, welche damals in Großpolen stand. Er bewarb sich um eine Anstellung, und in dem Büreau des General Igelström arbeitete er bald darauf als Secretär. Dieser russische General, welcher gegen die polnischen Freiheitsmänner anfocht, und oft sehr unkluge Maaßregeln nahm, hatte damals noch Warschau und andere bedeutende Städte Polens für Rußland besetzt gehalten. Der Aufruhr der freien Polen, von Koszziusko und Madalinsky geleitet, war von Erfolg; Cracau fiel in die Hände der Insurgenten, und so die mehreren bedeutenden Plätze, einer nach dem andern, — bis denn auch, nach dem Gefecht von Raclawice, welches am 4. April 1794 vorfiel, Warschau und Wilna sich für die Insurgenten erklärten, nachdem die schwächere, russische Besatzung niedergehauen oder gefangen genommen war. Seume war unter den Gefangenen, welche nach Warschau eingebracht waren, und er war Zeuge vieler Greuelthaten, welche in diesem barbarischen Kriege, wo ein sonst freies Volk die letzten Kräfte versuchte, die ihm geraubte Freiheit wieder zu erringen, vorfielen. Seume wurde in dieser Gefangenschaft gelinde behandelt, weil er nicht mit den Waffen in der Hand ergriffen worden, und zu dem activen Felddienst nicht gehörte. Er konnte frei in der Stadt umhergehn.

Die Angelegenheiten der Nationalen nahmen eine andere Wendung, seit Koszziusko, unzufrieden mit dem Widerstreben, welches er bei seinem großen, edlen Gange von eignen Landsleuten vielmals fand, sich un-

müthiger der Sache der Freiheit annahm, und seine Dictatur niederzulegen Anstalt machte. Am 10. October 1794 erhielten die polnischen Insurgenten bei Macziewice eine gänzliche Niederlage, ihr Palladium, ihre Oriflamme, Koszuisko, war in die Gefangenschaft der Russen gekommen, und im Gefolge seines Sieges legte sich der russische Feldherr, Suwarow, vor Warschau. Die stark befestigte Vorstadt von Warschau, oder vielmehr den Brückenkopf des Ueberganges über die Weichsel, Praga genannt, erstürmte der rauhe Suwarow, der keine Schonung kannte, mit jenem Ungestüm und mit jener Verachtung des Menschenlebens, wodurch die nordischen Nationen sich auszeichnen. Am 4. November ward er Herr dieser bedeutenden Citadelle, nachdem viele Tausende von Russen und deren Verbündeten unter den Wällen hingestreckt lagen; denn die Polen wehrten sich wie Verzweifelte bis auf den letzten Augenblick, und der größte Theil von ihnen zog sich erst dann über den Strom nach Warschau zurück, als das russische Feldzeichen schon auf dem Hauptwall flatterte. Was bei dem wilden Gedränge die andere Seite nicht zeitig genug erreichen konnte, wurde von den wuthentbrannten Russen, welche ihre gefallenen Brüder rächen wollten, schonungslos, ohne alle Barmherzigkeit niedergehauen.

Kaum war der russische Feldherr Herr von Praga, so richtete er sein Geschütz gegen das schöne, wohlgebaute Warschau. Die Citadelle des höher gelegenen Praga scheint dazu erbaut zu seyn, um Warschau selbst in Zeiten der Unruhe im Zaum zu halten. Suwarow schonte den Uebergang, warf indessen glühende Kugeln

in die Stadt, und die Folge davon war, daß Warschau schon am 9. November 1794 sich unterwarf.

Durch die Einnahme von Warschau war Seume aus der Gefangenschaft befreit, und er bewarb sich, noch immer nach Thaten durstend, um einen russischen Felddienst. Als Lieutenant wurde er unter den Linientruppen angestellt, er erhielt sogar Unterstützung von der Regierung, seine Equipage zu besorgen, und er befand sich in dieser Lage, so lange Kaiserin Katharina die Zweite lebte, sehr wohl. Mäßig in allem konnte Seume sehr bequem von der in Rußland nicht geringen Offiziergage leben. Allein Katharina die Zweite starb am 6. November 1796 in ihrem sieben und sechzigsten Jahre an der Apoplexie, nachdem sie in ihren thatenreichen Regierungsjahren viel dazu beigetragen hatte, die mildern Sitten Deutschlands (sie war eine geborne Prinzessin von Anhalt-Zerbst, Sophie Auguste) nach Rußland mit hinüber zu nehmen. Ihr Nachfolger in der Regierung, Kaiser Paul der Erste, gewann sich nicht so die Liebe des Volkes, als die fremde Prinzessin von Anhalt. Alle von ihr aufgebauten Verhältnisse stürzte er fast um; im Geist Peter des Großen wollte er über die Russen herrschen, und er beachtete dabei den Zeitgeist nicht, der immer nach Süden sich neigt. Daher fiel er auch bald, ein Opfer seiner Strenge, seiner Tyrannei, welche, dem französischen Volksaufstande entgegen gestellt, in einem um so niedrigern Schwarzdunkel erschien.

Seume, der keinen Zwang der Meinung kannte und kennen lernen wollte, hatte sich über das jetzige

Regierungssystem bei Gelegenheit einer Dienstsache laut und etwas hart geäußert. Er konnte noch sich glücklich schätzen, nicht nach Sybirien transportirt zu werden; die Folge jener Renitenz und Aeußerung war nur, daß Seume seinen Abschied erhielt.

Hiermit war er sehr wohl zufrieden, denn der Kriegsdienst in Rußland, besonders unter der Regierung Kaiser Paul des Ersten, war ihm durchaus nicht ansprechend. Dem wissenschaftlichen Leben gab er nun ganz sich hin. Sein freier Sinn, und der Genius, welcher ihn immer mehr von den aberwitzigen Jugendträumen durch schwere Erfahrungen zu dem Hohen und Schönen zurückgebracht hatte, entschied ihn fortan ganz für die Litteratur, für das Traumleben. In dem wirklichen Leben hatte er zu trübe Erfahrungen gemacht, und die Nebelgestalten seiner Ideale des Wirkens waren in den Strömen des Besitzes, des Gewaltthums und der Gemeinheit zerronnen.

Ununterbrochen, auch unter dem Geräusch der Waffen, hatte Seume sich wissenschaftlich immer mehr und mehr auszubilden gestrebt. Er studirte alte und neue Sprachen immer noch fort, las die besten Schriftsteller neuerer Zeiten, forschte in den Klassikern, und nur wenige Zeit gönnte er sich zum Schlaf. Dabei war er Naturmensch, und in den wenigen Stunden der Muße streifte er im Freien umher. Jetzt machte er sich zunächst durch eine lateinische Disputation und ganz besonders durch eine „Parallele der alten und neuen Bewaffnung" rühmlichst bekannt. Er hatte sich nach Leipzig gewendet, und gab dort in höherm Range Privat-

unterricht aus den griechischen und römischen Klassikern, und über dieselben; eben so unterrichtete er auch mit dem Beifall, der für jene Unterrichtstunden ihm ward, in der englischen Litteratur.

Der Buchhändler Göschen, der damals der bedeutendsten einer war, zog den talentvollen Mann an sich, und Seume wohnte einige Jahre bei demselben in Grimma ohnfern Leipzig. Hier besorgte Seume die Korrektur von Klopstocks sämmtlichen Werken, die bei Göschen jetzt im Druck erschienen, und ein Muster typographischer Reinheit und Genauigkeit sind. Er kam durch diese Veranlassung mit Klopstock selbst in einen Briefwechsel, indem er über metrische und grammatische Aenderungen öfters zweifelhaft war. Klopstock selbst fand vielen Geist und Gefühl für Melodie in Seume, er sah, daß seine Bemerkungen scharf und oft sehr richtig waren, und in seinen Antworten munterte er ihn auf, immer mehr der Gunst der Musen Gehör zu geben. — Auch die neueste Ausgabe von Wielands sämmtlichen Werken, welche Göschen veranstaltete, hat zu damaliger Zeit Seume besorgt. Diese Ausgabe war für Göschen kein geringes Unternehmen, und er konnte sich Glück wünschen, einen so genauen Korrektor, als Seume, gefunden und an sein Interesse gefesselt zu haben. Noch mehr! Alxinger, der durch seinen Doolin von Mainz sich schon einen bedeutenden Namen unter den deutschen Dichtern gewonnen, hatte seinen Bliomberis noch unter der Feile, als er in jungen Jahren, viel zu früh für die Litteratur, von dem Leben Abschied nahm. Göschen erhielt das Manuscript des Bliomberis, und Seume vollendete es. Ganze Stanzen dieses Helden-

gedichtes sind sein Eigenthum, und noch mehr die Rythmik, der Versbau. Es ist in der That nichts Geringes, sich in den Geist und in die Manier eines Dichters so hineinzudenken, daß der Leser und der Hörer keinen Unterschied, keinen ungleichartigen Gesang bemerke. Durch das alles kam Seume mit vielen Gelehrten Deutschlands in litterarische Verbindung, und diese Verbindung ermunterte, ermuthigte ihn.

Sein Briefwechsel mit Schiller, Wieland, Weiße, Carus, Blankenburg u. s. f. war sehr lebendig, und besonders der mit Gleim, diesem viel geschätzten Förderer des Genies, des Talentes. An Gleim fand Seume einen zweiten Vater, denn dieser unterstützte ihn werkthätig mit nicht geringen Aufopferungen, und setzte ihn durch Verwendungen aller Art in die Lage, daß Seume sich unabhängig, frei und froh fühlen konnte, was allerdings wohl dazu gehört, wenn ein solcher Geist frei wirken und seine edelsten Kräfte entwickeln soll.

Aufgemuntert von vielen Kunstkennern, besonders aber von Gleim dringend dazu veranlaßt, gab Seume im Jahr 1801 (die Vorrede ist datirt: Grimma 1800) seine Gedichte heraus, bei denen man die äußere Abrundung der Prosodie über dem tiefen Gefühl und über der anziehenden Düsterheit, dem melancholischen Wesen, welches darin waltet, vergaß. Diese Gedichte erregten auch bald so vieles Aufsehen, daß sie in kurzer Zeit drei Auflagen erlitten, die mehrern, schändlichen Nachdrücke nicht zu rechnen. Sehr bescheiden sagt Seume in der Vorrede zu den neuern Auflagen:

„Das größte Verdienst dieser Verse ist vielleicht, daß sie im strengsten Sinne unsrer neuen Kritik, keine Gedichte sind. Was die Kunst dadurch verliert, gewinnt die lebendigere Theilnahme an wahren, menschlichen Verhältnissen, und findet sich dabei nicht selten in ihrer eignen Heimath. Der Verfasser hat Ursache, mit der Aufnahme im Publikum zufrieden zu seyn, und beruhigt sich in dieser Hinsicht über sich selbst: ob er gleich die Gründlichkeit manches Tadels der Kunstrichter eingesteht, ohne sich deswegen durchaus bessern zu können. (Seume ging also seinen eignen Weg, wie jedes Genie ihn gehet.) Manche Erinnerungen hat er wirklich benutzt; manche Dinge liegen als Eigenheiten seines Characterts zu tief und fest, daß er sie nicht ausrotten kann; und manches giebt er nach seiner bessern Ueberzeugung nicht zu. Die Sprache ganz glatt zu machen, will mir nicht gelingen; aber an der Richtigkeit habe ich mit vieler Aufmerksamkeit gearbeitet. Dies ist bei der Dissonanz und der anscheinenden Nachlässigkeit unsrer guten Schriftsteller keine leichte Sache. Wir haben keine Akademie, an die wir uns halten können; und jeder geht, mit oder ohne Grund, seinen eignen Weg. — Ueber meine Meinungen habe ich nichts zu sagen: diese müssen durch sich selbst stehen oder fallen. Ich habe nun einmal die Krankheit, daß mich alles, was Bedrückung, Ungerechtigkeit und Inhumanität ist, empört, und werde wohl schwerlich ganz davon genesen. Und wenn in einer guten Sache tausend Versuche fehl schlagen, so verzweifele ich doch nicht an dem endlichen Gelingen. Jede Aeußerung vom Gegentheil ist also blos eine Wirkung des momentanen Mißmuths und des Glaubens, daß man noch nicht auf dem rechten Weg ist.

Was wir nicht finden, bleibt andern. Für mich selbst habe ich mich so ziemlich von Furcht und Hoffnung losgemacht; aber für die Menschheit, für Licht und Recht und endliche Vernunft zu hoffen, zu sprechen und zu arbeiten, will ich nicht eher aufhören, als bis meine Zunge den letzten Gedanken stammelt. Die Menschen brauchen wahrscheinlich noch mehrere tausend Jahre Erziehung. Diese muß vorwärts rücken, wenn sich auch alle Schlechtgesinnte verbänden, sie zu hemmen. Sokrates brachte die Philosophie vom Himmel herab, und alle unsere neuen Philosophen arbeiten mit vereinten Kräften daran, sie wieder hinauf zu tragen, und nichts zurück zu lassen. Die practische Philosophie des Lebens ist fast zum Spott geworden: und doch ist von der ganzen Weisheit nur das für den Menschen das Beste, was für den Menschen taugt. Man ist mit seiner Seele so gern in höhern Sphären, weil man nicht den Muth hat, hier auf der Erde rein-menschlich-vernünftig zu seyn. Der aufgezogene Vorhang wird uns einst schon zeigen, was wir wissen sollen."

Wir haben diese eignen Worte Seume's um deswillen hieher gesetzt, weil sie ganz den Geist aussprechen, in welchem er arbeitete und beurtheilt zu werden wünschte. Dichterstolz und Dichterruhm war nicht die Tendenz seines Strebens, sondern reiner Kosmopolitismus, welcher bei ihm um so anziehender wird, da der Naturalismus in allen seinen litterarischen Arbeiten so klar und — man mögte sagen — naiv sich zeigt.

Nachdem er seine Gedichte herausgegeben, und diese einen so allgemeinen Beifall gefunden, fand er sich auch

bald in bessern ökonomischen Umständen. Er eilte, von seinem Verdienst, von dem kargen Gewinn vieler Nachtwachen so viel zusammen zu raffen, daß er seine hochbejahrte Mutter unterstützen konnte, und dann suchte er das auszuführen, was er schon lange sich vorgenommen hatte, und was sein sehnlichster Wunsch gewesen war: nemlich eine Reise durch Italien bis zu der südlichen Spitze dieser Halbinsel, um auch, wenn er überschiffte, in Sicilien die Stätten zu sehen, wo die Trümmer eines großen Alterthums den schwächern Enkel mit Bewunderung und Staunen erfüllen müssen.

Seume bereitete lange, auch wissenschaftlich zu dieser Reise sich vor, und den lange gehegten Wunsch brachte er im Jahr 1802 zur Ausführung. Er konnte bei seinem Auswandern das: omnia mea mecum porto! für sich zur Anwendung bringen, denn er machte die ganze Reise von sechs hundert Meilen zu Fuß, und trug dabei seinen Tornister (Felleisen) selbst. Viel aufzuwenden hatte er nicht, daher mußte er denn auch oft mit den ärmlichsten Nachtlagern vorlieb nehmen. Aber gerade diese Art, zu wandern, war nach seinem Sinn, weil er hiernach unabhängig, nicht etwa an einen Postwagen u. s. w. gebunden war, sondern selbstständig nach seiner eignen Laune und Willkühr umherschweifen konnte. Das that er denn auch. Bemerkenswerth ist bei dieser abentheuerlichen Fußreise, daß Seume sie mit ein und demselben Stiefelnpaar machte, und er leugnete nachher nicht — warum hätte er das auch thun sollen — daß er gewöhnlich, wenn er vor den Auswanderungsort gekommen, die Stiefeln ausgezogen und auf den Stock

gehängt habe, den er dann über eine Schulter schwenkte. —

Auf dieser langen Reise besuchte Seume auch Paris und Rom. In Paris muß es ihm nicht besonders gefallen haben, denn er hielt sich nicht lange daselbst auf. Mehr aus politischer Neubegier als aus dem Streben, seine Kunstkenntnisse bereichern zu wollen, scheint er auch Paris besucht zu haben. Es finden sich Deutungen davon in seinen Gedichten. In Rom, der Unwandelbaren, wie man sie nennen mögte, weil alle große Geister vor ihr zu erscheinen streben, um selbst an dem Altar eines großen Alterthums ihre Huldigungsopfer nieder zu legen, gefiel er sich besser. Er schloß hier mit dem liebenswürdigen Fernow, dessen Bekanntschaft er machte, eine sehr innige, dauernde Freundschaft. — Die litterarische Frucht dieser Reise war das Werk: „Spatziergang nach Syrakus," welches mit dem verdienten, großen Beifall aufgenommen wurde. Es erschien bald nach Seume's Rückkehr im Druck, und wir können uns nicht entbrechen, um Seume's Character, Denkungsart und Situation darzustellen, demnächst mehreres daraus auszuheben. Jetzt noch erst von seinem frommen Sinn. Dafür zeugt die fast unnachahmliche Ode an Klopstock:

Wenn in dem Dunkel heiliger Eichen ich
Verloren sitze, Nacht auf den Bergen ist,
Des Todes Bilder mich umwallen,
Einsam die Sterne durch Wolken blicken;

Wenn Lunens Antlitz bleicher und trauriger
Den Leichenacker, Saaten der Ewigkeit,
Und dort die Felsenwand erleuchtet,
Wo noch die Trümmer der Räuber stehen;

Wenn aus den Trümmern Raben und Eulen sich
Zur Ruhe klagen, tief in der Seele mir
Die Schlangenzweifel giftig kochen,
Mörder des Schlafes auf Dunenkissen:

Dann beth' ich zitternd den Vater an,
Den du uns singest. Sturmwind und Säuseln ist
Mir deines Liebes Götterfunke,
Wie des Allmächtigen Sturm und Säuseln.

Ich höre gläubig Sphären in Harmonie;
Von deinen Saiten rauschet ihr Chor herab:
Und ruhig sink' ich auf mein Lager,
Küse die Hände des Patriarchen.

Von diesem großen Nationaldichter begeistert, schrieb er diese Ode zu der Zeit nieder, wo er mit der Korrektur der Klopstockschen Werke beschäftigt war, und den Versuch machen wollte, sich ihm nachzuschwingen, wenn er ihn auch nicht erreichen mögte. Ueber sein Unglück in der Liebe und über seinen Widerwillen, sich in Fesseln, dem Manne nicht würdigen, bringen zu lassen,

sagt er in dem sonderbar genug überschriebenen Gedicht: Νιχα δε και σιδηρον:

Soll auch ich den Zauberkelch noch trinken,
Und vor Amors Pfeile niedersinken,
Der die Könige zu Bettlern macht?
Führet mich auch noch ein Rosenmädchen
Links und rechts an einem seidnen Fädchen,
Wenn sie zauberisch mir blickt und lacht? rc.

Mädchen! wenn du leicht vorüber schwebest,
Und mich rund in deinen Zauber webest,
Steht der Cherub mit dem Flammenschwerdt
Nicht mehr schrecklich neben Edens Thüre
Und ich schwöre hundert Feuerschwüre,
Unsre Erd' ist noch des Himmels werth. rc.

Und nur du, mir Einzige auf Erden,
Sollst und kannst und wirst mein Weib nicht werden:
Gähnend liegt die alte Kluft vor mir;
Knirschend heb' ich, ohne mich zu retten,
Tiefen Grimmes an des Schicksals Ketten,
Und durchbräche gern sie hin zu dir.

Sehr ehrlich und naiv setzt der Dichter bald darauf hinzu:

Wie die Sonne lächelst du mir, Holde;
Aber fluchen möcht' ich deinem Golde.

Welches mir dein Sonnenlächeln bricht.
Muth hab' ich, im Gluthenkampf zu sterben;
Aber Muth, mir Schätze zu erwerben,
Liebstes, bestes Mädchen, hab' ich nicht.

Man sieht hieraus, daß seine ideale Liebe auf einen Gegenstand gefallen war, der im Rang zu hoch über ihm stand. Für eine thorhaft-unglückliche Liebe konnte aber ein Seume auch wohl nicht geschaffen seyn; er betrachtete den holden Knaben Amor nur als Kind der Phantasie, und betete durch ihn das Idol an, welches seinen dichterischen Schwärmereien Nahrung gab. In spätern Gedichten deutet er diese ideale Geliebte näher an; aber es ist hier nicht der Ort, sie wirklich zu nennen, da nur von dem Dichterleben Seume's die Rede ist. — Bald freilich drückt er über dieses Verhältniß sich deutlicher, zürnend aus, wenn er sagt:

Verrätherin! Geh, opfre stolz der Mode,
Und bei dem Opfer spotte mein;
Mein Leben wird, soll deine Strafe seyn:
Das Schicksal straft vielleicht mit meinem Tode.

Wie konnt' ich mich so knabenhaft verlieren?
Ich Thor, ich hatte ja kein Gold.
Mit Seckeln nur kauft man der Liebe Sold:
Und man gewinnt nur sicher durch Summiren. etc.

Ich darf und will als Mann nicht weibisch klagen:
Geh, Mädchen, du zerstörtest mir

Des Segens viel, und ich verzeihe dir.
Was ich jetzt war, kann einst der Greis nur sagen.

Das Greisenalter gewährte nun freilich der Himmel Seumen nicht. Die Ermüdungen des gewöhnlichen Lebens waren ohnfehlbar das, was Seume's Dichterleben nur zu früh auflösete. Schon erschöpft an physischen Kräften, hätte er erst den glanzreichen Einfluß dichterischer Wirkung auf die Menge wahr und sicher in das Auge gefaßt. Sein Genius löschte viel zu früh die Fackel aus. Seume selbst hat das tief gefühlt, und sich oft darüber geäußert, daß er mehr noch hätte leisten können, leisten wollen, wenn der alte Sensenmann nicht bei ihm anklopfe. — Wie kernhaft und kräftig sagt er nicht in dem Gedicht: „mein Geburtstag," unter anderm:

Dreißig mal ist mir das Jahr entronnen;
Und was hab' ich aus dem Flug gewonnen?
Wie ein Kahn durch Stürme, Fluth und Wogen
Sind sie adlerschnell dahin geflogen.

Himmel! schlagen deiner Strafen Flammen
Alle, alle über uns zusammen?
Hier und hier ist aller Marter Quelle:
Braucht der Frömmler denn noch eine Hölle?

Vater, wird zur Rettung hier auf Erden
Nicht Vernunft einst Herrscherin noch werden,

Und die Ungerechtigkeit verbannen?
Jetzo giebt's nur Sclaven und Tyrannen. ꝛc.

Er, der Mann freien Sinnes, fährt bald darauf fort:

Werd' ich noch den Göttertag erleben,
Wo die Hand nur Brüdern Brüder geben?
Wo kein Erdensohn den Schöpfer höhnet
Und als Knecht dem Nebenmenschen fröhnet?

Wo Tyrannen boshaft nicht die Klauen
In das trockne Mark der Brüder hauen;
Wo kein Mensch hinauf zu Menschen wanket,
Und gegeißelt für die Gnade danket?

Die letzten Zeilen deuten ohnfehlbar auf die Mißhandlungen an, welche Seume, während ein Unstern ihn in das Soldatenleben gezwängt hatte, erdulden mußte. Ein freier Geist wie der seinige mußte natürlich ewige Vernichtung dem — Spießruthenlaufen — dieser Brandmarkung des achtzehnten Jahrhunderts, welches das aufgeklärte sich zu nennen wagen wollte, vorziehen. Sehr bescheiden — und diese Bescheidenheit hat nicht ein jeder Dichter — sagt er von sich selbst in eben diesem Gedicht:

Wenig hab' ich noch in meinem Leben
Für die gute Sache hingegeben,

Bin vielleicht an meinem Wanderstabe
Nur an Bart ein Mann, an Geist ein Knabe.

Kindlich-fromm schließt er die Betrachtungen an seinem Geburtstage in demselben Gedicht mit den Worten:

Vater, hilf die Stunden mir gewinnen,
Bis der Urne letzte Tropfen rinnen;
Daß ich dann in meines Lebens Buche
Nicht vergebens meine Werke suche.

Man sieht hieraus wieder das große Streben des Dichters, sich einen Namen zu gewinnen, und seine intensive Lebensthätigkeit. Große Geister scheinen mit dem Augenblick zu geitzen; sie wollen vollkräftig arbeiten, hingerissen von dem Genius, oder voll genießen; der Schlaf ist ihnen ein Raub an dem kurzen Leben, und sie überlassen ihn den prosaischen Menschen. So war auch Seume ein Verächter dieser trägen Ruhe, welche eine Zuchtruthe der Natur zu seyn scheint, und kaum fünf Stunden gönnte er sich zum Schlaf. Bei entzündeten Köpfen, zu welchen er zu rechnen, bemerkt man, daß der Schlaf oft wider ihren Willen sie verläßt. Wider ihren Willen, sagen wir darum, weil der Schlaf zu dem Phlegma der thierischen Natur gehört, welcher der Genius sich zu entwinden strebt.

Seine Unzufriedenheit mit seiner ganzen Stellung spricht sich deutlich in dem Gedicht: „Einsame Wand-

lung" aus. Man findet in diesem Gedicht wieder, daß Seume etwas schillerisirte und es scheint fast mit der „Resignation" und den „Idealen" von Schiller Hand in Hand gehen zu sollen. Bei Seume war diese „Einsame Wandlung" aus der Tiefe des Gemüths, aus der Wahrheit seiner Verhältnisse aufgefaßt, und daher findet es in der Biographie ohnfehlbar hier seine Stelle, weil man, von dem poetischen Schmuck es entkleidend, es betrachtet, Seume, den Autobiographen darin findet, und auf dem Labyrinthengange des menschlichen Herzens und Gefühls ihn belauscht. Hier ist diese „Einsame Wandlung:"

Bin ich denn todt, daß unbegrüßt die Horen
Im Tanz vor mir vorüber ziehn?
Daß ohne Balsam mir die Blumen blühn,
Als wäre Flur und Lenz verloren?
Hat die Natür, die mich geboren,
Die unerschöpfliche Vergeuderin,
Mir keine Freude zugeschworen?

Fährt mir allein in Gottes Opferhaine
Wenn feyernd Ihm die Schöpfung singt,
Daß lauter Jubel durch die Felsen dringt,
Kein Feuerstrahl durch die Gebeine?
Hier sitz' ich auf dem grauen Steine,
Um den sich rund der Gegend Zauber schlingt,
Und, spottet meiner nicht! — ich weine!

Wie ein Verdammter vor der Rosenthüre
Der Seligkeiten Edens steht,
Und schauernd links in seine Wüste geht,
Als ob der Cherub ihn berühre;
So hör' ich durch gebroch'ne Schwüre,
Wenn warm umher des Lebens Odem weht,
Daß nichts vom Leben mir gebühre.

Ist auf des Weltmeers hochgethürmten Wogen,
Als schwindelnd mich ihr schwarzer Flug
Im Ungewitter auf und nieder schlug,
Mein kleines Glück davon geflogen?
Hat mich der Krieg, der mich erzogen,
Als er das Land umher zu Grabe trug,
An meine Menschlichkeit betrogen?

Ich steh' allein, wie gänzlich losgeschlagen
Von allem, was den Menschen hält,
Und in mir liegt die Trümmer meiner Welt,
Die Nacht von den geschied'nen Tagen.
Wer wagt, es Werde Licht! zu sagen,
Wenn alles tief und immer tiefer fällt
Und mich zu mir zurück zu tragen?

Man schwor mir Freundschaft und man schwor mir Liebe;
Und ich, ein Zögling der Natur,
Hing fest mit Zutrau'n an dem schönen Schwur,
Als ob ihn Gott mit Feuer schriebe.

Ha! wer mir jetzt den Tand vertriebe!
Die ganze, schöne Gleißnerei war nur
Wie Regenwasser in dem Siebe.

Ich schlürfte tief, wie seinen Sorgenbrecher
Ein Sohn Lyäens, meinen Trank,
Bis mir der Nectar von der Lippe sank,
Und Schierling war im goldnen Becher.
Da blickte staar der blinde Zecher,
Und für die Täuschung zahle meinen Dank
Der weggeschlagnen Hoffnung Rächer.

Nun lauscht schon längst als Brut der Menschenkunde,
Wenn mich ein helles Maygesicht
Zum Proselyten seines Glaubens spricht,
Der Argwohn in dem Hintergrunde,
Und stürzt in einer Giftsecunde,
Wenn plötzlich er sich in die Seele flicht,
Das Werk von mancher guten Stunde.

Mit Golde kauft man immer feile Seelen;
Das Herz nur ist dem Herzen Lohn:
Der wahre Werth spricht allem Schimmer Hohn,
Und läßt sich nie nach Tafeln zählen.
Mir mögen Rock und Mantel fehlen;
Noch bin ich reich; allein ein Bettler schon,
Will man mir mein Gefühl bestehlen.

Ach! gäbt ihr mir nur meinen Glauben wieder,
Den schöne Heuchelei mir nahm,
Die im Gewand der Wahrheit zu mir kam!
Ihr sangt mir nur Syrenenlieder.
Gebt mir mein Herz für meine Brüder,
Gebt mir Vertrau'n, entreißt mich meinem Gram,
Durch Zuversicht an Menschen wieder!

Die Welt um mich trägt meines Schicksals Farben,
Die ihr mit euren Künsten schuft:
Mit jedem Fußtritt find' ich eine Gruft,
Wo eh'mals Menschenfreuden starben,
Wo Narren Segen sich erwarben,
Um an der Bosheit angesteckten Luft
Dann arm und hoffnungslos zu darben.

Hängt noch der Fluch am menschlichen Geschlechte,
Den zürnend einst der Dämon rief!
Gräbt ihn die Macht der Leidenschaft noch tief
In Könige und Ruderknechte!
Daß eines Thoren fromme Rechte,
Der die Besinnung gläubig fest verschlief,
Mir einen Trank aus Lethe brächte!

Was soll der Wunsch? Ein Wunsch ist schon für Thoren,
Und für die Weiber Elegie:
Ich lege trotzig mich ans Joch, und zieh,
Bis Hirn und Herz hat ausgegohren.

Vielleicht wird noch die Zeit geboren,
Wo ich mit Ruh' in eine Klause flieh,
Und sag': ich habe nichts verloren.

Bei dem Gedicht „zur Weinlese" mag Seume wohl das Bürgersche Gedicht ähnlicher, freilich aber auch mehr origineller und genialer Art in Augen gehabt haben. Welch ein herzlicher Freund er war, und wie weit seine litterarische Freundschaft mit den ersten Köpfen Deutschlands sich verbreitete, beweiset sein Gedicht: „Desers Manen." Er singt darin:

Einsam stand ich, und dachte die Menschen mähende Zeit durch,
Die ich am Laurenzstrom und an der Weichsel gelebt,
Zählte der Stürme sehr viele, die meinen Nachen bedrohten;
Halcyonischer Tag blickte dem Pilger nicht oft:
Doch, zuweilen, wenn ihm ein Stündchen mit Gleim und mit Weiße
Mit Freund Göschen am Berg, Hedwig und Oeser verstrich.
Hedwig, der Gute, der Menschenfreund, der Christ in der Wahrheit,
War gestorben; ihm half nicht Podalirius Gunst.
Einsam maß ich den Werth nun erst in seinem Verlust ganz;
Und ein Bothe erschien, gab mir ein Blatt und verschwand:
„Oeser, auch Oeser! ging hin ins Land, aus dem keiner heimkehrt:
Früh, ach zu früh war, obgleich lange gefürchtet der Schlag."
Eine Thräne glühete mir an der heißeren Wimper
Langsam steigend herauf, glitt dann die Wimper herab.
Dort kommt wieder ein Zug herab von dem Hügel des Kirchhofs;
Mücke, der Redliche, starb; heiligen Wandels war er,

Wie der Irdischen hier auf Erden nur Wenige leben,
Ohne Tadel als Mensch, Vater und Lehrer und Freund,
Oeser, auch Oeser ging hin ins Land, aus dem keiner zurückkehrt;
Früh, ach zu früh war, obgleich lange gefürchtet der Schlag. *)
Wie als Knabe vom Grabe des Vaters ich weinend empor sah,
Seh' ich wehmuthsvoll, Oeser, von deinem empor.
Wenige Jahre nur waren unserer frohen Verbindung,
Liebenswürdiger Greis; mehrere Lustra ihr Werth.
Ach! wie oft saß ich bei dir am runden vertraulichen Tische,
Stümperte Griechisch dir vor, und du erzähltest zum Lohn,
Und vergaßest im Scherz die Achtzig des silbernen Hauptes;
Oder vergaßest sie nicht, ehrtest durch Freude sie mehr,
Durch die Erinnerung jung, gabst du Geschenke der Vorzeit,
Und zur Gegenwart hob sie das lakonische Wort;
Monumente von Witz und Monumente von Bravheit,
Von dem Marmor herab bis in die Hütte von Stroh.
Schöner Gruppen voll war dir das große Gemälde des Lebens;
Und zum Geistesgenuß mischten es Bettler und Fürst.

---

*) Oeser war ein sehr bekannter Maler in der großen Manier. Er hatte eine Genialität, der es nur an kräftiger Unterstützung fehlte, um den ersten Künstlern Italiens sich zur Seite zu stellen. Unter andern zeugt bedeutend für ihn die Nicolaikirche in Leipzig, und er verdient, näher beurtheilt zu werden. —

Mögen andre den Künstler bewundern, der Geist in die Form schuf!
Wahr! der Künstler war groß; aber ich liebte den Mann.
Steh' ich einst vor seiner Auferstehung und hebe
Mich mit magischer Kraft über die Wolken empor;
Dann, dann denk' ich gerührt doch mehr noch zurück an die Stätte,
Wo er mir väterlich rief: Bleib' du nur heute bei mir!
Und blickt zauberisch einst mir seine Sybille von Endor *)
Denk' ich doch herzlicher noch an den unendlichen Gang,
Der durch die alte Burg in seinen Sorgenlos führte,
Wo er der Freuden so viel immer den Freunden erfand.
Pflanzten auch Fürsten mit Pracht ein Denkmal dem glühenden Mahler,
Größer wär' es vielleicht, heiliger wär' es doch nicht,
Als das Denkmal, das ihm in vielen Seelen gebaut ist,
Die nicht den Künstler allein, die auch den Menschen gekannt.
Männer, Verklärter, wie du warst, sterben hinüber zum Leben;
Denn ihr Wesen ist nicht Ephemeridengeschlechts.
Deines Namens erwähnt noch dankbar der Enkel des Enkels,
Wenn er den hohen Altar schauet im gothischen Haus.
Schlumm're der Seligen Schlaf! Du lebtest das Leben der Edeln;
Denken werd' ich noch dein, färbt sich mein Schädel mit Schnee;
Und die Hoffnung erhebt mich: wenn mich der Bothe dahin ruft,
Folgen mir Thränen wie dir, weinet der Freund in die Gruft.

---

*) Seume verwechselt hier wohl die Hexe von Endor mit der schönen, von Oeser gemalten Sybille von Cuba.

Man bemerkt auch in diesem Gedicht gleich, welche Verstoße gegen die Metrik begangen sind; aber das hinschwellende Gefühl ließ Seume die Mechanik des Versbaus nicht beachten, und stellenweise ist dieser Nachhall seiner Gefühle für Oeser, einen als Künstler und Menschen gleich ausgezeichneten Mann, rein idillisch zu nennen. Oeser, der Greis wußte sich des unterdrückten Genies anzunehmen, und es empor zu heben, und er hatte den in sich gezogenen Seume in seine genußreiche Nähe zu bringen gewußt. Sein Mißbehagen mit der Welt und den Wandelungen derselben spricht er noch sehr kräftig am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts aus, wo er, glutentbrannt, so anfängt:

Wer wird der Menschheit noch ihr Heiligthum verbürgen?
Bei jedem Tritt ist Scorpion.
Der hohe Wahnsinn schwelgt, wo die Hyänen würgen,
Und spricht entsetzlich Hohn.

Hier hält die Tyrannei mit ihrer Eisenruthe
Noch blutig alte Büttelzucht,
Indeß geplündert dort ein Volk dem Aftergute
Der Frevelfreiheit flucht. rc.

Dieses, noch dazu in bedeutender Zeit entworfene Gedicht, welches in aller Hinsicht sehr schätzenswerth ist, ganz hier wieder zu geben, würde gegen den Begriff der kurzen Biographien seyn. — Er versuchte sich auch im Komischen, aber ohne besondern Erfolg. Der

„Lebenslauf Jeremias Bunkels, des alten Thorschreibers" ist ein Beweis davon. Der „Apotheose" sieht man es sogleich an, daß Seume sie entworfen habe, als er den Klopstockschen Messias zur Correktur hatte. — Gleim, dieser bekannte Beschützer der Gelehrten, zog auch Seume'n besonders hervor, und Seume hat ein sehr liebliches Gedicht „den Manen Gleims" dem alten Gleim, wie er sich gern nennen hörte, geweiht. — Dies erinnert uns an ein anderes Gedicht von Seume, „Kampf gegen Morbona, bei der Genesung niedergeschrieben im Februar 1809," welches ohne Druckort in der neuen Ausgabe 1817 erschien. Der Vorredner sagt unter anderm — und diese Vorrede ist nicht außer Acht zu lassen — über den Dichter:

„Bekanntlich hat er in seinen amerikanischen Feldzügen eine Schußwunde in den rechten Fuß erhalten, deren gute Heilung ihn wahrscheinlich keine Nachwehen empfinden lassen würde, wenn er nicht unglücklicher Weise während seiner nordeuropäischen Campagnen ein oder wohl gar einige mal denselben Fuß erfroren hätte. Dies hat dem Fuß überhaupt eine gewisse Schwäche verursacht, die bisweilen so zunimmt, daß er oft mehrere Tage nicht ausgehn kann. Gegen Johannis vorigen Jahres (1808) überfiel ihn diese Schwäche so sehr, daß er länger als drei Wochen das Zimmer und sogar das Bette hüten mußte. Kaum hatte sich's mit dem Fuße gegeben, als sich ungefähr zu Ende des August eine Krankheit zeigte, die in den zartesten Theilen des Unterleibes ihren Sitz hatte, und nach Wahrnehmung aller Symptone eine Art von Blasen-Katharr war. Nur mit der äußersten Anstrengung konnte der Patient

harnen, und je weniger Tropfen, die meistentheils blutige oder sandige Bestandtheile enthielten, er zu entlassen im Stande war, desto öfter fühlte er einen brennenden Reiz dazu. Alle diese an und für sich schon beschwerlichen Umstände waren mit den qualvollsten, mit den schneidendsten Schmerzen verknüpft, zu deren Vergrößerung eine fast gänzliche Schlaflosigkeit nicht wenig beitrug. *) — Sein Freund, D. Braune, einer der erprobtesten und geschicktesten Aerzte Leipzigs und der wakkersten Männer einer, bot alles auf, was Wissenschaft und Erfahrung, was Sorgfalt und Freundschaft ihm riethen; umsonst; die Krankheit erstarkte von Stunde zu Stunde und nöthigte endlich den Arzt zu dem grausamen Verbote, welches dem Leidenden alles Lesen, Sprechen und Schreiben auf das Strengste untersagte, weil sich dadurch das Uebel merklich verschlimmerte. — Einen schrecklichern, schmerzlichern Zustand kann man sich fast nicht denken, besonders für einen Seume, dessen nüchtere (?), besonnene Lebensweise von jeher jeden Krankheitsstoff in der Geburt erstickte, der an Arbeitsamkeit und Thätigkeit, an Handeln, Wirken und Schaffen in körperlicher, geistiger und moralischer Beziehung von frühester Jugend an gewöhnt war, und

---

*) Man sollte nach den angegebenen Symptomen fast glauben, daß Seume damals an Steinschmerzen gelitten habe. Eher aber scheint es die sogenannte Strangurie, welche durch hitzige Getränke bei sitzender Lebensart sich leicht entwickelt (ein Blasenkrampf), gewesen zu seyn.

nun auf einmal einer gänzlichen Unthätigkeit preis gegeben, von den unsäglichsten Schmerzen Tag und Nacht gefoltert und überdies noch der Ausführung so manchen Planes zu entsagen genöthigt wurde, welches unter andern mit seiner Reise nach der Schweitz der Fall war; in Wahrheit, einen schmerzlichern Zustand kann man schwerlich sich denken. — Und gleichwohl ertrug er alle diese namenlosen Leiden und Unfälle mit einer Standhaftigkeit und einer Fassung, die den Mann von unerschütterlicher, eisenfester Redlichkeit, von hoher, gediegener Bildung und tiefer umfassender Kenntniß allein bewähren; die Heiterkeit seines Geistes blieb ungetrübt und indem er durch der Erinnerung Zauber die Schätze des Wissens und die Summen der Erfahrung aus den Tiefen seiner innern Welt zu Tage förderte, lebte er in den weiten Gebieten der Betrachtung ein ruhiges, glückliches Leben, das wohl die Wuth solch einer Krankheit bisweilen vielleicht einer momentanen Störung unterwerfen, aber durchaus nicht anhaltendern Unterbrechungen, am allerwenigsten gänzlicher Vernichtung überliefern konnte. — Seine zahlreichen, vorzüglich seine nächsten Freunde, die ganz ungemein um ihn besorgt waren, beeiferten sich allerdings unermüdet, ihm auf alle nur denkbare Art sein hartes Schicksal zu erleichtern; allein wen Kopf und Herz verlassen, den kann auch die Freundschaft nicht aufrichten, und so darf ich mit Ueberzeugung behaupten, daß der Verfasser dieses Gedichtes (Kampf gegen Morbona) einzig und ganz sich selbst die Erheiterung und Aufmunterung seines Geistes, die männliche, standhafte Ertragung seiner Leiden verdankte, von welchen er erst zu Anfang dieses Jahres (1809) ein

wenig, und dann von Tage zu Tage mehr befreit wurde, ꝛc.

So weit jener Vorredner. Genug, Seume entrann noch einmal den Göttern der Unterwelt; er fühlte sich wieder gesund, und während jener schmerzhaften Krankheit entwarf er das in vieler Hinsicht schätzenswerthe Gedicht, obschon ihm alle Meditation untersagt worden. Wie mag aber der Mensch dem regen Geiste, der immer strebenden, nimmer rastenden Seele gebieten wollen? — Seume hatte an den Pforten des Todes gestanden, und jenes Gedicht ist ein Hoffnungsgebet, zugleich ein Durchwandern der Erinnerung an seine Freunde. Um so wohl die neue Lebenslust Seume's, als auch sein Zartgefühl für seine Freunde, und das Verhältniß, in welchem er mit hochgeachteten Männern stand, zu zeigen, können wir uns nicht vorenthalten, aus dem „Kampf gegen Morbona," einem Gedicht, welches weniger bekannt geworden, als seine übrigen litterarischen Arbeiten, einige Stellen auszuheben. Gleich im Anfang sagt er:

Mnemosyne, Tochter Gottes, schwebe
Mit des Trostes Fittichen um mich,
Daß ich noch einmal mein Leben lebe;
Keine Zuflucht hab' ich jetzt, als dich.

Buch und Griffel muß ich strenge meiden,
Und die Rede selbst ist untersagt;

Weil die Krankheit in den Eingeweiden
Schneidender den Uebertreter plagt.

Traurig, wer in flacher Thorheit Runde
Ohne Sinn die schöne Zeit vertrieb,
Und sich nichts für eine solche Stunde
Zur Erholung in die Seele schrieb.

Fang' ich an, Vergang'nes aufzufrischen,
Find' ich wenig nur in meiner Zeit,
Was ich wünschen müßte, wegzuwischen.
Wer gab nicht der Thorheit seinen Deut?

Bunt und irrsam waren meine Stunden,
Durch Gefahren pilgerte mein Fuß;
Aber Gutes hab' ich viel gefunden
Von Kolumbia bis Syrakus.

Hohenthal, der Mann von alter Sitte,
Nahm sich mild des Waisenknaben an,
Lenkte freundlich meine ersten Schritte
Auf des Erdenrunds verschlung'ner Bahn.

Meine Freunde waren Gleim und Weiße,
Waren stets wie gute Väter mir.

Trat der Jüngling aus dem rechten Gleise,
Schalt mit edlem Zorn der Grenadier. *)

Schiller rufte mir, und Herder fragte,
Wenn ich meinen Zug zur Ilme nahm;
Und der Heraklide, Göthe, sagte
Lehrreich manches Wörtchen, wenn ich kam.

Vater Wieland winkte voll Vertrauen,
Wenn er seinen alten Pilger sah;
Und die edelste der teutschen Frauen
War die Güte selbst: „Amalia!"

Rückwärts sprach ich traulich an der Saale
Bei dem Patriarchen Griesbach ein;
Und die Weisheit würzte bei dem Mahle
Lieblicher die Freude zu dem Wein.

An der Tiber und der Seine fanden
In den Sälen alten Reichthums oft
Sich die bessern Seelen — Anverwandten,
Magisch, ungesucht und unverhofft.

---

*) Grenadier: eine Anspielung auf Gleims Lieder eines Grenadiers. Seume selbst war auch Grenadier gewesen.

Herrlich war es; Fernow, Reinhart waren
Meine Leiter um das Kapitol.
Denk' ich noch, wie wir herumgefahren,
Wird es mir auch unter Schmerzen wohl.

Oft noch steh' ich an des Aetna Rande,
Staune seine Wolkensäulen an,
Die aus seinem Schlund die Fabellande
Vor der Weltgeschichte steigen sahn.

An der kalten Newa ist der Busen
Für den bessern Sinn der Freundschaft warm;
Und oft wandeln Grazien und Musen
Still dort glücklich, traulich Arm in Arm.

Beck empfing mich froh an seinen Laren,
Führte mich bei unserm Klinger ein,
Wo sokratisch wir beisammen waren,
Wie in Perikles Platanenhain.

Lieber Scheel, und wie wir durch die Wogen
Vor der Hauptstadt Daniens hinan
Hoch im Tanz der kleinen Barke flogen
Zu den Fremden von dem Ocean,

Wo ersehnt wir als Erlöser kamen,

Denn du brachtest ihrer Bannung Ziel; *)
Und als wir die Fahrt nach Hause nahmen,
Gabst du lehrreich mir des Guten viel.

An des Vaterlandes Strome grüßte
Mich Reimarus Podalirius,
Und des Alten Jünglingsgeist versüßte
Freundlich, väterlich mir den Genuß.

Vielfach galt der Arzt in dem Gedichte;
Desto mehr ist er ein Mann von Herz.
Mein Galen scherzt, troz dem Amtsgesichte,
Skoptisch freundlich, und verscherzt den Schmerz.

Wenig waren meiner eignen Leiden,
Die ich sinnig, wie ein Mann ertrug.

---

*) Scheel war damals Stadtphysikus und Caranctaine-Arzt in Kopenhagen. Man hatte die bösartige Materie des gelben Fiebers von St. Thomas in einer versiegelten Flasche dorthin geschickt, wahrscheinlich damit das Sanitätscollegium prüfen solle, ob das Gift epidemisch oder contagios, unmittelbar ansteckend sey. Die geheimen Motive jener Zusendung mögen verborgen bleiben. Genug, die Flasche wurde unerbrochen dem Meer wieder zurück gegeben, woher sie gekommen.

Heute noch mag meine Parze schneiden:
Da sie gut spann, spann sie auch genug.

Denk' ich ernster zwar, so fährt es bitter,
Bitter patrioti'ch mir zu Sinn,
Daß ich in dem stürmenden Gewitter
Nicht des Vaterlandes Herrmann bin.

Aber meine Zeit will ihre Ketten,
Will die Schande, worin sie sich wälzt:
Sclavenseelen kann kein Gott erretten,
Wo die Selbstsucht dumm zufrieden stelzt.

Wo Gerechtigkeit und Freiheit fehlen,
Und die Einheit mit der Einigkeit,
Mag sich Stumpfsinn bis zur Folter quälen,
Unmuth folgt, Verwirrung, Groll und Streit.

Unsre Großen sind zu klein, zu fassen,
Was Gesetz sey und was Nation!
So gedeihet unter stolzen Waffen
Das Verderben, der Verblendung Sohn.

Wenn zuweilen Himmelsfunken tagen,
Von den Gottgewählten angefacht,
Kommen böse Geister an und schlagen
Alles wieder tief in Mitternacht.

Selten kommt ein Titus: die Vitelle,
Die Tibere und die Attila
Und die Lückenbüßer ihrer Stelle
Stehn in langen, langen Reihen da.

Oeffentlich sind nur Pleonexien,
Allgemeine Leerheit an Vernunft,
Nur ein Schlangengang von Despotien,
Blendwerk dieser oder jener Zunft.

Gleiche Tugend mit verklärten Thaten,
Harmonie des Rechtes und der Pflicht,
Wohnt vielleicht bei häuslichen Penaten;
In der Völker Satzung wohnt sie nicht.

Bürgersinn, Gemeingeist sind veraltet,
Ohne die kein Staat noch Kraft gewann;
Und des Vorrechts Blutharpye schaltet,
Und nur einzeln steht der freie Mann.

Doch zurück von der Gedanken-Streife!
Gluth, verlisch, die in dem Innern flammt;
Daß das Heilige mich nicht ergreife,
Was gerecht und gut ist, ist verdammt!

Mäßigung auch in dem Himmelsfeuer!
Ernste Freunde! gebt mir eure Hand:

Bleiben wir einander immer theuer,
Besser geht's ins unbekannte Land.

Den Schlußversen dieses Gedichtes sieht man es an, daß Seume in politischem Unwillen über den Sturz Germaniens es entworfen hatte, und er spricht darin mitunter in einem so prophetischen Geist, daß man ihn fast unter die schwarzen Raben zählen mögte. Der erste Herausgeber von 1809 scheint übrigens mit Seume selbst vollständig einverstanden gewesen zu seyn, wenn auch jener am Schluß der Vorrede den Dichter vor persönlicher Gefahr für die Freimüthigkeit seiner hingeworfenen, in poetischen Schmuck gekleideten dichterischen Gedanken und Ansichten zu schützen streben will. Wie sollte auch ein Dritter zu der öffentlichen Bekanntmachung eines Gedichtes haben gelangen können, und sich Seume's Freund nennen wollen, wenn der Dichter selbst mit dem ganzen Geschäft nicht einverstanden gewesen wäre?

Die erste Bekanntmachung geschah zu der Zeit des Preßzwanges, und dieses Gedicht sollte mit ein Vorlaufer zu Erweckung oder vielmehr neuer Belebung des norddeutschen Nationalismus seyn. Es enthält in dieser Hinsicht eine Fülle von Kraft, welcher eine glücklichere — wir sagen nicht ohne Grund, eine glücklichere!! — Ausführung zu wünschen gewesen wäre. — Zu bewundern ist es übrigens, daß Seume bei der damaligen Constellation der Dinge bei seiner Freimüthigkeit, bei seiner Bitterkeit, bei seiner Gewalt in der Rede, bei seinem Nationalismus nicht in die Hände der Usurvation der Menschenrechte fiel. Aber so ging er denn

auch, er der Ehrenwerthe, erst nach seinem Tode geachtet und gewürdigt, hinüber in die Welt der Geister, wovon er so viel geträumt, geschwärmt und gesungen hat. – Wenn Seume länger gelebt hätte oder Lebenskraft gehabt hätte, er würde bei neuer Belebung der Volkskraft dem Tyrtäus wohl den Lorbeer streitig gemacht haben; denn bei ihm waren die Kraft des Gesanges, die Kriegeslust und Kriegeskunst, und der Nationalsinn, verbunden mit dem edlen deutschen Stolz, in herrlichem Gleichmaaß, und sein freier, großer Blick würde Legionen entflammt haben. — Diese Zeichnung ist nicht mahlerisch; wer Seume kannte, weiß, daß Kräfte und Gewalten in ihm lagen, die nur der Entwickelung bedurften, um glänzend sich zu verkünden, und wer seine Werke lieset, findet überall den großen, hohen, kühn-anstrebenden Geist.

Unruhigen und unstäten Geistes, wie Seume war, machte er im Frühsommer 1806 sich wieder auf, und wanderte nach Petersburg. Hier freute er sich besonders, die nähere, persönliche Bekanntschaft Frierrich Maximilian von Klinger gemacht zu haben, der dreißig Jahr vorher in der litterarischen Welt großes Aufsehn zu erregen anfing, und mit günstigem Erfolg bald nachher, bei mehrerer Ausbildung eine Reform in einige Zweige der schönen Litteratur zu bringen gestrebt hatte, und der jetzt, nachdem er einen heißen Frühsommer durchgekämpft hatte, vom Kaiser Alexander hoch erhoben und mit Ehrenzeichen geschmückt war. Klinger nahm den genialen Seume sehr freudig auf, und noch in seinen letzten Tagen sprach letzterer mit Enthusiasm

von den genußreichen Stunden, welche er in Klingers Nähe genossen. —

Seume fühlte in diesem rauhern Klima die Abnahme seiner Kräfte, und hatte gegründete Ursache, befürchten zu müssen, daß diese Luft, dieses Klima einen nachtheiligen Einfluß auf seinen Körper haben müsse. Er trat daher den Rückweg früher an, als er eigentlich gewollt; denn in seinem Reiseplan hatte es gelegen, den Winter von 1806 bis 1807 in Petersburg zuzubringen, die Glanzparthien des Karnevals dieser größten der nordischen Residenzen, welche im Winter asiatische Pracht mit europäischem Geschmack verbindet, genau in Augenschein zu nehmen, und dann dem Publikum ein Gegenstück der Wanderung nach Syrakus zu liefern. — Schon im Herbst 1806 kam er kränkelnd nach Leipzig zurück, und hatte nur einen Theil des Weges, nahe an 150 Meilen, zu Fuß machen können. Das nachherige Fahren auf dem unbequemen Postwagen war auf den mitunter rauhen Wegen freilich für ihn im Ganzen genommen noch ermüdender.

Kaum hatte er in Leipzig sich wieder etwas erholt, so ging er mit neu aufgeregter Kraft wieder an seine litterarischen Arbeiten. — Der Körper war ermüdet und geschwächt von den vielen Anstrengungen, und fortan unternahm Seume nicht mehr so große Fußreisen. Die irdische Natur war dem Willen des Geistes entgegen. Außer mehrern, lieblichen Gedichten schrieb er jetzt auch „mein Sommer im Jahr 1806.“ So war er mit litterarischen Arbeiten, wohl auch mit Korrekturen beschäftigt bis zum Anfang des Sommers 1810. Die

Beschwerden in dem Unterleibe, welche in der anhaltenden sitzenden Lebensart, und dann wieder in dem schnellen Wechsel ermüdender körperlicher Anstrengungen ihren Grund haben mogten, nahmen jetzt überhand, eben wo Seume dabei begriffen war, eine Autobiographie zu schreiben. Ganz konnte er sie nicht vollenden; sie ist aber ein sehr schätzenswerthes Actenstück, welches bei Göschen in Leipzig im Druck erschienen. *) Seume selbst ist der Meinung, daß er diesen Defect im Unterleibe, wie er die Krankheit selbst nennt, durch eine böse Erkältung sich zugezogen habe, auf einer seiner frühern Fluchten, wo er, damit er der Gefahr, als Deserteur eingefangen zu werden, entgehe, 48 Stunden in einem Sumpfmoor sich versteckt hielt.

Trotz seiner immer mehr zunehmenden Kränklichkeit unternahm er doch noch bei guter Witterung von Leipzig ab eine Reise zu seinem hochgeehrten Freunde Wieland nach Weimar. Er ahndete schon die baldige Auflösung eines in den Anstrengungen aller Art allzu bald aufgelöseten Lebens, und wollte noch einmal seinen Wieland, diesen Nestor deutscher Dichter, sehen und sprechen. Er sagt selbst, daß er mit wehmüthiger Beklommenheit von Wieland Abschied genommen habe, weil sein Genius ihm die Deutung gegeben, daß er diesen ruhmwürdigen Veteran nicht wieder sehen werde. —

Zur Badezeit besuchte nun Seume auf Anrathen

*) Seume, mein Leben. Leipzig bei Göschen. 1813.

der Aerzte das Bad Töplitz, um dort aus dem Heilquell neue Lebenskraft und neue Lebenslust zu schöpfen. Ob dieses starke Schwefelbad ihm, dessen edle Theile der Brusthöhle hart angegriffen waren, angemessen seyn konnte, darüber darf der Biograph nicht richten, und muß die Entscheidung hierüber vielmehr den Kunstverständigen überlassen. So viel aber ist gewiß, daß diese Badekur, statt Seume die Gesundheit wieder herzustellen, sie in beschleunigter Geschwindigkeit zerstörte. Seine letzte geistige Freude war, Elise von der Reck, und den Dichter Tiedge hier in Töplitz zu finden. Der Hinfall seiner Kräfte wurde immer bemerkbarer; die Lebenskraft wich, und Seume fühlte es deutlich, daß ihm jetzt das Ziel eines sehr angestrengten, mühvollen Lebens gesetzt sey. In vollem Bewußtseyn und mit rührender Ergebung in die Fügungen des Himmels schloß er, dessen poetische Ergießungen schon einen kindlich-himmlischen Sinn bekunden, am 13. Juni 1810 dort in Töplitz die Augen.

Am funfzehnten desselben Monates wurde er zu Grabe bestattet, begleitet von einem großen Gefolge ehrenwerther Personen. Professor Clodius sprach bei der Einsenkung die Leichenrede, welche allgemein rührte und rühren mußte; sie war im höchsten Grade ansprechend, und erhob mit der Stimme der Wahrheit den Kämpfer durch die Pfade des Lebens. — Das große Requiem wurde angetönt, als der Staub dem Staube wieder gegeben wurde, und ein sinnig-einfacher Stein schmückt die Grabstätte. —

In verborgener Trauer klagte Mancher um die irdische

Hülle des entschlafenen Seume; aber der Dichter im Hochschwung frommer Phantasie wird in der geistigen Anschauung noch lange dauern; denn ein großes, prophetisches Denkmal hat er durch seine frommen Gesänge sich gestiftet. Die Güter der Erde verachtend, sehnte er sich schon längst nach oben. Im Glanz des Ruhmes ging er hinüber!

„Seume," sagt eine genaue Kennerin seiner, „war von mittlerer Größe, — mehr klein, von zartem aber bewunderungswerth verhältnißmäßigen Bau der Glieder. Ein kleiner Fuß, eine weiße, wohlgeformte Hand gehörten mit zu den vielen Kleinigkeiten seines Wesens, die, wenn sie beachtet wurden, seinen finstern Mienen ein gutmüthiges Lächeln abgewinnen konnten. — Sein Gesicht, besonders sein Profil, mußte man edel nennen. Es war durch den wilden Haarwuchs, der sich tief in die Stirn hineinzog, mehr verfinstert als Augen und Züge es eigentlich wollten. — Nase und Mund waren vorzüglich ausgebildet, und hätte er bei großer Aufmerksamkeit auf sein Aeußeres, einige Sorgfalt auf die Erhaltung wohlgeformter Zähne wenden mögen, so würde ich (sagt die Mahlerin) seine Bildung anmuthig gefunden haben. — Die Achtsamkeit auf sich zeigte sich sehr merklich an seiner Kleidung. (Das Soldatenleben hatte ihn ohnfehlbar zu dieser genauen Ordnung und Aufmerksamkeit auf das Aeußere der Person, welche Ordnungsliebe so vielen Gelehrten fremd ist, und bei dem Militär wohl Ordnungssucht genannt werden kann, geführt.) Der Anzug hatte in seiner Einfachheit immer etwas Besonderes, ja zuweilen Gesuchtes, — und die höchste Reinlichkeit war sein immerwährender Be-

gleiter. — Dennoch nannte er sich gern selbst den deutschen Timon, und auch in der Meinung anderer machte ihn sein Grollen über die Welt, sein hartnäckiges Ankämpfen gegen den Sinn der Menge, der Strom von Worten, mit dem er Zaghaftigkeit und feige Klugheit zürnend strafte, sein scharfer Blick, der das Halbe und Schlechte entdeckte, wie es sich auch krümmen und verhüllen wollte, zu einem grämlichen Wunderlinge, — zu einem Nachbilde des atheniſchen Murrkopfs. — Doch Seume war eben so wenig ein Nachbild als durch seine Eigenthümlichkeit irgend jemanden beschwerlich, der ihn nicht reizte. Gereizt aber ward er leicht, und am häufigsten durch Gleichgültigkeit und Nichtachtung seiner Persönlichkeit. — Auch den Vorwurf der Intoleranz verdiente er nicht. Selbst dem Strauchelnden ein menschlicher Richter, hörte man ihn die Sache des Abwesenden führen, der ohne Seume keinen Vertheidiger gefunden haben würde."

Jetzt wollen wir jene Kunstfreundin Seume's bei einem einzelnen Zuge von ihm, der seine dichterischen Ansichten, die Tendenz seines innern Anschauens sicher andeutet, selbst reden lassen.

„Der Mangel, sich in seinem Denken und Fühlen zu einer freien Höhe zu erheben, machte ihn auch im Gebiete des Witzes zum Fremdling. Die Ironie war ihm fremd, wie das, was man in der Gesellschaft Humor nennt. — So ist von ihm Shakespeare's hohe Weltironie nie gewürdigt worden. Vertraut mit der englischen Litteratur, schien ihn vor diesem Geiste doch ein geheimes Grauen zu befallen. „Geben Sie her," sagte er mit grämlichem Kopfschütteln, als er einen

Band des Dichters einst, da ich ihn erwartete, in meiner Hand sahe; blätterte, runzelte die Stirn und sagte, indem er mir das Buch wieder zurückgab: — Suchen Sie sich etwas vernünftiges aus! — Ich hatte the merry wifes aufgeschlagen, weil es mir noch schwer hielt, dieses Stück ohne fremde Hülfe zu lesen, und legte es still neben ihm hin. — Närrische Streiche! — rief Seume murrend, und warf das Buch auf den Tisch, sich verdrießlich in die Ecke des Sopha drückend. — Nun, meinetwegen — fuhr er fort — aber sehen Sie nur zu, wie Sie zurecht kommen; ich sage kein Wort. —"

Diese an sich höchst unbedeutende Aeußerungen von Seume sind nur dann von Wichtigkeit, wenn man aus der Ansicht sie würdigt und beurtheilt, wie der Dichter, der Erzähler, der sonderbare Mann in seiner Individualität und Originalität sie aussprach. In dem Gesellschaftsleben nahm er die Regeln der hergebrachten Form nicht an, und war daher auch in der Sprache der Galanterie mitunter etwas naiv. —

Seume war nie verheurathet, man weiß auch nicht, daß er locker gelebt habe; er war vielmehr beinahe Weiberfeind, wenigstens finster und verschlossener in ihrer Gesellschaft. Doch waren die Antönungen der Liebe ihm nicht fremd geblieben, und zweimal war er in die Netze des leichtfertigsten aller Götter gefallen; beidemal schwer getäuscht, verbreitete sich sein Unbill über die Allgemeinheit des Geschlechts, und die Geringschäzzung des weiblichen Geschlechts war ihm schon früher in dem wüsten Treiben der Soldateska, welches er doch mit beschauen mußte, allgemeiner Lebenston gewor-

den. — In seinem Gedicht „an Falk" setzt sich Seume selbst das beste Monument, wenn er sagt:

Der Nachwelt reiner, warmer Dank
Ist überall der schönste Grabgesang.

Ueberhaupt verdienen die Gedichte von Seume den kommenden Geschlechtern deutscher Union anempfohlen zu werden. Sie sind hohen poetischen Schwunges, und wenn er auch in der Prosodie zuweilen gefehlt haben mag, weil er, der Zwanglose, nur den Antönungen der Melodie in dem Versfall, von seinem Genius begeistert, folgte, und auch in dieser Sprache der Geister, so wie in seinem wirklichen Leben sich nicht an sclavische Formen band, — so muß man dieses Emporstreben der Genialität ehren und als ein National-Eigenthum schätzen. Suchten nicht die größten Dichter ihre eigene Bahn? und wo wäre ein wirklich großer Mensch zu finden, der sich nicht den gemeinen Weltformen entwunden gehabt? Wahrhaft große Geister werden erst nach ihrem Tode in wahrem Werthe anerkannt, weil vorher auf dem Hökermarkt des Neides sie befeindet werden, und die wahre Größe hält es für unwürdig, gegen den Pöbel des Marktes sich vertheidigen zu sollen. So sagte auch Seume oft in stiller Ruhe und Gelassenheit: „Laßt sie nur sprechen und schreiben. Wenn ich erst todt bin, dann wird man wohl erkennen, was ich war, und was ich geleistet habe." —

Unverkennbar aber ist es, daß diese Mißdeutung,

welche er in dem wirklichen Leben fand, ihn zu schrägen Richtungen, die ihn zuletzt ganz irre führten, verleiteten, und daher sprach sich in den Gedichten sein Genius bald nur in den Gedichten religiosen Inhalts noch rein, klar, und seiner würdig aus. Es ging Seume, wie es vielen großen Köpfen geht: selten steht einer an seiner rechten Stelle, und um dem Gemeinen sich entwinden zu wollen, erlahmt er an den Ermüdungen des Lebens. Der Nachwelt übergiebt er seinen Nachlaß, und diese richtet wahr und partheilos."

Manche eigenwillige Kritik hat, wie schon angedeutet, Seume einen Naturdichter nennen wollen, der gar keinen deutlichen Begriff von einer richtigen Prosodie habe; allein enthebt sich nicht das Genie den engen Schranken und Formen der gewöhnlichen Welt? Wird es den Flug der Gedanken und Empfindungen den Meistern in der Mechanik des Versbaues unterwerfen wollen? Sie gemahnen uns an den mechanisch-richtigen, aber poetisch höchst nichts sagenden, als Satyre gegen die Mechaniker hingeworfenen Hexameters:

Nuper quidam doctus coepit scribere versus!

Die Form des Baues muß über der poetischen Gluth, über der mit fortreißenden, erhebenden Fülle der Gedanken vergessen werden, wo nicht zu harte Anstöße gegen eine nothwendige Melodie und das erhebende Gleichgewicht, welches in dem poetischen Gesange liegt, die Beengung der Form nothwendig macht. Doch, der große, der geniale Künstler fühlt diese nothwendige Beengung der Form tief in seinem Innern, ohne daß er

nach Regeln lernt, ein Dichter zu seyn, und alle große Dichter gingen gewissermaßen aus sich selbst heraus, dem innen waltenden, vorherrschenden Gefühl die reinen, wahren Anklänge ablauschend, und dann in die Saiten greifend.

Klopstock und Wieland waren nicht engbrüstig in ihrer Versform; der poetische Gedanke durfte unter der Form nicht gestört werden sollen; noch freiern Geistes mißhandelte der geniale Schiller die Satzungen der Reimschmiede, und dieses Triumvirat wird einer langen Aera sich zu erfreuen haben, weil der hohe Gedanke und der natürliche Anklang der Melodie bei ihnen hinreißt, nicht die Kunst, welche erst ängstliches Erlernen und Lauschen voraussetzt, worüber das wahre Schöne, welches in dem Gedicht liegt oder liegen sollte, entschwindet und entschwinden muß. Seume entwickelte, regelte und verschönerte sein Dichtertalent noch mehr durch das genaue Nachlesen der Werke Wielands und Klopstocks, wovon er die letzte Korrektur übernommen gehabt. In freiem, eignen Geschmack stellte er sich auf, aber Vorbilder von rühmlichem Werth hatten Licht in das hochwogende Gewühl seiner innern Anschauungen gebraucht, und die ansprechende Verdeutlichung war ihm bald nicht mehr fremd. — Hätte er der Methodie, wozu er späterhin, durch die Eigenwilligkeit der Gelehrtenrepublik verleitet, sich hinneigte, sich unterwerfen wollen, alle Genialität würde bei dem Reimgeklingel und bei dem monotonen Gang eines ängstlich gesuchten Versfalles bei ihm verschwunden seyn. So aber siegte der Genius, und Seume ist in manchem seiner Gedichte ergreifend, erhebend, dauernd.

Wie sehr Seume nach wahrem Ruhm strebte, wie vertrauungsvoll er auf sich und seine Muse baute, das spricht er unter anderm in dem Gedicht „Rückerinnerung" aus, wo er von sich selbst, seinen Lebensermüdungen, und von dem hochwogenden Selbstgefühl in der stolzen Brust sagt:

Wer in seinem Herzen Menschenwürde,
Allgemeine Menschenliebe trägt,
Unterlieget nie der schweren Bürde,
Die den Schwächling tief zu Boden schlägt.

Gut, wenn ich mir Achtung kann verdienen;
Achtung ehret, die der Weise beut;
Aber wenn des Narren Aftermienen
Keck mich loben, gilt's mir keinen Deut, 2c.

Meines Lebens Wunsch ist stiller Friede,
Guter Bücher eine kleine Zahl,
Ein geprüfter Freund mit einem Liede,
Und der Sparsamkeit gesundnes Mahl.

Aber, wenn die Pflicht ihr Opfer fodert,
Wall' auch ich des Todes Ehrenbahn;
Und kein Jüngling, welcher Feuer lodert, *)
Geht in den Gefahren mir voran.

---

*) In der gezwungenen Strophe „und kein Jüngling u. s. w." kann

In diesen, so wie in andern Stanzen seiner rein gemüthlichen Gedichte spricht der Sänger seinen einfachen Sinn für das einfach-Wahre, — ohne welchen Sinn kein Dichter dauernd bestehn kann, — richtig aus. Das Pomphafte, das Gekünstelte ist dem Wechsel der Mode, dem Unheil bringenden Geschmack der Zeitalter unterworfen; das Wahre verwittert nicht in dem Strudel der Weltalter, der Generationen, und diese große Tendenz hatte den Dichter Seume ergriffen gehabt.

In mehrern leicht satyrischen Gedichten aus früherer Zeit findet man, daß er den lockern Wielandschen Versbau nachahmt, daß er seine satyrische Laune in Zaum halten muß, damit sie nicht ungeziemend werde, und daß er das Leben in seinen wahren Ansichten kennen gelernt hat, um es eben nicht in rosenfarbnem Lichte darstellen zu mögen. So sagt er in dem Gedicht „verlangtes Gutachten über die Menschen und ihren Umgang:"

Die Menschen sind, was Menschen immer waren,
Gemisch von Schwachheit und von Kraft;
Oft spricht Vernunft und öfter Leidenschaft:
So sind sie seit sechs tausend Jahren
Im Strom der Zeit hinabgefahren;
Und meistens nur, wozu der Augenblick sie schafft.

---

der Dichter nur Amor oder Hymen verstehn, welche beide ihm abhold waren.

Im Allgemeinen aufgerafft,
Sie mögen lachen oder weinen,
Sind sie nur selten, was sie scheinen.
Das Wort ist nichts, als nur ein Hauch;
Die stille That nur, kaum bemerkt von Einem,
Zerstreut der Worte dicken Rauch.
Wir meinen selbst nur selten, was wir meinen:
Gemächlich ist der löbliche Gebrauch,
Auf andrer Ansehn dictatorisch auch
Stracks zu bejahn und zu verneinen.

Er fährt späterhin in demselben Gedichte fort:

Als die Olympier Pandoren
Zum mißlichsten Experiment,
Wovon noch jetzt die hohe Flamme brennt,
Den Leutchen, die des Töpfers Kunst gebohren,
Herabgeschickt, fing das Präsent
Zu gähren an; und hat nun fortgegohren.
Die Hoffnung nur ging nicht verloren,
Daß einst vielleicht die Gährung schweigt,
Und Gutes noch aus dem Gemische steigt.

Seume war nicht ganz fremd in dem characteristischen Leben der wirklichen Welt, auf die er freilich grollte, und mit der er fast zerfallen war. So fährt

er, drolligt-bitter genug, bald nachher in demselben Gedichte fort:

Die schwarzen Pfaffen und die braunen,
Mit Platten und mit langem Schopf,
Die Gilden mit und ohne Kopf
Als Stutzer hier und dort als Faunen,
Die ihre tiefen Gaunereyn
Dem Volk mit gimpelhaften Launen
Hochheilig in die Ohren raunen,
Sind von dem Ganges bis zum Rhein
Zwar noch sehr oft der armen Menschheit Pein;
Doch mit dem leidigen Gelichter
Jetzt in Kohorten, jetzt allein
Bei weitem nicht sogleich auch Bösewichter.

Bei den letzten drei Zeilen mögten die Kritikaster, welche Seume der Unregelmäßigkeit, der allzu platten Natur, der Undeutlichkeit bezüchtigen, wohl recht haben. — Versöhnend und versöhnt mit den Menschen, wie sie nun einmal sind, fährt er fort:

Ein jeder Narr trägt seine Brille;
Ein jeder Mensch hat seine Grille.
Der Bonze bläst das Zionshorn,
Wie Samuel ihm vorgeblasen,
Und von dem Schnauben seiner Nasen

Strömt auf die Frevler hoher Zorn,
Die zu vernünfteln sich vermaßen.

Der Mann mit einem Flammenstern
Blickt groß aus seinem Strahlenscheine
Mit Dunst des Hofs herab auf Kleine,
Und mimickt, *) wo er kann, so gern
Die Miene des erlauchten Herrn,
Als schrieb' er das Gesetz am Rheine:
Und in des Vorsaals dicker Luft
Hält mancher stolz sich für des Staates Treiber,
Vom Marschall bis zum Küchenschreiber;
Und wer den Hof nicht roch, ist ihm ein Schuft.

Etwas kräftig, und mehr als sarkastisch drückt sich Seume hier freilich aus, und die poetische Zartheit ist hier, wie bei vielen andern Stellen seiner Gedichte, von der prosaischen Wahrheit, die ihn leicht zürnen machte, befangen worden. — Auf sein Kriegerleben muß er eine besondere Erbitterung gehabt haben, wenn er fortfährt:

Der Held, für ein Gespenst von Ehre,

---

*) Dieser Ausdruck für eitle, falsche Darstellung und Nachahmung ohne Gehalt, scheint etwas sehr provinziell und nicht allgemein verständlich zu seyn.

Und oft für ein Gespenst von Pflicht,
Sieht, trunken vor dem trankne Heere,
Als ob der Gang zum Paradies es wäre,
Dem Würger trotzig ins Gesicht,
Der zu dem Mahl sich Legionen bricht.
Wie sehr ihn auch der Druck des Panzers laste,
Er zehrt in ihm des Landes Fett,
Und fühlt dadurch stracks sein Verdienst komplett;
Und den Beweis führt seine Degenquaste.

Diese Stelle ist sehr bitter, und beweiset freilich, daß die persönliche Anreitzung des Menschen oft in nicht reinen, der Individualität entfremdeten Lauten hinströmt. Schlimmer noch verfährt er mit den Aesthetikern und Schriftstellern, besonders mit den Dichtern von Profession, wo er sagt:

Das große Heer der Herrn der Feder
Sitzt dictatorisch in dem Rauch,
Und füttert sich mit Erbsenbrey und Lauch,
Und glaubt, es treib' allein die Räder
Der Weltuhr fort: und mancher arme Gauch
Im vierten Stock, der alles stolz verachtet,
Was unter ihm auf Erden wohnt,
Schnallt sich den Bauch vor Hunger, aber thront,
Indem er nach der Suppe schmachtet,
Als hätt' er den Verstand gepachtet,

Rein satyrisch gegen den damals in der Allgemeinheit herrschenden Ton des Adels ist der Ausbruch der muthwillig grollenden Laune, wo der Dichter sagt:

Der Junker rollt sein langes Pergament,
Daß hoch der Staub fliegt, aus einander;
Und gegen ihn ist Philipps Alexander
Ein Männchen nur, das kaum der Schüler kennt,
Ob es gleich Welten niederrennt:
Das Stift von Mainz hätt' ihm den Eintritt nicht vergönnt.
Er siehet in zerschoßnen Fahnen,
Vor deren Schrift er staunend steht,
Und die er links und rechts mit Ehrfurcht dreht,
Nur seinen Werth im Werth der Ahnen;
Und führet das erlauchte Haus
Durch viele fromme Dunkelheiten
Und manchen alten Schutt der Zeiten
Zwei hundert Jahr vor's Feigenblatt hinaus.

Sehr treffend für manche Zeiten und Länder sagt Seume in diesem Gedicht, welches eines der ansprechendsten seyn dürfte, weiter:

Der Demagog mit faltenvoller Stirn
Spinnt tief versteckt an neuen Schlingen,
Den Eigensinn des Pöbels zu bezwingen,
Und setzt in seinem heißen Hirn

Das schönste Lied, das die Syrenen singen,
Und wickelt dann das Volk wie Zwirn,
Um es an seinen Pfahl zu bringen,
Wo er es, trotz der blutigsten Accise,
Wenn er's vermögte, schwitzen ließe.

Ueber die Großen und ihre Ordenszeichen sagt Seume sehr originell:

Der Stern ist nichts, wenn nichts darunter schlägt,
Das seinen Mann von reinem Werthe
Den Dutzendseelen dieser Erde
Entrückt und zu den Sternen trägt.

Daß ihm das Leben übel mitgespielt, und daß man ihn nicht ganz mit Unrecht einen zweiten Timon von Athen, nur nicht in so greller Darstellung, als jener gezeichnet wird, nennen konnte, das beweiset der Schluß jenes Gedichtes. Seume sagt:

Mit manchem ist man schon seit langen Jahren
Auf dieser Reise durch die Welt
In einem Kahn hinab gefahren,
Und glaubte sich sehr gut gesellt,
Bis schnell, wenn durch verborg'ne Felsen
Die Fluthen unser Schiffchen wälzen,
Der Nebel von der Stirne fällt.

Der Eigennutz, der Stolz, der Dünkel
Und irgend eine Leidenschaft
Schläft oder lauscht oft Jahre lang im Winkel,
Bis sie mit eingesog'ner Kraft
Gebieterisch zu Tage bringt,
Und Harmonie in grellen Mißlaut bringt.
Die Meinung und der Ruf vergrößern immer,
Und zeichnen optisch allemahl
Den Gegenstand durch oft gebroch'nen Strahl,
Das Gute besser, Böses schlimmer,
Das Dunkel dunkler, blendender den Schimmer.

Die Regel durch das Leben sey:
Vertraulichkeit, und selten nur Vertrauen,
Und links und rechts, von Furcht und Hoffnung frei
Auf Seelenphänomene schauen;
Erwarten, und nichts auf Erwartung bauen;
Nur alle Menschen menschlich nehmen,
Das Gute so, wie wir es sehn;
Mit Muth und Kraft dem Bösen widerstehn,
Anstatt darüber uns zu grämen:
Und zu der Sicherheit der Sache,
So weit das Erdenelement
Uns Sicherheit in seinem Schooße gönnt,
Den Geist der Vorsicht auf die Wache!

Zu frommer Schwärmerei war Seume sehr ge-

neigt. In dem Gedicht „an meines Vaters Grabe" singt er:

Hier wandelt, ernst allein in tiefer Stille
Der Mensch mit sich in der Empfindung Fülle,
Die Wohl und Weh in seinen Busen trägt,
Die ihm, entrückt dem bunten Weltgewimmel,
Die Pforten öffnet zu dem goldnen Himmel,
Und ihn in Qual der Hölle schlägt.

Hier steig' ich auf von moosbewachs'nen Hügeln
Auf reiner, heißer Andacht Feuerflügeln
Hinauf, o Gott, zu deinem Strahlenthron,
Und bethe dir, aus dessen Hand die Sonnen
In ihre Flammenmeere hingeronnen,
Vom Staub der Erde nach dem Sohn.

Laß mich, wenn mich die Zweifel übersteigen,
Nicht meinen Nacken unter Zweifeln beugen,
Und halte meinen Geist im Gleichgewicht,
Du Gott des Seraphs, und du Gott des Wurmes,
Der in dem Lenzhauch und im Sturz des Sturmes
Mit Wohlthat den Erschaffnen spricht.

Wenn mich die Welt zu hohem Zorn entflammet,
Mein Feuereifer rund umher verdammet,

Wenn schwer mein Herz mit deinem Rechte ringt;
So will ich hier zur Schädelstätte treten,
Und ein Gebeth bei deinen Todten beten,
Das meiner Seele Frieden bringt.

Daß Seume der Liebe nicht abhold war, vielmehr ein unbefriedigtes Gefühl für die Anforderungen an die Liebe in seinem vollen Busen trug, das beweisen mehrere Stellen seiner Gedichte. Unter anderm sagt er in dem Gedicht „Minna an der Harfe:"

Elastisch fliegt
Ihr Finger durch die Silbersaiten,
Und Engelharmonien gleiten,
Aus ihrer Seele Harmonie gewiegt,
In mein entzücktes Ohr,
Und tragen mich zu Gottes Chor
Auf Fittichen des Hochgefühls empor.

Von ihrem Mund
Sinkt aus des frommen Herzens Fülle
In meine Brust geweihte Stille,
Und um mich her ruht tief das Erdenrund:
Die trunkne Seele lauscht,
Wenn sie durch Tongewebe rauscht,
Und um Empfindung sanft Empfindung tauscht. u. s. f.

Dieses Gedicht giebt übrigens, wie manche andere der Muse Seume's, den Kritikern wohl nicht mit Unrecht Veranlassung zu der Bemerkung, daß Seume seine Gefühle im Vers zu weit und überladen entspinnt und darstellt. Ein Gedicht soll noch etwas der Phantasie des Lesers übrig lassen, eben so wie ein Figurengemälde, und darum müssen die Gedanken des Dichters schnell und kurz hingeworfen seyn; das Ausmahlen bleibe dem Leser überlassen. In dieser Hinsicht hat Seume wohl nur zu oft die, nach vielen Prüfungen der Jahrhunderte auf einzelne Sätze reducirten Kunstregeln versäumt, und man bemerkt auch oft, daß seine Gedichte mitunter um deswillen etwas schleppend werden, weil er wohl um den Reim verlegen war, und den gereimten Versen hing er sehr an, wenn dieser Reim auch oft als sehr gesucht und falsch uns erscheinen muß. In dieser Hinsicht, so wie überhaupt in der ganzen Prosodie mißbrauchte er fast die Licentia poetica, ohne doch die Kraft, besonders in spätern Jahren, zu haben, seine Willkühr durchsetzen und verfechten zu mögen.

Den fromm-poetischen Scherz drückt Seume sehr sinnig in der „Epistel an seinen Lehrer, den Rector Korbinsky" aus, worin zugleich über sein Jugendleben ein Bekenntniß der Wahrheit durch das Dankgefühl hindurchströmt. Er singt:

Lieber, guter, alter, verehrungswürdiger Graubart,
Nimm den Dank hier meines Herzens in dieser Epistel,
Den nur ein reines Gefühl, und nicht schön klingende Phrasen,
Freudig dir bringt für so viel mannigfaltige Wohlthat:

Mehr als Dank kann dir der ehrliche Krieger nicht geben;
Und ein Herz, wie das deinige, ist mit dem Zolle zufrieden.
Jetzt noch schweben auf luftigen Schwingen die goldenen Tage,
Bei dir einst so heiter verlebt, mir im Geiste vorüber:
Wie ich am Eintritt in deine patriarchalische Hütte,
Hochanblickend der neuen, fremden Erscheinungen, da stand;
Wie du dann väterlich, traulich den wilden, trotzigen Krauskopf
Rechts, links, vorwärts und rückwärts in der Bibel herum führt'st,
Und ob meiner kernigen Exegese den Kopf nickt'st.
Da war mir Grammatik so fremd wie böhmische Dörfer,
Und von Sprachen verstand ich nur die Epistel von Pfingsten,
Parther und Meder und Elamiter und Judengenossen,
Kreter und Araber, und wie die Leute der Reihe nach heißen.

Ueber die Mißhandlungen der Roheit, welche er in seinem Jünglingsleben, wo er unter der Soldateska das Schwerste erfuhr, fährt der Dichter in losem, wenn man die Wahrheit jener Zeiten, die er durchstrich, erwägt, rührenden Scherz fort:

Da fing ich an, denn Amo mit ziemlichem Fleiße zu lernen,
Und ich hab' es seitdem, wie ich glaub', auch ziemlich begriffen:
Vapulo hat mich das labyrinthische Schicksal gelehret,
Und mich oft in das Passivum von Typto (τύπτω) geschlagen,
Himmel, mit welcher Begier ergriff ich den ledernen Nepos,

Und zerzauste das Non dubito fore grausam erbärmlich, *)
Wie im Herbst ein ehrlicher Märker die Teltauer Rüben.

Mit herrlicher Laune schildert er das Schulleben in den Worten:

Fröhlicher ward es und lauter, wenn du die graue Pikesche,
Deinen Prorostrishut und vom langen Perukengestapel
Zwischen dem Klassenhüter und Festputz die mittlere **) wegnahmst:
Dann schrittst du, Dux gregis, am großen perlmutternen Rohrstock
Unter unserm Gesumse hinaus in blühende Fluren,
Ueber den Roßberg und waldeinwärts in dunkle Gebüsche.
Und dann mußt' uns Vater Holberg aus seiner Synopse
Manches verkündigen; und wir zogen dann Parallelen
Zwischen dem Consul in Rom und dem Bürgermeister in Borna.

---

*) Manchem Leser mögte es vielleicht bemerkt werden müssen, daß der Nepos der Cornelius Nepos ist, welcher die kurzen Biographien großer Männer herausgab, und der seine Vorrede mit dem Non dubito fore plerosque etc. anfängt. Uebrigens heißt τύπτω „ich schlage" und das Passivum ist eine Anspielung darauf, daß er geschlagen worden.

**) Eine herrliche idyllische Idee für den, der es fühlt!

Zwischen Hannibal, Scanderbeg und dem König von Preußen;
Und so wie wir bestimmten, stand die herrliche Norm da!

Sehr richtig, das poetische Gefühl, welches schon seine Jugendwelt belebte, bezeichnend, fährt er fort:

Da, da wurden Cornelius Nepos, Eutropius, Mela
Und Melanchthon und Luther, und Hildebrandt, Salomo, Sirach
Und Till Eulenspiegel durch einander geknetet:
Und wenn du mit Döderlein und Michaelis im Kopfe
Seitwärts tief ruminirtest, brannte das Feuer der Buben
In der Adern hochloderndem Flammenschlag jugendlich jach auf,
Und electrisch wälzte des Daseyns Taumel die Bande
Ungestüm-fröhlich dahin im Nebelrauchenden Grase,
Wie die überwinterten Füllen mit hohem Behagen
Durch die buschige Au die elastischen Sehnen versuchen. u. s. w.

Hingeschwunden sind sie, die Rosenfarben der Jugend,
Schön und sanft und mild; nur im Hintergrunde der Scene
Zittern sie schwach noch in der holden Erinnerung Spiegel.
Oft hat mich ihr Bild zu den Irokesen begleitet,
Ist oft zu dem Gestade der Düna mir einsam gefolget,
Und mit jeder Freude flog dir ein Segen von mir zu.
Sicher hat ihn der Himmel gehört; er höret die Guten;
Und er gießet lohnend in dein ehrwürdiges Alter
Schöne, ruhige, stille, zufriedene Tage des Weisen.

Diese wenigen, aus Seume's Gedichten herausgehobenen Stellen, welche in der Allgemeinheit reich an poetischem Schwung und genialem Feuer sind, machen vielleicht den Leser aufmerksam auf die Producte der Phantasie des Dichters. Welch ein Ephore der deutschen Dichtkunst hätte er nicht werden mögen, wenn enge Verhältnisse ihn nicht in der Periode der Entwikkelung einer freien Genialität in sclavischen Banden gefesselt gehabt!

Die Staaten sind zu beklagen, welche solche Dichter nicht herausheben, und noch mehr die, welche gelegentlich das Reimgeklingel von den Musageten erwarten. Seume hat, so viel uns bekannt, seinen Genius nie für pomphafte Lobsprüche gequält, hätte er auch vielen Gewinnst davon erwarten können, und — eben darum steigt er um so höher in unserm Werth.

Es liegt uns eine andere, kurze, gedrängte Biographie von Seume noch vor, welche wir hier einschalten können, ohne uns zu wiederholen. Sie enthält noch mehrere neue, sein Leben betreffende Umstände, und über einen so interessanten Mann, als Seume, kann unsers Bedünkens nicht genug gesagt werden. Der Biograph sagt über Seume:

„Johann Gottlieb Seume, bekannt durch seine Schriften und Schicksale, mehr noch durch seine Sonderbarkeiten und Bizarrerien, war den 29. Januar 1763 in dem Dorfe Poserna bei Weißenfels in Sachsen geboren, woselbst sein Vater Bauer war. Unverschuldete Unglücksfälle zerstörten den Wohlstand und

das Leben desselben. Des hülflosen Knaben nahm sich der Graf von Hohenthal-Knauthain edelmüthig an. Da er Anlagen bei ihm entdeckte, ließ er ihn bei dem Rector Korbinsky in Borna, und bei Martini auf der Leipziger Nicolai-Schule unterrichten. Seume machte schnelle Fortschritte, besonders in der alten Litteratur, und ward darauf akademischer Bürger, um Theologie zu studieren. Da er aber mit dem damaligen Geist derselben sich nicht befreunden konnte, beschloß er durch einen Gewaltschritt auf einmal sich davon zu befrein. Er bezahlte eines Abends seine Schulden, und machte sich, damals ein achtzehnjähriger Jüngling, auf den Weg nach Paris. Aber schon am dritten Abend fiel er in dem Dorfe Bach Werbern für Amerika in die Hände. Er nahm Dienste, und wurde unter den hessischen Truppen dahin eingeschifft. Nachdem er in Canada gegen die Vertheidiger der Freiheit bis zum Frieden gefochten hatte, kehrte er mit seinen Landsleuten nach Europa zurück. Aus Furcht, an die Preußen verkauft zu werden, entsprang er in Bremen. Dennoch gerieth er nach wenig Tagen unter preußische Werber. Er ward nach Emden gebracht, wo er als gemeiner Soldat dienen mußte. Auch hier entfloh er zwei Mal, wurde jedes Mal wieder eingeholt, und entging nur auf vieles Vorbitten der Todesstrafe. *) Seume wünschte sehnlichst in sein Vaterland

*) Daß Seume aber die Strafe des Spießruthenlaufen erdulden mußte, ist hier übergangen. Das zweite Mal, wo er eingebracht, mußte er diesen Gang, das Jahrhundert entwürdigend, zwanzig Mal in zwei Tagen gehen.

zurück zu kehren, und da ein wackerer Bürger sich mit 80 Rthlrn. für ihn verbürgte, erhielt er Urlaub. Er ging nach Leipzig, fest entschlossen, in das Soldatenjoch nicht zurück zu kehren, bezahlte von dem Honorar für die Uebersetzung des englischen Romans „Honorie Warre," der 1788 gedruckt wurde, die Kaution, widmete sich nun in Leipzig ganz den Wissenschaften, und gab Unterricht in lebenden Sprachen. Im Jahr 1792 ward er Magister; nach einiger Zeit nahm er eine Secretärstelle bei dem russischen General Igelström an, der die polnischen Angelegenheiten leitete, kam mit demselben 1793 nach Warschau, und erhielt von demselben eine Offizierstelle bei den Grenadieren. Als in Warschau der furchtbare Aufstand der Polen gegen die Russen ausbrach, war Seume daselbst gegenwärtig. Er ward polnischer Gefangner, und war als solcher ein Zeuge der Erstürmung Praga's und der sie begleitenden Greuelscenen. Auf Befehl der russischen Kaiserin begleitete er nach seiner Befreiung einen schwer verwundeten russischen Major nach Leipzig; aber seine Aussichten auf eine ansehnliche Beförderung gingen nach Katharinens Tode zu Grunde, da er bis zu der Zeit, auf welche Kaiser Paul alle Abwesende in das Reich zurück rief, daselbst nicht eintreffen konnte, und er in Folge dessen aus der Dienstliste gestrichen wurde. *) Er blieb in Leipzig, wo er über alte Klassiker las, Unterricht in der

---

*) Seume konnte wohl nach Rußland zurückkehren; aber er wollte nicht. Paul's Regierung fing zu despotisch an.

englischen Sprache ertheilte, und seine „wichtige Nachrichten über die Vorfälle in Polen 1794" (Leipzig 1796), die „zwei Briefe über die neuesten Veränderungen in Rußland" (Zürich 1797) und seine „Obolen" (Leipzig 1797, 2 Thle.) herausgab. Später folgte er der Einladung seines trefflichen Freundes Göschen, und übernahm das Amt eines Correctors in dessen Druckerei zu Grimma, die damals mit verschiedenen Prachtausgaben beschäftigt war. Klopstocks Werke verdanken seinem Fleiße den hohen Grad der Correctheit, wodurch sich der Druck auszeichnet. Alxingers Bliomberis empfing außerdem von ihm manche verbessernde Nachhülfe. Um aber diesen einförmigen Geschäften nach und nach nicht ganz zu erliegen, beschloß er eine Fußreise durch Italien bis nach Sicilien zu machen, um, wie er sagte, den Theokrit da zu lesen, wo er gedichtet. Rüstig und abgehärtet trat er diese Reise von fast 600 Meilen, die er einen „Spatziergang nach Syrakus" nannte, im December 1801 an, und kam nach neun Monaten, in welchen er Oestreich, Italien, Sicilien, die Schweitz und Paris besucht hatte, nach Leipzig zurück. Die Abentheuer dieses Spatziergangs hat Seume dem Publikum erzählt, das ihm mit Vergnügen zuhörte, wiewohl man nicht verkennen darf, daß diese Reisebeschreibung einzig und allein demjenigen Unterhaltung gewähren kann, der an dem Verfasser Interesse nimmt, indem sie weder über Menschen, noch über Kunst und Wissenschaft irgend etwas Erhebliches enthält. Die Eilfertigkeit, mit der Seume reisete, verbunden mit seinem in sich gezogenen Character, ließ die Gegenstände nur flüchtig an seinem Auge vorübergehen, und erlaubte ihm nicht, sie untersuchend und prüfend zu durchdringen, sich anzueig-

nen und zu befruchten (Spaziergang nach Syrakus, 3te Auflage, in 3 Theilen. 1811). Eine ähnliche Fußreise machte Seume 1805 über Petersburg, Moskau, durch Finnland nach Schweden. Er beschrieb sie unter dem Titel: mein Sommer im Jahr 1805 (Hamburg 1806). Die Vorrede ist ein merkwürdiges Denkmal seines glühenden Eifers für Freiheit und Vaterland. Daß er bei solchen Gesinnungen die nachfolgenden, für Deutschland so unseligen Ereignisse nicht gleichgültig ansehn konnte, bedarf wohl keiner Erwähnung. Er litt dabei, und wurde verschlossener. Seine Gesundheit schwand, und nachdem er zwei Jahre lang mit körperlichen Leiden gekämpft hatte, starb er am 13. Jun. 1810 zu Töpliz, wo er Genesung suchte. — Als Mensch verdiente Seume die ehrenvollste Anerkennung seines Werths, wiewohl er nicht frei war von jener Eitelkeit, die durch des Diogenes zerrissenen Mantel hervorblickte, nur daß sie sich bei ihm auf andere Weise äußerte, denn vom Cynismus war er weit entfernt. Seine Lebenserfahrungen und Schicksale, besonders wohl eine frühere, unglückliche Liebe, hatten eine gewisse Bitterkeit gegen die Welt bei ihm zurückgelassen, *) ohne daß er darum die Welt haßte, und ihre Güter verachtete. Er hatte aber Kraft und Klugheit genug, was ihm versagt war, mit Anstand zu entbehren, und Stolz genug, kein Verlangen darnach zu äußern. Seinen Freunden, die ihn ganz kannten und durchschauten, wird er stets theuer und unvergeßlich seyn. Als Schriftsteller und Dichter

*) Mehr Bitterkeit gegen die Welt hatte bei ihm wohl noch der Soldatendienst zurückgelassen.

hat er sich nicht über das Mittelmäßige erhoben, *) da ihm bei einer kräftigen, oft ungezügelten Phantasie die künstlerische Besonnenheit und Klarheit fehlte, er auch Sprache und äußere Form nur unvollkommen beherrschte. Nach seinem Tode erschien sein Nachlaß moralisch-religiösen Inhalts (auch unter dem Titel: Kurzes Pflichten- und Sittenbuch für Landleute), der viel Gutes und Wahres enthält. Sein Leben, das er unvollendet hinterließ, hat Clodius beendet."

Das Verzeichniß der Schriften, welche Seume in das Publikum lieferte, mag hier noch seinen Platz finden:

1) Apokryphen, nebst seinem litterarischen Nachlaß, Bemerkungen und Zusätzen. (Hat auch den Titel: Spatziergang nach Syrakus. 3ter Theil.) gr. 8. Leipzig bei Hartknoch. 1811. (1 Rthlr. 4 Gr.)

2) Ueber Bewaffnung. 8. 1804. Ebendas. (14 Gr.)

3) Zwei Briefe über die Veränderungen in Rußland seit der Thronbesteigung Paul des Ersten. (Leipzig bei Göschen. 1797. 9 Gr.)

4) Seume und Gittermanns zwei romantische Erzählungen. (8. 1802. Frankfurt am Main bei Wilmanns. 16 Gr.)

---

*) Wir sind anderer Meinung, was die kritische Beurtheilung seiner Gedichte beweiset. Sie sind ansprechend, wenn auch die Metrik hin und wieder versäumt worden. Salvo meliori!

5) Seume's Gedichte. (Leipzig bei Hartknoch. 4te Auflage. 1815. 2 Rthlr.)

6) Der Kampf gegen Morbona, bei der Genesung niedergeschrieben. (gr. 8. Leipzig, Bruder und Hoffmann. 1809. 4 Gr.)

7) Miltiades. Trauerspiel in fünf Aufzügen. (gr. 8. Leipzig 1808 bei Hartknoch. 16 Gr.)

8) Seume Nachlaß moralisch-religiosen Inhalts. (8. Leipzig bei Göschen. 1811. 1 Rthlr.)

9) Obolen, enthaltend Rhapsodien, Gedichte und so weiter. (2 Theile. 8. Leipzig bei Martini. 1796-1798. 1 Rthlr. 8 Gr.)

10) Seume „Münchhausen," Rückerinnerungen. Enthaltend Gedichte. (8. Frankfurt am Main bei Varrentrapp und Wenner. 1797. 18 Gr.)

11) Mein Sommer 1806. (gr. 8. Leipzig bei Steinacker. 1807. 1 Rthlr. 12 Gr.)

12) Spatziergang nach Syrakus im Jahr 1802. (3te, mit Anmerkungen und Zusätzen zu der Characteristik des Verfassers, und mit dessen litterarischem Nachlaß vermehrte Auflage. 3 Theile. gr. 8. Leipzig bei Hartknoch. 1812. 3 Rthlr.)

13) Nachrichten über die Vorfälle in Italien 1794, nebst einem Anhang von Gedichten. (8. Leipzig bei Martini. 1796. 18 Gr.)

14) Mein Leben. (8. Leipzig bei Göschen. 1813. 1 Rthlr.)

15) Mein Sommer 1805. (gr. 8. Leipzig bei Steinacker. 1815. 1 Rthlr. 12 Gr.)

Man sieht aus diesem Verzeichniß der Schriften des verewigten Seume, wie reichhaltig sein Geist war, und wie vielseitig er sich zu entwickeln strebte. Hätte er nicht in frühern Jahren damit ringen müssen, seinem Genius eine Naturalität zu geben, so würde er als ein noch größerer Dichter uns erscheinen; denn die ersten, kühnen Wagestücke einer originellen Phantasie waren fast verflogen, der Fittig des Genius schon gelähmt, als Seume, ermüdet von dem Weltleben, in das Dichterleben eintrat. Er leistete, was seinem Genius noch möglich zu leisten war, doch durch das Weltgedränge war die große Glut fast verschmolzen. Man bemerkt bei Seume, dem Dichter, die Ansprache, aber auch die Ermüdung des Genius, und die Geschichte hat mit seinem Jahrhundert zu zürnen, welches ihn nicht zeitig genug hervorhob.

Nie war ein Mensch in den äußern Genüssen, in dem äußern Bedarf des elenden Lebens anspruchsloser als er. Es machte ihm sogar Vergnügen, mit Wenigem sich beschränken zu können. Immer, in allen Verhältnissen blieb er sich consequent, und ging seinen geraden Gang hindurch. Bei ermüdenden Anstrengungen soll er, wie schon angemerkt worden, Reizmittel gebraucht haben. Wie hätte auch der Seefahrer sich deren entwöhnen mögen! — Seine politischen Schriften, die er damals herausgab, fanden keinen besondern Eingang, und

warum? Weil der Zeitgeist ihnen entgegen war, und Seume auf den Zeitgeist nicht achtete. — Sein intensives Leben entwickelte sich zu spät. Die Reichhaltigkeit großer Kenntnisse, die Masse vieler Ansichten, die Beurtheilung unzähliger Individualitäten — — das alles lag in ihm; aber es war chaotisch, ungeordnet, und Neider und Tadler, die überall sich finden, machten demnächst hiervon einen bösen Gebrauch. Doch machte diese Betheidigung auf Seume weder bei seinem Leben einen üblen Eindruck, noch hätte sie auch seine Manen stören können, denn er war bis zu dem letzten Moment seines Lebens streng-wahr, gerecht, aufrichtig, schuldlos und vertrauend. Von seinem liebevollen, gemüthlichen Wesen kann hier die Rede nicht einmal seyn. Es ist den Sängern der Frömmigkeit, deren Seume einer war, ganz eigen, denn ohne die innere, ergreifende Wahrheit zu fühlen, würden sie nicht in die Saiten der Harfe David's greifen. Seume gehört zu den wenigen Dichtern, vor welchen das, noch lebende Jahrhundert beschämt dastehn muß, weil er nicht anerkannt wurde, und dennoch seine Dichtungen über das Jahrhundert hinausreichen. — Nicht ohne Grund haben wir in dieser Biographie vielfältig Proben von seinen Gedichten gegeben. Aber sie sind in einem so edlen, gediegenen, kräftigen Styl geschrieben, daß es Mühe hält, nur Proben davon zu geben, und bei der großen Menge von Werken der Art kann man wohl nicht genug thun, auch die Mitwelt auf die gediegenen aufmerksam zu machen.

Man findet viele Gelehrte, besonders in der Belletristerei und Schöngeisterei, welche einen ganz vorzüglichen Werth auf ihre Ausarbeitungen und die Erpressungen des Geistes legen, und die aufgewecktesten Geister

hören oft nur auf den Beifall anderer für sich selbst, den sie schon erwarten, ohne einem andern Gerechtigkeit widerfahren lassen zu wollen. Weit entfernt von falscher, ihm nicht gebührender Anmaßung hatte Seume nur immer das Wahre, das Große, das rein-Dichterische im Auge, und ohne irgendwo einen andern Musageten angreifen oder beleidigen zu wollen, ging er seinen geraden, rein poetischen Gang, die Befeindungen der Kleinlichkeit verachtend. So konnte er auch nicht Schmeichler seyn; sonst würde er ohnfehlbar in der Zeit, wo er besonders Aufsehn erregte, seinen August, seinen Mäcen gefunden haben. Sein intensiver Blick hielt ihn ganz von der Außenwelt entfernt, und er setzte einen Triumph darin, alles genießen, aber auch alles entbehren zu können. Sein Leben war daher periodenweise so einfach, wie man auf einem Hospital es nicht findet. Die größten körperlichen Anstrengungen wechselten bei ihm oft mit den größten geistigen, und in den erstern fand er Erholung für die letztern. Durch diese zwiefache Anstrengung mag vielleicht sein an sich sehr starker Körper der irdischen Natur unterlegen haben. — Roheit und wilde Ausschweifungen der Jugend, sind uns von ihm unbekannt; in allen Verhältnissen lebte er in einem sehr geregelten Leben, und es ist zu beklagen, daß das Tagebuch, welches er seit vielen Jahren über sein Privatleben treu und redlich führte, nicht zu öffentlicher Kunde gekommen. Der Psycholog, der junge Kunstjünger würde vielleicht darin einen reichhaltigen Stoff von Materialien gefunden haben.

Magazin
der
Biographien
denkwürdiger Personen
der
neuern und neuesten Zeit.

Ein
historisches Journal in zwanglosen Heften.

Herausgegeben
von
einer Gesellschaft von Gelehrten.

Vierten Bandes zweites Heft.

Quedlinburg 1818,
bei Gottfried Basse.

I.

Heinr. Phil. Konr. Henke.

Eignes Forschen in den Tiefen der Gottheit wechselt nur mit dem Unterricht, den wir den spätern Ankömmlingen der Erde geben.

Engel.

Heinrich Philip Konrad Henke.

Selten ist ein edles Herz mit einem großen Geiste verbunden; noch seltener befindet sich der Mann, in welchem beides glücklich vereinigt ist, auf einem Standpunkte, auf welchem seine Gaben nach ihrer ganzen Kraft ungehindert für das Heil der Menschheit wirken können; am seltensten sind die Beispiele, daß die Heroen der Geschichte auch den Reichthum an Wissenschaft und Erkenntniß besitzen, welcher sie fähig macht, für die edelsten und erhabensten Zwecke die treffendsten Mittel zu wählen. Oft ist es ein geistvoller Mann ohne Gemüth, oft ein gemüthvolles Herz ohne Geist, von welchem das Schicksal von Tausenden, ja von Millionen abhängt. Glück genug, wenn jener seine großen Gedanken und Entwürfe gerechten und menschenfreundlichen Seelen vertrauet; dieses seine edlen Gefühle durch die Vermittelung erfahrner und weiser Männer zur That reifen sieht! Nie war ein Sterblicher das Ideal der

Vollkommenheit, an welchem die Grazien und Musen alle ihre Gaben verschwendet hatten. Nur durch das gemeinschaftliche Wirken der Begünstigten, welche ein Geschenk von der Huld der Unsterblichen aufzuweisen haben, nur durch den Einklang der vereinten Kräfte jener Günstlinge des Himmels unter dem Schilde des Herrschers blühet das Glück der Völker.

Wir kommen jetzt zu einem Manne, welcher Herz, Geist und Wissenschaft in seltenem Grade zu einem schönen Kranze verband, in welchem sein früheres Wirken, von väterlicher Fürstenhuld gepflegt, manche schöne Blume flocht, die sein späteres Loos, anstatt sie zur Frucht reifen zu sehen, von Kannibalenhänden zerrauft und zertreten fand.

Heinrich Philipp Konrad Henke genoß eine lange Reihe von Jahren das große Glück, von einem Fürsten hochgeschätzt und vielfältig berathen zu werden, welcher das Wohl seiner Unterthanen richtig erkannt hatte, und zu würdigen verstand. Er wurde dann jenen niedrigen Seelen unterthänig, welchen der Werth des Lebens nur in eitlem Prunke bestand, und der Ruhm nach der Meilenzahl durchstürmter Eroberungen gemessen wurde; jener Sklavenseelen, die nur den Götzen des Wahns huldigten, die das Edle, wahrhaft Große weder kannten, noch wollten, und daher nur Glückspilze in ihrer Sphäre gedeihen sahen. Die Würdigen, welche nicht um die Huld ehrloser Kronen buhlten, flohen die Gränzen des Vandalismus, oder sie wurden Opfer desselben. Und das war nur zu früh auch das harte Loos unseres Henke.

Er war 1752 zu Hehlen, einem herzoglich braunschweigischen Dorfe im Weserdistrikte, geboren. Sein Vater, Friedrich August Henke, ein gelehrter, aber schwächlicher Mann, war daselbst Prediger gewesen, und wurde, durch einige lehrreiche Schriften empfohlen, im Jahre 1756 zur zweiten Predigerstelle an der Aegidienkirche nach Braunschweig berufen. Er folgte diesem Rufe zu einer geringer dotirten Stelle nur, um seinen Kindern eine bessere Erziehung verschaffen zu können, und dieselben nach seinem Tode besser versorgt zu wissen. Es war dieser Schritt von entscheidendem Erfolge für das Loos seines nachmals berühmt gewordenen Sohnes; denn schon im August desselben Jahres starb der Vater im drei und vierzigsten Jahre seines Lebens. Sein jüngster, damals vierjähriger Sohn, Heinrich Philipp Konrad, war nun mit zwei Brüdern und drei Schwestern, wie es schien, der zärtlichen Fürsorge seiner verlassenen Mutter allein übergeben. Es war unmöglich, daß diese in ihrer bedrängten Lage die Erziehung aller ihrer Kinder mit gleichem Antheil und Aufwande besorgen konnte. Sie war daher genöthigt, sich nach einem menschenfreundlichen Beistande umzusehen. Bald erheiterte sich auch der schwerbewölkte Himmel, und der Stern des Trostes erschien ihr auf einer Seite, wo sie ihn am wenigsten gesucht hatte.

Der Prediger Ernst Ludwig Pabst an der Aegidienkirche zu Braunschweig, welcher im Jahre 1733 die braunschweigischen Truppen auf ihrem Feldzuge an den Rhein als Feldprediger begleitet hatte, und nun seit fünf Monaten Kollege des Pastors Henke gewesen war, näherte sich der Familie mit warmer Theilnahme und Freundschaft. Diese fühlte sich um so mehr überrascht,

je weniger sie von der anscheinenden Härte des Mannes erwartet hatte. Dieser Mann, welcher nach Henke's späterem Zeugnisse von stoischem Charakter und um deswillen bei seinen Mitbürgern nicht sehr beliebt, aber desto liebenswürdiger und ehrenwerther um der Reinheit seiner Sitten willen, auch zur Erweckung des jugendlichen Geistes gleichsam geboren und selbst im hohen Alter noch voll reger Kraft zum Guten war: der berieth sich jetzt mit der hülfsbedürftigen Mutter über das Wohl ihrer Kinder. Vorzüglich durch seine Vermittelung gelang es dann derselben zwei Jahre später, ihren jüngsten, nun sechsjährigen Sohn nicht ohne bittere Thränen der Fürsorge des Waisenhauses zu Braunschweig zu übergeben. Man würde irren, wenn man diese wohlthätige Anstalt den meisten ähnlichen deutscher Provinzialstädte gleichachten wollte; sie nähert sich vielmehr, wo nicht an Umfange, doch an zweckmäßiger Einrichtung dem hohen Muster des hallischen Waisenhauses, und hat unter ihren Pflegern auch stets vorzügliche Lehrer gezählt. Henke, von den drückenden Verpflichtungen der Waisenknaben befreiet, genoß als Knabe den trefflichen Unterricht dieser Anstalt, wo vorzüglich die Unterweisungen des Kandidaten, jetzigen Superintendenten Eggers von dem wohlthätigsten Einflusse auf sein Herz und auf seinen Geist waren. Unter der Anleitung dieses Mannes übte er sich nicht nur in den Anfangsgründen alles Wissens, sondern er machte bald auch in der lateinischen Sprache so rasche Fortschritte, als hätte der schlummernde Funken bei ihm nur einer Anregung bedurft, um sich einst im schönsten Glanze gründlicher Erkenntniß zu zeigen. Die zärtlichen Aufmunterungen der Mutter, welche mit inniger Freude Herz und Geist ihres jüngsten, anscheinend unglücklichsten Kindes sich so schön entfalten

sah, trugen nicht wenig dazu bei, den Knaben mit immer edlerem Eifer für Sprachen und Wissenschaften zu erfüllen. Bald ward er der erste unter seinen Mitschülern; auch gewöhnte er sich unter der Anleitung seines verdienten Lehrers nach und nach an strengere Ordnung und Reinlichkeit. Er wurde dann in die erste lateinische Klasse des Waisenhauses versetzt, wo Kornelius Nepos, Cicero's Briefe und Kurtius die vornehmste Nahrung seines Geistes wurden. Und diese, an welchen er in spätern Jahren noch mit inniger Liebe hieng, entflammten schon in dem Knaben den regen Geist, welcher einst mit unermüdeter Sorgfalt in den Tiefen des Alterthums forschen und die verborgenen Schätze desselben wie blinkendes Erz zu Tage fördern sollte. Henke fand als Kind schon so viel Vergnügen an den Uebungen, welche Manchen für immer aus dem Gebiete gründlicher Studien verscheuchen, daß er jetzt schon kleine lateinische Gedichte entwerfen, und die Fragen seines Lehrers lateinisch beantworten lernte. Nun machte er auch im Griechischen so rasche Fortschritte, daß er schon nach Verlauf eines halben Jahres das Evangelium des Johannes ziemlich fertig übersetzen und analysiren konnte. Bald übersetzte er auch mit Geläufigkeit aus dem Griechischen ins Lateinische, wovon er bei einer öffentlichen Prüfung eine glänzende Probe ablegte.

Nicht weniger Sinn zeigte Henke schon früh für Geschichte und selbst für Mathematik; schon als Zögling des Waisenhauses führte er im Beisein zweier Fremden seinem Lehrer Eggers ohne Beihülfe den Beweis für den pythagoräischen Lehrsatz. Mit inniger Freude empfieng sein zweiter Vater, der Prediger Pabst, die günstigsten Zeugnisse über die Fortschritte und das Be-

tragen seines Pfleglings, und bestimmte ihn von dieser Zeit an, was es auch kosten mögte, für die höheren Studien. Durch die Vermittelung dieses edlen Mannes gieng denn Henke im vierzehnten Jahre in die zweite Klasse der Martinischule zu Braunschweig über, aus welcher er jedoch schon nach einem halben Jahre in die erste Klasse versetzt wurde. Unter der Anleitung des gelehrten Rektors Schrodt, welcher mit vorzüglicher Liebe an den klassischen Schriften der Helenen und Römer hieng, entschied Henke nun für die Philologie und beschloß, Schulmann zu werden. Dazu ermunterte ihn vorzüglich auch sein väterlicher Freund, der würdige Pabst, und ließ es an trefflichen Hülfsmitteln für diesen Zweck nicht fehlen. Noch fühlte sich Henke nicht versucht, die Theologie zu seinem Berufsstudium zu wählen, welche damals auf jener Lehranstalt von pedantischen und geistlosen Lehrern nur seicht und kümmerlich vorbereitet wurde. Dagegen legte Pabst, bei welchem Henke sich von nun an täglich mehrere Stunden aufhielt, durch seine vielfachen gelehrten und gründlichen Unterhaltungen über die Quellen unserer Religionskenntniß, die allmählige Entwickelung und den Wechsel religiöser Meinungen den Grund zu der nachmaligen Vorliebe seines scharfsinnigen Zöglings für die Kirchengeschichte. Je mehr sich der biedere Alte an dem allmähligen Wachsthume der Kenntnisse seines Lieblings erfreuete, desto mehr Nahrung gab er nun, nach geendigten Schulstunden, der Wißbegierde desselben in den schönsten Stellen klassischer Schriften und dem Reichthume seiner Bibliothek überhaupt. Henke, welcher in derselben nach gerade einheimisch wurde, und durch seine schöne Handschrift die meisten Bücher auf dem Rücken mit einem sauberen Titel versehen hatte, bearbeitete die

Aufgaben seines Meisters desto sorgfältiger, je mehr er selbst sich durch die Freude des Alten über das gelungene Werk gehoben fühlte. Aber er selbst würdigte auch späterhin diese weise Anleitung als die vornehmste Stütze seines ersten Strebens nach reiferer Erkenntniß, und mit innigem Danke erkannte auch seine gute Mutter das Verdienst ihres edlen Freundes. Zugleich aber wuchs in diesen Verhältnissen das edle Selbstgefühl des Jünglings, welcher von früher Kindheit an so manches Hinderniß glücklich bekämpft und besiegt hatte. Die Stunden, welche er im mütterlichen Hause und im Kreise seiner Familie verlebte, erweckten jedoch in seinem Herzen zugleich ein tiefes Gefühl für häusliches Glück und ächte Menschenliebe. Verbarg er seine Gesinnungen und Gefühle hinter ernsten, in späteren Jahren höchst würdevollen Zügen, und ruhete auf seinem Angesichte eine feierliche Verschlossenheit, so war er darum nichts weniger, als versteckt, und erinnerte dadurch nur an den vielfältigen Umgang mit seinem zweiten Vater. Henke's Beispiel allein wäre hinreichend, die Schwätzer zu widerlegen, welche ein in sich gekehrtes und verschlossenes Gemüth nur mit Geistesarmuth und ängstlicher Kleinmüthigkeit gepaart zu denken vermögen. Daß es edlere Gründe der Verschlossenheit geben könne, wie gründliches Denken und stille Bescheidenheit, ahnen sie nicht.

Es ist als ein glücklicher Umstand zu betrachten, daß Henke bei dem Tode des hochgeschätzten Rektors und Professors Schrodt nicht einem jener seichten Halbwisser in die Hände fiel, der mit ungeschickter Hand den Keim zur schönsten Frucht wieder zerstörte. Auch Schrodts Nachfolger, der Rektor Sörgel, welcher aus Eimbeck

nach Braunschweig berufen wurde, erkannte das verborgene Talent seines Henke gar bald, und wies ihm den ersten Platz an in der Reihe der Auserwählten, welche er für berufene Zöglinge der Musen hielt. Er gewann das Herz des Jünglings durch eine Zutrauen erweckende Begegnung für immer, und dieser verehrte in ihm fast noch mehr den Freund, als den Lehrer. Aber auch durch seinen Unterricht erwarb sich der verdiente Mann bald allgemeine Achtung; er erhob die Beschäftigung seiner Schüler mit den Alten mehr zur eigenen, tieferen Forschung, indem er jene selbst erklären, über ihre Bemerkungen Andere urtheilen und disputiren und die berichtigten Abhandlungen, Reden und Gedichte, welche die Jünglinge zur Uebung in deutscher und lateinischer Sprache ausgearbeitet hatten, ins Gedächtniß fassen ließ. Immer deutlicher entwickelt sich hier, wie Henke der Mann wurde, als welchen er später sich zeigte: ein gründlicher Denker, welcher sich leicht aneignete, was er gelesen und erforscht hatte, unterstützt von geschärfter Urtheilskraft und einem sehr geübten Gedächtnisse, das ihn auch später bei seinen gelehrten Arbeiten nie verließ. Mögte sein Beispiel ein Wink sein für die Schulmänner, welche hier von dem eigenen Urtheile, dort von dem Gedächtnisse ihrer Pfleglinge Alles erwarten, und so die große Zahl der Stümper und Sklaven der Wissenschaft noch täglich vervielfältigen!

Die Zeit war nicht mehr fern, wo Henke die Universität beziehen sollte. Sein Abgang war auf Michaelis 1771 festgesetzt. Allein es traten Umstände ein, welche ihn noch länger in Braunschweig zurück hielten. Theils waren die vornehmsten Mittel seiner Erhaltung auf der Akademie, die für ihn bestimmten Stipendien,

erst Ostern 1772 zahlbar; theils ward er, auf Sörgels Vorschlag, von dem Magistrate zu Braunschweig interimistisch zum Lehrer der zweiten Klasse der Martinischule bestimmt, welche durch den Tod des Subkonrektors verwaiset war. Dieser letzte Umstand war für den Jüngling abermals eine treffliche Vorbereitung für seinen Beruf, und Henke hielt ihn dafür. Mit angestrengtem Eifer arbeitete er dahin, sich durch gründlichen Unterricht die Achtung zu gewinnen, welcher sein vollendeter Vorarbeiter sich nicht erfreuet hatte, und zu seiner großen Freude sah er, daß es ihm in einem gewissen Grade gelang.

Mit heiterem Blicke in die Zukunft unterzog er sich daher dem ihm obliegenden schweren Geschäfte, als ein harter Schlag des Schicksals ihn auf's neue schmerzlich erinnerte, daß er den Kampf gegen die Widerwärtigkeiten auf dem Pfade seiner Jugend noch nicht ausgekämpft habe. Im November 1771 wurde ihm sein verehrungswürdiger Freund und Führer, der biedere Pabst, durch den Tod entrissen. Mit nassem Auge folgte ihm der tief gebeugte Jüngling zu Grabe. Sich selbst hatte er ihm einst, in höherer Reife, als den Preis seiner väterlichen Führung wiedergeben wollen; kaum blieb ihm nun Fassung genug, darauf zu denken, wie er dem theuren Andenken des Verewigten ein Opfer der Dankbarkeit darbrächte, und sich die Beruhigung der erfüllten Pflicht verschaffte. „Das Leben und der Charakter“ des Mannes, mit welchem Henke seinen zweiten Vater verloren hatte, war es am Ende selbst, was den Abgeschiedenen gegen die Vorwürfe seiner zahlreichen Feinde rechtfertigen, und den Jüngling über den schmerzhaften Verlust desselben trösten mußte. Noch in späteren Jah=

ren erinnerte sich der Verfasser mit Vergnügen an diese, seine erste Schrift, welche in den gelehrten Beiträgen zu den braunschweigischen Anzeigen vom Jahre 1772 abgedruckt worden war, wiewohl er die Mangelhaftigkeit und Unreife derselben nicht verkannte.

Unter anstrengenden Arbeiten für die zweckmäßige Fortbildung seiner Schüler und eifriger Beschäftigung mit dem Studium einiger Klassiker, welche ihm bis dahin noch fremd geblieben waren, verfloß dem jungen Henke das letzte Halbjahr seines Aufenthalts in Braunschweig. Der größeste Gewinn, welchen er davon trug, war erhöhetes Vertrauen, durch eigene Kraft und Thätigkeit die Dornen von seinem Lebenspfade ferner hinwegzuräumen. Und darin stärkte ihn die öffentliche Anerkennung und Belohnung seiner verdienstlichen Bemühungen um die Schule von Seiten ihrer Ephoren, welche, durch eine öffentliche Prüfung über die ungemeinen Fortschritte der Schuljugend der zweiten Klasse unterrichtet, dem jugendlichen Lehrer ein Stipendium auf drei Jahre verliehen, und ihm den Abgang noch überdies durch ein reichliches Geschenk erleichterten. Sörgel entließ den Scheidenden in einer Rede „de eo, quod rarum est adolescentibus nostris" *) mit der ausdrücklichen Empfehlung, daß Henke den unter Sörgels Leitung begonnenen Herodot für sich durchgelesen, sich darauf den Xenophon und Plutarch vertraut gemacht, und

*) Sörgel rechnet in dieser Rede zu den seltenen Vorzügen studirender Jünglinge insbesondere die eifrige Privatbeschäftigung mit den alten Klassikern.

bei eifriger Bearbeitung der ciceronianischen Schriften auch den Geschichtschreibern, Rednern und Dichtern Roms vorzüglichen Fleiß gewidmet habe.

Jene schöne Sentenz des Horaz: „vos exemplaria graeca nocturna versate manu, versate diurna!“ welche er seinen Pisonen an das Herz legen will, bewährte sich hier als Wahlspruch des jungen Henke, und zeigt uns, daß auch dieser durch Rom und Hellas zu den Höhen des Pindus und Parnassus hindurchdrang. In einer lateinischen Rede, worin er die Verdienste des Herzogs Julius von Braunschweig, Stifters der Universität zu Helmstädt, pries, nahm er Ostern 1772 Abschied von der Schule, nicht ahnend, daß die Stiftung des gepriesenen Julius ihn einst als ihre vornehmste Zierde schätzen sollte. Bald darauf verließ er tief gerührt das mütterliche Haus, nur durch die frohe Hoffnung erheitert, in den Hörsälen akademischer Lehrer in reichlicherem Maaße wiederzufinden, was er in Braunschweig liebgewonnen hatte, die Schätze der Wissenschafts- und Sprachkunde.

Helmstädt war für seine akademischen Studien ausersehen, die nun auch entschlafene Pflegetochter des hochherzigen Julius, welche dem Stifter, nach eigenem Geständnisse, am Tage mit väterlicher Sorgfalt für ihre Wohlfahrt beschäftigte, Nachts in angenehme Träume wiegte. Hohe Begriffe von der Universität begleiteten den Jüngling an den Ort seiner Bestimmung, welchen er freudig mit dem größeren und schöneren Braunschweig vertauschte. Nicht um den Glanz der Stadt, sondern um die Schätze der Weisheit war es ihm zu thun, welche er hier zu finden hoffte.

Teller hatte Helmstädt bereits 1769 verlassen, und den Ruf heterodoxer Lehrmeinungen großentheils mitgenommen, zumal da Johann Benedikt Karpzovs liber doctrinalis theologiae purioris bereits an das Tageslicht getreten war. Von diesem ward Henke in das Verzeichniß der akademischen Bürger eingeschrieben, welche der wiederkehrende Ruf helmstädtischer Rechtgläubigkeit allmählig wieder heranwachsen sah. Unter Anleitung des gelehrten Karpzov setzte er dann auch seine philologischen Studien fort, und besuchte zugleich die Vorlesungen des älteren Wernsdorf, welcher die Schriften der Alten mit tiefer Gelehrsamkeit erklärte. Aehnlichen Vorträgen von Schirach, welcher Professor der Aesthetik und Geschichte war, verdankte er nicht geringeren Einfluß auf sein planmäßiges Fortschreiten. Ungeachtet Henke noch immer entschlossen blieb, sich ausschließlich dem Schulfache zu widmen, so vernachlässigte er dennoch die Gelegenheit nicht, sich auch in verschiedenen Zweigen theologischer Gelehrsamkeit und anderer Wissenschaften gründliche Kenntnisse zu erwerben. Rehkopf, Julius von der Hardt, Beireis und Andere wirkten dazu mit. Sein vornehmster Lehrer blieb jedoch Karpzov, welcher ihn, außer seinen philologischen Vorträgen, auch durch die lateinischen Vorlesungen über theologische Wissenschaften anzog. Und diese hatten für einen Geist, wie Henke ihn besaß, einen dreifachen Nutzen: sie bereicherten seinen Sprachschatz, verhalfen ihn zu einer nicht gemeinen Umsicht in der Theologie, und schärften durch harte, absprechende Urtheile über die Häretiker das eigene Urtheil des aufmerksamen Zuhörers auf einer ganz anderen Seite, als Karpzov ahnete. Das Loos so manches hart verfolgten Ketzers, zumal der früheren Jahrhunderte, ist wohl ge-

schickt, die Theilnahme eines jugendlichen unbefangenen Gemüths für solchen zu gewinnen, welches nicht in den Fesseln seelenloser Formeln liegt, sondern an der Hand der Vernunft und eines warmen Gefühls für Wahrheit und freie Forschung den Hallen der Belehrung nahet. Nur zu leicht beschuldigt es den strengen Glaubensrichter der Ungerechtigkeit, und wendet sich mit lieblosem Sinne von ihm, um sich an die Reihe der Verdammten anzuschließen, welche durch Freimüthigkeit und standhaftes, beharrliches Dulden das edel fühlende Herz weit leichter zu fesseln vermögen, als ihre kurzsichtigen und unduldsamen Verfolger.

Die Vorlesungen, welche Henke hörte, waren nicht geeignet, seine Vorliebe für das Sprachstudium zu untergraben, und in der That war sein vornehmster Zweck, dieselben nur als Vehikel dazu zu benutzen, so wie die philologischen Studien Andern den Pfad zu den Tiefen der Theologie ebnen sollen, und selbst unserem Henke einst die Pforten zum Tempel der Wahrheit aufschließen mußten. Aber er brachte einen heiligen Feuereifer aus diesen Vorlesungen mit für Anerkennung des Werths und der Würde der Menschheit, für unpartheiische Würdigung jeglicher Verdienste, für unbegränzte Freiheit des Menschen im Forschen, Denken und Reden, unverhohlnen Haß gegen jede Kränkung dieser unverletzlichen Rechte der Menschheit. Nur solche Gefühle konnten ihn zu der nicht genug gerühmten Freimüthigkeit begeistern, mit welcher er bis in seine letzten Tage jeden Glaubenszwang, jegliche Anmaßung im Gebiete des freien, vernunftmäßigen Forschens nachdrücklich rügte. Und diese Freimüthigkeit verdankte er — den Vorträgen eines der unbiegsamsten Orthodoxen, welcher freilich den Verdacht

ächter Altgläubigkeit gegen sich selbst erweckte, wenn er über eine neologische Meinung urtheilte: das ist wohl vernünftig, aber nicht orthodox.

Weder die exegetischen Erläuterungen des alten Testaments in Rehkopfs, noch die Vorlesungen über die biblischen Bücher des neuen Testaments in Karpzovs Munde, beide in die Fesseln dogmatischer Formen eingezwängt, waren geeignet, einen Jüngling zu befriedigen, welcher seinen Geist in den fruchtreichen Gefilden der Lateiner und Hellenen geweidet hatte. Henke, gewohnt, seinen Klassiker mit historisch-philosophischer Forschung und nicht ohne kritischen Scharfsinn zu lesen, brachte die Grundsätze, welche er bei Erklärung der Profanskribenten befolgt hatte, zu einer liberalen Beschäftigung mit den biblischen Büchern mit. Waren ihm jene Heiligthümer eines ehrwürdigen Alterthums und als Quellen alles gründlichen Wissens stets schätzbar gewesen, so achtete er diese als Gaben des Höchsten, ohne sich in ihrer Deutung in die Fesseln herkömmlicher, oft wohlberechneter Auslegungen menschlichen Geistes sklavisch zu schmiegen. Bekanntschaft mit den Eigenthümlichkeiten der hellenistischen Sprache und der Literatur, für welche sein überaus glückliches Gedächtniß immer sehr empfänglich war, blieben daher auch hier der vornehmste Zweck seines Fleißes. Noch behielt er die humanistischen Studien unverrückt als das eigentliche Ziel seines Strebens vor Augen, und verband daher mit den Vorlesungen über klassische Schriften von Karpzov, Wernsdorf und Schirach, deren er, ohne dringende Veranlassung, keine versäumte, unablässige Privatbeschäftigung mit den Römern und Griechen, welche er nun mit seltener Unterbrechung ohne Schwierigkeit las, wie seinen griechi-

schen Koder des neuen Testaments. Vielleicht war es gerade die ihm durch seine ersten unvergeßlichen Lehrer und seine ihm stets vorschwebende Bestimmung gleichsam geheiligte Vorliebe für das römische und griechische Alterthum, welche ihn der eifrigeren Beschäftigung mit der morgenländischen Literatur entfremdete, ungeachtet er derselben nicht ganz unkundig blieb. Noch auffallender aber ist es, daß der Mann, welchen die unpartheiischen Zeugen deutschen Verdienstes als Koryphäus in der pragmatischen Entwickelung, schönen Darstellung und literärischen Ausstattung der Religionsgeschichte anerkennen, in seinen akademischen Vorbereitungsjahren nicht einmal einen ununterbrochenen Lehrvortrag über die christliche Kirchengeschichte hörte. Hier bestätigt es sich, daß Henke in seinem späteren Lebensalter die Kirchengeschichte mit vollem Rechte seine Lieblingswissenschaft nannte; aber auch, wie viel ein zweckmäßig und gründlich vorbereiteter Geist durch eigenes Studium zu leisten vermöge. Die Muse der Geschichte schenkte ihrem Verehrer ihre höchste Gunst; den Geist philosophischer Forschung brachte er aus der Schule der Alten zur gründlichen Aufklärung der Religionsgeschichte mit. Schirachs Vorträge über die politische Geschichte waren nicht ohne allen Einfluß auf die Richtung, welche die Bearbeitung der Kirchengeschichte unter der Hand des geistvollen Meisters der synchronistisch-pragmatischen Darstellung erfuhr. Ueber die Schulen der Philosophen und die Gründe der Naturlehre erhohlte sich Henke Raths bei Ferber und Beireis.

Einen guten Theil seiner Zeit wendete er auch zu allerlei nützlichen Arbeiten an, welche ihm die damals in Helmstädt bestehende deutsche und lateinische Gesell-

schaft, deren Mitglied er geworden war, auferlegte. Sein älterer, als Prediger in Braunschweig verstorbener Bruder, damals Lehrer der Familie des Grafen von Schulenburg-Wolfsburg, hatte nämlich unserem Henke sogleich nach dessen Ankunft die Aufnahme in diese wohleingerichteten Vereine durch Verwendung bei seinen in Helmstädt zurückgebliebenen Freunden vorbereitet; theils um den Ankömmling durch nützliche Beschäftigung vor gefährlichen Zerstreuungen zu bewahren, theils ihn in einen Kreis ächter Verehrer der Musen einzuführen. Lateinische und deutsche Ausarbeitungen aller Art, welche hier vorgelesen und strenge beurtheilt wurden, entwickelten auch in dieser Verbindung die seltenen Anlagen des Jünglings zu immer sichtbarerer Reife. In dem Beifalle, der ihm zu Theile ward, fand Henke den schönsten Lohn seiner Bemühungen, und die kleinen Feste, durch welche jene Vereine von Zeit zu Zeit den Geist zu neuer Thätigkeit belebten, entschädigten ihn für den Verlust rauschender Vergnügungen, ohne sein Herz auf die gefahrvolle Probe zu stellen, im Strudel der wilderen Menge unterzugehen. Ein zufällig scheinender Umstand trug auch nicht wenig dazu bei, den Günstling der Musen unter die heilige Obhut ihres Meisters zu stellen; Henke wohnte nämlich mit Schirach unter einem Dache, und lebte folglich auch unter dessen Augen.

Dieser hatte sich nicht so bald von den vorzüglichen Fähigkeiten desselben, unter andern auch durch zwei, auf Anforderung der ebengedachten gelehrten Vereine ausgearbeitete Abhandlungen: „Vom deutschen Patriotismus“ und „super poëseos romanae praesidiis quibusdam“ überzeugt, als er ihn zur Theilnahme an der Herausgabe seiner „ephemerides literariae helmstadi-

enses“ und des „Magazins der deutschen Kritik“ aufforderte. Begnügte sich Henke hier anfangs mit lateinischer Uebersetzung historischer Bemerkungen, so schritt er bald zu kurzen Inhaltsanzeigen, dann zu kritischen Beurtheilungen, mit welchen ihn Schirach beauftragte, und endlich zu ausführlichen Abhandlungen fort. Schirach erwarb sich dadurch das doppelte Verdienst, das Herz seines jungen Freundes, unter Minervens Aegide, immer mehr für edlere Genüsse zu entflammen, und den Keim zu dem nachherigen Triebe in ihm zu wecken, sich als Schriftsteller hervorzuthun.

So vereinigte sich Alles, ihm des Lebens Ernst in jenem schönen Lichte zu zeigen, welches den Scherz und die Freude nur als dienende Genien in seinem Strahlenkreise duldet. Und stand Henken im engeren Kreise seiner Vertrauten der schalkhafte Satyr zu Gebote, und verschmähete er die Reitze nicht, welche die Stunden der Erhohlung würzen, so huldigte er ihnen doch niemals in sklavischer Dienstbarkeit. Vielmehr war sein Geist zum ernsten Denken geneigt, und verschmähete keine Gelegenheit, sich für den Lehrberuf immer gründlicher vorzubereiten. Aus dieser Rücksicht ließ es sich Henke nun auch gefallen, als Lehrer des jungen, 1808 als Professor der Rechte zu Helmstädt verstorbenen Eisenhart, wiewohl unter einladenden Bedingungen für seine damalige Lage, in dessen Familie einzutreten. Er konnte hier, was er wünschte, desto ruhiger erwarten, die Aussicht auf ein Schulamt, oder die Gelegenheit, als akademischer Lehrer aufzutreten. Freunde, wie Bartels, Lichtenstein, Wiedeburg und Wolff, fesselten ihn noch mehr an Helmstädt, welches er ohnehin schon lieb gewonnen hatte. Und als diese endlich den

Schauplatz ihres akademischen Lebens nach einander verließen, waren es Briefe, welche den einmal angeknüpften Freundschaftsbund unterhielten. Am lebhaftesten wurde dieser Briefwechsel zwischen Henke und Wiedeburg geführt, welcher 1773 nach Jena gegangen war. Freundschaftsversicherungen, Austausch schriftstellerischer Produkte und Nachrichten über Verhältnisse und Aussichten, anfangs in lateinischer, dann in deutscher Sprache abgefaßt, waren die vornehmsten Gegenstände dieses Briefwechsels, bis Wiedeburg 1778 für immer nach Helmstädt zurückkehrte.

Henke hatte inzwischen verschiedene Anträge zur Beförderung von Seiten seiner Gönner abgelehnt, weil ihm Schirach die Herausgabe der Ephemeriden ganz überlassen und dadurch zu dessen festem Entschlusse mitgewirkt hätte, um ein Lehramt an der Universitat nachzusuchen. Auf Empfehlung des Ministers von Flögen, welcher sich schon mehrfache Verdienste um den hoffnungsvollen Henke erworben hatte, wurde dieser nun durch die herzogliche Regierung, gegen einen Jahrgehalt von funfzig Thalern, mit der Redaktion der Ephemeriden beauftragt, und der philosophischen Fakultät der Universität wurde aufgegeben, denselben unentgeltlich zu promoviren. Henke's Dissertation, welche de philosophia mythica Platonis obs. var. enthielt, und im März 1776 gegen J. H. A. Schulze, nachmaligen Konsistorialrath zu Blankenburg, vertheidigt wurde, mußte nun dem Dekan, Professor Bode, und einigen Mitgliedern der Fakultät Stoff geben, den Ankömmling, welcher eine unentgeltliche Promotion durchgesetzt hatte, von Seiten seiner Lehre zu verketzern. Der schwerste Vorwurf erwuchs ihm aus dem Satze: „es schiene feste

Meinung der Alten gewesen zu sein, was Strabo (I. 19) in Schutz nimmt, daß das Fassungsvermögen der Weiber und Volkshaufen nicht durch Entwickelung der Rede, sondern allein durch Aberglauben nur für Zeichen und Wunder empfänglich, gewonnen und zur Gottesfurcht und Frömmigkeit geführt werden könnten." *) Nichts destoweniger trat Henke sein Lehramt mit Vorlesungen über die Logik, das neue Testament und die Literaturgeschichte an, ohne nur eine seiner andern Arbeiten, selbst die drei Lehrstunden des jungen Eisenhart nicht ausgenommen, aufzugeben, und beschäftigte sich in seinen kurzen Mußestunden mit der Uebersetzung des Quinctilian, welchen er schon als Schüler vorzüglich lieb gewonnen hatte. Seine Vorlesungen, zu welchen sich bald auch Vorträge über den Horaz gesellten, erwarben ihm allgemeinen Beifall und einen Ruf, der seine mißgünstigen Kollegen noch mehr gegen ihn in Harnisch brachte, währenddessen Henke selbst dem Drucke so vieler und mühevoller Arbeiten fast erlag.

In dieser Lage fühlte sich Henke nicht glücklich, und war mehr als einmal in Versuchung, dieselbe gegen andere Verhältnisse zu vertauschen. Und dies würde endlich doch geschehen sein, wenn ihn nicht die Dankbarkeit gegen seinen vornehmsten Gönner, den Minister

---

*) Nam constans veterum opinio fuisse videtur, quam Strabo tuetur (lib. I. p. 19.), fieri non posse, ut mulierum et promiscuae turbae copia philosophica oratione excitetur ducaturque ad religionem, pietatem, fidem, sed superstitione ad hoc opus esse, quae sine fabularum portentis inacti nequeat.

von Flögen, an Helmstädt gefesselt hätte, weil dieser den Wunsch geäußert hatte, Henken so enge als möglich mit der Universität verbunden zu sehen.

Zu seiner Erheiterung beschloß daher derselbe, bei geschwächter Gesundheit, eine Reise, und wendete sich in Schirachs Gesellschaft in den Pfingstferien 1776 nach Dessau, wo das Philanthropinum seinen ganzen Beifall gewann. Noch werther war ihm jedoch die Bekanntschaft mit Männern, welche damals an der Spitze der Reformatoren des Schulwesens standen: Basedow, Wolke, Teller, Resewitz, Stroth, Zollikofer, Platner, Struensee u. s. f. Diese alle fand Henke zu seiner großen Ueberraschung in Dessau versammelt, und äußerte darüber bald nachher in einem Briefe an Wiedeburg, welchen er in Dessau vergebens erwartet hatte, eine enthusiastische Freude.

War Henke schon stärker wieder nach Helmstädt zurückgekehrt, so munterte ihn der Beifall, welchen er hier fand, und nun auch schon manche Ehrenbezeugung von anderen Seiten her, zur fortdauernden Thätigkeit in dem einmal ergriffenen Berufe noch mehr auf. Die Baiersche Akademie der Wissenschaften und die lateinische Gesellschaft zu Jena fertigten ihm 1776 fast zu gleicher Zeit Ehrendiplome aus, welche er vorzüglich wohl der Herausgabe der Ephemeriden verdankte, die nun seiner Sorge fast ganz allein überlassen blieben. Ein Jahr darauf eröffnete ihm der Abt Chapuzeaux, in Verbindung mit dem Konsistorialrathe Schlegel zu Hannover, die erfreuliche Aussicht auf eine Universitätspredigerstelle zu Göttingen, welche ihm zugleich zur Fortsetzung der einmal begonnenen Vorlesungen die schönste Gelegenheit

darbot. Gewiß verdankte er die Empfehlung zu einer so wünschenswerthen Beförderung mehr seinem wachsenden Rufe als Gelehrter überhaupt, als seinen Proben geistlicher Beredtsamkeit. Ungeachtet er sich das Vergnügen, die Kanzel zu betreten, nicht ganz versagt, sondern auch für manche Predigt seinen gelehrten Forschungen einige Stunden entzogen hatte, so durften Kanzelvorträge ihn doch immer nur in den Erholungsstunden beschäftigen. Desto eifriger wurde von Allen, welchen das Feuer, die Würde und Kraft seiner Rede nicht fremd geblieben war, jede Gelegenheit ergriffen, seine Vorträge zu hören. Eine Probe seines Rednertalents hatte er bereits 1776 bei Gelegenheit der zweihundertjährigen Stiftungsfeier der Universität, Namens der lateinischen Gesellschaft in einer Rede „über die Veränderlichkeit des Nationalgeschmacks“ gegeben. Und was auch seine Gegner sagen mögen, es fehlte ihm wahrlich nicht an innerem Berufe, das ihm angetragene, ehrenvolle Amt zu übernehmen. Aber neue Beweise des vorzüglichen Wohlwollens seines Landesherrn, welcher ihn auf Flögens Empfehlung, ohne vorhergegangene Bewerbung in öffentlichen Blättern, wenn auch nur mit dem geringen Jahrgehalte von hundert Thalern, eher zum außerordentlichen Professor der Philosophie ernannte, als Henke davon unterrichtet war, und das Gefühl der Dankbarkeit fesselten den Günstling der Musen an Helmstädt. In der That schlug er nun den viel vortheilhafteren Ruf nach Göttingen aus, und suchte aus seiner noch immer nicht sorgenlosen Lage durch Uebung in der Geduld, Stärkung des Charakters und Festigkeit des Willens Vortheile für Herz und Geist zu ziehen.

Die allmählige Einweihung in die theologischen

Studien, welche nach und nach den Einflüssen der Philosophie Raum gestatteten, und dadurch Henke's Liebe gewannen, bestimmte ihn bei dem Antritte seines neuen Lehramts zu einer Rede: „Von den vielen Beweisen, welche aus der Geschichte der Philosophie für die Wahrheit und Vortrefflichkeit der christlichen Religion zu nehmen sind." Die Einladungsschrift: „über die Götterlehre des Julian" *) zeigte ihn zugleich trefflich vorbereitet und vollkommen würdig, einen theologischen Lehrkursus mit seinen übrigen Vorlesungen zu verbinden. Die mißgünstige Verketzerung seiner Vorträge durch einige seiner Kollegen konnte ihn vom unablässigen Forschen in dem großen Gebiete der theologischen Gelehrsamkeit nicht zurückschrecken, und je tiefer er in die Gründe derselben eindrang, desto lauter und aufmunternder wurde der Beifall bei seinen Zuhörern. Henke's vertraute Bekanntschaft mit den älteren Kirchenskribenten, unter welchen er nun den Minucius Felix schon mehr als einmal durchdacht, aus den Schriften der Historiker den Kern herausgelesen und die stolzen und strafenden Glaubensvorschriften des Augustinus und seiner Nachfolger der sanften Belehrung der heiligen Schrift gegenübergestellt hatte; seine innige Verehrung der biblischen Bücher als der einzigen lauteren Quelle des Christenthums; seine hohe Ehrfurcht gegen den göttlichen Stifter unseres Glaubens waren ganz dazu geeignet, ihm die Liebe und Achtung seiner Zuhörer in gleichem Grade zu erwerben. Und wer Henken Mangel christlichen Sin-

---

*) De theologia Juliani.

nes zum Vorwurfe macht, den würde eine Lehrstunde im Jugendfeuer dieses würdigen Mannes zum Widerrufe, und ein feierlicher Vortrag desselben in seinen spätern Jahren über die heiligen Wahrheiten des Christenthums zur Schaam und Reue über eine so lieblose Beschimpfung eines der edelsten Menschen seiner Zeit gestimmt haben. Aber wahr ist das, was seiner würdigsten Schüler einer *) bereits laut ausgesprochen hat: „Henke haßte jeden, und hielt den für einen Feind der Menschheit und für einen Verräther an ihrem höchsten Gemeingute, welcher mit boshafter Politik nach dem schändlichen Grundsatze handelte, daß religiöser Aberglaube ein Zaum für's Volk und ein Hebel zu hierarchischer Größe sein müsse.“

Solche Grundsätze, unterstützt von ächter Bildung und vielseitiger Gelehrsamkeit, erwarben ihm die Achtung und Liebe Aller, welche ihn näher kannten, und führten ihn, durch glückliche Umstände begünstigt, auch bald auf die Bahn, auf welcher wir ihn in allen seinen Schriften, selbst noch am Ziele des Lebens wiederfinden. Im Jahre 1778 nämlich hatte der Abt Velthusen aus Kiel die Stelle des als Konsistorialrath nach Dresden berufenen Rehkopf in Helmstädt angetreten, aber wegen seines vielseitigen Berufs als Prediger, Schulinspektor, Professor und Generalsuperintendent dem jungen Henke das Lehrfach der historischen Theologie abgetreten. In Braunschweig waren die deshalb einge-

*) Wolff in seinen biographischen Nachrichten von Henke. S. 89.

gangenen Vorschläge gebilligt worden, und Henke erhielt seine Bestätigung als außerordentlicher Professor der Theologie nebst der damit verbundenen Gehaltszulage, als ihm eben das von der Hessen-Homburgischen gelehrten Gesellschaft ausgefertigte Diplom zu Theile geworden war.

Von nun an war das Studium der Geschichte des christlichen Lehrbegriffs seine liebste und fruchtbarste Beschäftigung, nicht ohne merklichen, immer wachsenden und immer wohlthätigeren Einfluß auf seine Erklärung der biblischen Bücher und dann auch auf seine Vorträge und Behandlung der systematischen Theologie. Die Resultate seiner fleißigen Forschungen in der Geschichte der christlichen Religion legte Henke zuerst zehn Jahre später in der seit 1788 und 89 erschienenen „allgemeinen Geschichte der christlichen Kirche nach der Zeitfolge“ nieder: einem Werke, welchem die Gelehrten der Zeit die Vorzüge eines großen Reichthums an Thatsachen und Literatur, so wie der geschickten Verkettung und meisterhaften Darstellung der Begebenheiten, nur mit Ausnahme kurzsichtiger Feinde des ächten Genius der Geschichte, zugestanden haben.

Der Einfluß seiner Geschichtskunde auf die Behandlung der systematischen Theologie offenbarte sich jedoch erst späterhin in seinen dogmatischen Vorlesungen und in dem für diesen Zweck ausgearbeiteten Leitfaden seiner Lehrvorträge über christliche Glaubenslehren (lineamenta institutionum fidei), welcher zuerst 1793, dann neu aufgelegt 1795 erschien, und zugleich ein Beweis ist von seiner Geschicklichkeit, das Gold der Wahrheit von den Schlacken des Irrthums zu sondern, und den

Gelehrten rein und gediegen in ihrer Sprache, mit einer Wärme und Freimüthigkeit zu verkündigen, welche von dem Frevel der Entheiligung eben so weit entfernt bliebe, als von engherziger Vergötterung dialektischer Eintheilungen und Formeln.

Hatte inzwischen Henke in Helmstädt selbst gegen Mißgunst und geheime Anfeindung zu kämpfen, so konnten hier seine Waffen nur in fortgesetztem Eifer in Erforschung und Mittheilung des Wahren bestehen; und diese stellten ihn in der öffentlichen Meinung desto höher, je mehr sich sein Hörsaal füllte, und je weiter der Ruf seiner Schriften und seiner Gelehrsamkeit sich verbreitete. Aufmunterung fand er jedoch auch oft in der freundschaftlichen Begegnung älterer Kollegen, wie Karpzov, Velthusen und Schirach; noch öfter aber in den Genüssen, welche ihm seine allmählig heranwachsende Bibliothek gewährte. Die ihm, als Herausgeber der lateinischen Zeitung zahlreich zugesandten neueren Schriften mußten ihm eine empfindliche Lücke der einst an Handschriften und alten Büchern reichen Universitätsbibliothek zu Helmstädt ersetzen, und erwarben ihrem Besitzer und Kritiker zugleich die ausgebreitetste Umsicht im Felde theologischer Literatur.

Fast hielt Fortunens Huld im Leben dieses großen Geschichtsforschers und Schriftkundigen gleichen Schritt mit der Gunst der Musen. Bald nach dem 1780 erfolgten Tode des Herzogs Karl von Braunschweig, welchem Henke zu Helmstädt die Gedächtnißpredigt gehalten hatte, ernannte ihn der neue Landesherr, der einst hoch gefeierte und endlich schwer geprüfte Held Karl Wihelm Ferdinand von Braunschweig, zum

Direktor des theologischen Seminars und zum ordentlichen Professor der Theologie. Noch in demselben Jahre ertheilte ihm der Abt Velthusen aus wahrhafter Hochschätzung seiner Talente und Verdienste um die Gelehrsamkeit die theologische Doktorwürde.

Alles vereinigte sich, Henken zum glücklichen Manne zu machen, wenn ein großer Geist durch Begünstigung des Schicksals, Ehre und Rang wahrhaft glücklich werden kann. Aber eine noch reichere Quelle seiner Zufriedenheit und der Glückseeligkeit fand er in seiner Verbindung mit der Tochter des gelehrten Karpzov, Wilhelmine Benedikte. Mag er selbst hier die Empfindungen, welche damals sein Herz bewegten, vor uns ausschütten in einem Briefe vom 7ten Sept. 1780 an seinen Schulze, welche uns Wolff mittheilt: „O daß ich bei Dir sein, Deine Freuden näher mit Dir theilen, und Dich an meinen Freuden Theil nehmen lassen könnte! Auf die angenehmste Art hast Du mich durch Deinen Brief, durch die für mich so frohe Nachricht überrascht, daß Dein Herz nicht nur ruhig, sondern auch vergnügt ist. So gut meint es die Vorsehung mit uns! Sie schenkt uns oft erst bitter ein, damit die Freuden, die sie uns bereitet, desto süßer sein mögen. So wahr ist es, daß gute Menschen nicht immer zu klagen Ursach haben sollen! — Verdanke es mir, daß ich nicht gleich nach Empfang Deines Briefes wieder schrieb, und Dir eine Viertelstunde raubte, die Du besser in der Gesellschaft Deiner lieben Braut zubringen konntest. Doch wenn Du mir mein verspätetes Schreiben nicht zum Verdienste anrechnen willst, so soll es mir wenigstens nicht zum Vorwurf gereichen. Die tausendfachen Zerstreuungen und Geschäfte, die meine, durch das neue

Amt, das mir anvertrauet ist, so vielseitig gewordene Lage mit sich brachte, will ich jetzt nicht einmal vorschützen. Es sind noch ganz andere Abhaltungen. Vernimm also, wie herrlich unser beider Gestirn harmonirt! — Gerade in den Tagen, da Du, wie Du schreibst, Bräutigam wurdest, ward ich es auch u. s. w. Es ist ein wahres Unglücksleben, allein zu sein. Iß allein! der herbste Fluch, der über den Menschen ausgesprochen werden kann. Ich will ihm eine Gehülfin geben! der seegensvollste Ausspruch, mit dem allein ich schon erweisen wollte, daß die Gnostiker Unrecht hatten, wenn sie den Demiurgos und den Gott der Juden für ein bösartiges, schadenfrohes Wesen hielten. Die verwünschten Gnostiker mit ihren Blasphemien auf einer so guten, für der Menschen Glück und Zufriedenheit so besorgten, ihrer Natur, ihrer Bedürfnisse so kundigen Gott! Iß allein, hätte er ja sagen müssen, wenn er der böse Demiurgos wäre. Nun seegne der Himmel Dich und Deine Braut! Verfehlt kannst Du so sicher nicht das beste Mädchen haben, als ich glaube, das beste zu besitzen."

Ein Mann, welcher solche Lebensansichten zeigte, mußte gleich weit entfernt bleiben von der Schwärmerei und Pedanterie eines Stubengelehrten. Aber was Henken auch späterhin noch zum Weltmanne, im Umgange mit Andern unterstützt von fruchtbarer Laune und reichem Witze, gebildet hat, waren neben seinen seltenen Naturanlagen seine vielfältigen Ferienreisen. Entfernten ihn diese zuerst auch nicht weit von seinem Wohnorte, so verschafften ihm doch Städte wie Leipzig, Jena, Halle, Weimar, Hannover, Bremen, Dresden, Wittenberg und endlich auch Berlin und Hamburg erwünschte Gele-

genheit, persönliche Bekanntschaften mit manchen Gelehrten seiner Zeit anzuknüpfen, und nun auch ihre Schriften desto richtiger zu beurtheilen. Und in der That wirkten auch solche Verbindungen dazu, seinen Eifer in gelehrten Forschungen und seine Freimüthigkeit in der Mittheilung der Resultate seines Forschens zu erhöhen. Wie sehr dadurch auch die Summe seiner Kenntnisse im Fache der Literatur und der schönen Künste, mithin auch seine ästhetische Bildung gewann, bedarf kaum nur einer Erinnerung für solche, welche jenes treffliche Bildungsmittel der Reisen haben entbehren müssen.

Morus, Plattner, Semler, Zollikofer, Nösselt, Wolff, Eberhard u. s. f. waren die Männer, welche Henke auf seinen Reisen aufsuchte, und Keiner von diesen entließ ihn, ohne über einen interessanten Gegenstand des menschlichen Wissens seine Gedanken mit ihm gewechselt zu haben. Bibliotheken, Kunst- und Naturaliensammlungen hatten für ihn stets eine reiche Ausbeute an Kenntnissen und lehrreichen Betrachtungen. Oft aber besuchte er die Kirchen auch da, wo wenig Bekannte oder gar schlechte Prediger auftraten, und machte nun, von einem vortrefflichen Gedächtnisse unterstützt, in seinen praktischen Vorlesungen, zumal für die Kandidaten des Predigerseminariums, den zweckmäßigsten Gebrauch von seinen vielen Erfahrungen.

So hatte er auch im Jahre 1784 auf einer Reise nach Leipzig, in Gesellschaft seines Bruders, jede Gelegenheit zur Erweiterung und Berichtigung seiner Kenntnisse benutzt, und war mit frohem Muthe zur neuen

Berufsthätigkeit nach Helmstädt zurückgekehrt, als der Tod seinen Geist vom Unbestande des Irdischen durch einen gedoppelten Schlag auf das Unvergängliche lenkte. Am 29sten Novbr. 1784 ward ihm seine gute Mutter entrissen, welche die letzten 10 Jahre ihres Lebens, auch von unserem Henke durch die ihm entbehrlichen Stipendien unterstützt, im Hause ihres ältern Sohns, damaligen Predigers zu Braunschweig, verlebt hatte. Und schon ein Jahr darauf, am 1sten Januar 1786, riß der Tod seines älteren Bruders die noch kaum verharschte Wunde wieder auf. Und in diesem Manne, noch nicht 38 Jahr alt, verlor Henke nicht allein einen liebevollen und geliebten Bruder, sondern auch alle die ihn kannten, einen trefflichen Lehrer und Freund. Beireis, welcher noch Tages zuvor mit unserem Henke in Braunschweig gewesen war, hatte dem Kranken schon auf der Heimfahrt, der Trostsprüche anderer Aerzte ungeachtet, die Sterbestunde verkündigt. Wie sehr ein Mann von tiefem Gefühle, wie Henke war, durch solchen Verlust erschüttert werden mußte, kann nur der ihm nachempfinden, welchen ähnliche Prüfungen getroffen haben. Aber einem Geiste, wie ihn Henke besaß, konnte auch die Quelle der Tröstungen nicht fremd sein, welche den Balsam der Hoffnung und des Gottvertrauens in solche Wunden giebt. Aus dieser schöpfen die Schwergeprüften alle, welche einem theuren Haupte nachweinen; je bitterer die Trennung hier, desto beseeligender die Wiedervereinigung dort!

Könnten irdische Gaben einen Besitz ersetzen, welchen nur die Ewigkeit zurückgiebt, auch dieser Ersatz wäre dem letzten Sprößlinge seines Hauses, dem gelehrten Henke, geworden. Im Jahre 1786 ward er durch

die Aebtissinn von Gandersheim, Herzoginn Auguste Dorothee von Braunschweig, an die Stelle des verstorbenen von der Hardt, als Abt von Michaelstein bei Blankenburg geweiht, und von Velthusen eingeführt, nachdem er von der Aebtissinn Anne Amalie von Quedlinburg in dieser Würde war bestätigt worden.

Henke wußte seine nun auch äußerlich sehr verbesserte Lage vorzüglich zur eigenen Fortbildung und Entwickelung seiner seltnen Talente geschickt zu benutzen. Nicht ohne Einfluß war in diesem Betracht für denselben eine, im Jahre 1787 auf Veranlassung seiner mit der Karpzovschen Familie geknüpften Verbindung unternommene Geschäftsreise. Ein Mann wie Henke mußte höhere Zwecke mit der nächsten Absicht seiner Reise verbinden. Vieles, was für Tausende so gut als nicht vorhanden, oder doch nur ein todter Buchstabe der Vorzeit, ein leerer Schall im großen Gewühle des Lebens war: das beseelte sein Geist zum redenden Zeugniß der Geschichte, das sonderte sein feiner Takt nicht selten wie Gold von gehaltlosen Schlacken. Aber selbst diese blieben nicht gehaltlos für ihn; er beachtete sie um des negativen Nutzens willen, den aufmerksamen Forscher in der Läuterung seines Stoffes desto vorsichtiger und sicherer zu machen. So lernen wir ihn kennen als freimüthigen, jedoch bescheidenen und lernbegierigen Bekenner seiner Ueberzeugungen im Umgange mit dem geistverwandten Sintenis in Zerbst und Reinhard zu Wittenberg, in dessen Hause er vier angenehme Tage verlebte; als ehrerbietigen Humanisten in seinen Unterredungen mit des Marées zu Dessau, welcher auf die Judenbekehrung hofft, und mit dem redseeligen Greise Herrmann, damals Hofprediger zu Dresden,

welcher ihm Helmstädt von Halberstadt aus gesehen zu haben versichert; als Theologen, wo er den berühmten Zollikofer zu Leipzig gegen den Fragmentisten, Bahrdt und die Socinianer; den noch berühmteren Reinhard über Joh. X. „von den rechten Gesinnungen gegen Jesus“, Tittmann, Morus und Rosenmüller predigen, oder Reinhard und Beck über Moral und Kirchengeschichte lesen hörte; als Geschichtsforscher, Archäologen, Natur- und Kunstfreund bei seinen Besuchen der Bibliotheken, Naturalien-, Münz- und Antikensammlungen zu Dresden und Wittenberg.

Dresden mit seinen reitzenden Umgebungen hatte damals für unsern Henke ungemein viel Anziehendes; er erinnerte sich stets mit wahrer Freude an die Genüsse, welche er seinem Aufenthalte in diesem Vorhofe der Schweitz verdankte. Aber die heiligste Weihe behielt für ihn dennoch Wittenberg, der Ort, welcher als Brennpunkt der Gewissens- und Denkfreiheit für jeden Wahrheitsfreund ewig denkwürdig bleiben wird. Er verweilte hier mit hohem Genusse in dem Augusteum, wo Luther seine Bibel zuerst von den Ketten der Barbarei losriß, und auf dem Platze, wo der kühne Mönch, auf Gott vertrauend, die päbstliche Bannbulle den Flammen übergab, deren Asche die Funken des Lichts und der Entfesselung der Geister weit umhersprühete. Dort war es auch, wo er Luthers Becher nebst andern kostbaren Reliquien und Briefen von diesem und seinem getreuen Melanchthon sah; dort, wo er nachdenkend an ihren Gräbern weilte, wo ihm vielleicht die Weihe und Begeisterung wurde, auf der Bahn dieser großen Verfechter und Beschützer der Gewissens-, Denk- und Lehrfreiheit das schöne Werk seiner Kirchengeschichte,

welche in den nächstfolgenden Jahren erschien, dem Ziele der Vollendung zu nähern.

Was Henke in Ansammlung und Benutzung der für seinen Zweck erforderlichen Materialien, so wie im Fortschreiten in den für seine Studien erforderlichen Sprachen und Hülfswissenschaften that, ist wirklich außerordentlich. Keine der nun schon sehr zahlreichen Schriften seiner Bibliothek, in welcher er Nahrung für seinen Geist zu finden hoffte, wurde von ihm aus der Hand gelegt, ohne das Gepräge ihres Genius in einer literärischen oder kritischen Bemerkung von der Hand des Besitzers vor der Stirne zu tragen, nachdem dieser den Kern seiner Schaale entkleidet hatte. Und um solches ohne große Hindernisse leisten zu können, vervollkommnete sich Henke nun auch in eigends dazu bestimmten Stunden im Französischen, Englischen und Italienischen dergestalt, daß er die in diesen Sprachen abgefaßten Schriften, welche seinen Gegenstand abhandelten, ohne Schwierigkeiten verstehen konnte. In der Herbeischaffung und Benutzung derselben unterstützte ihn durch seine Verbindungen in den Mutterländern dieser Sprachen, durch eigene tiefe Kenntniß derselben, so wie durch musterhafte Anordnung der auf der Universitätsbibliothek vorhandenen Materialien der sehr gelehrte und vielfach verdiente Professor und Hofrath Bruns. Das kanonische Recht und andere Zweige der Jurisprudenz, welche ihm als Geschichtsforscher vorzüglich wichtig waren, lernte Henke vorzüglich durch den in der Gelehrtenwelt sehr vortheilhaft bekannten Häberlin nach ihrem ganzen Umfange kennen. So knüpfte ihn das Band gemeinschaftlicher Forschungen in den Tiefen der Wissenschaften und wechselseitiger Austausch der gemachten

Entdeckungen nach und nach durch immer engere Freundschaft an diese verdienstvollen Männer. Zu diesem Freundschaftsvereine gesellten sich neue Bekanntschaften mit Eschenburg, Zimmermann und andern Gelehrten in Henke's Vaterstadt. Aber nicht allein diese, sondern auch der regierende Landesfürst und die verschiedenen Häupter seines Hauses, insbesondere die Aebtissinn von Gandersheim, welche Henke wegen ihrer seltenen Bildung und Menschenfreundlichkeit als Frau vorzüglich hochschätzte und öfters besuchte, versagten ihm ihre Achtung nicht.

Außerordentliche Beweise davon gab ihm der Herzog Ferdinand dadurch, daß er ihn in wichtigen Angelegenheiten öfters zu Rathe zog. Dies geschah denn auch im Jahre 1796, als die Verlegung der Universität von Helmstädt nach Braunschweig zur Sprache gebracht worden war. Henke sprach bereits vor seiner Abreise nach Braunschweig, als ihm eben das Prorektorat übertragen worden war, in einer Rede: de migrationibus et translationibus academiarum, seine Meinung darüber in den nicht ohne Entstellung übersetzbaren Worten des Plinius: „ita versemur in republica, ut credamus esse rempublicam" und seinen eigenen: „hoc unum tibi, dulcissima Julia, una voce occinant omnes: esto perpetua!" (das eine, geliebte Julia, mögen alle einstimmig dir zurufen: du sollst unsterblich sein!)

Nicht aus Eigennutz, sondern aus andern wohlgegründeten Rücksichten entschied Henke, entschied die ganze Kommission zur Berathung dieser Angelegenheit und endlich der Herzog selbst gegen die Verlegung. Sei es nun, daß kaum einige Lustra später der Würge-

engel alles Edlen und Schönen den Körper dieser Anstalt zerstörte, Henke's Weissagung: „perpetua esto!“ wird dennoch an ihr in Erfüllung gehen; denn so lange Männer leben von Geist und Herz, kann der Genius eines Kalixtus, Konring, Mosheim und des Mannes, welcher diese inhaltsschweren Worte aussprach, des verewigten Henke selbst, nicht verloren gehen.

Und dieser Genius war es, welcher nicht allein die Schriften, sondern noch mehr die Umgebungen und am meisten den Lehrstuhl dieses großen Mannes belebte. Wo Henke war, da athmete Alles Ehrerbietung, Vertrauen und Liebe; denn solche Gefühle gebot seine hohe persönliche Würde und die zutrauliche Annäherung, durch welche er auch das kältere Gemüth für sich gewann. Nur die Schwachen fürchteten ihn im Gefühle seiner Ueberlegenheit; doch gewann er auch solche unter seinen Zuhörern und den Studierenden der Universität zu Helmstädt bald durch zuvorkommende Schonung. Hassen konnten ihn nur die Freunde und Verfechter alles Unedlen und Gemeinen, und diese haßten ihn, weil sie ihn fürchten mußten; denn wie die reinste und edelste Wahrheitsliebe unseres Henke jede Larve verschmähete, so verfolgte die Geißel seines oft sehr feinen und stets treffenden Witzes das Gemeine und Schlechte, unbekümmert, ob dadurch vielleicht ein Herz für ihn verloren gienge, welches am Scheidewege des Lebens dem guten Geiste ohnedies schon untreu geworden war. Desto werther waren ihm diejenigen unter seinen Zuhörern, welche das Wort des Lebens mit Wärme von seinen Lippen empfiengen und in treuer Brust verwahrten; denn nur durch solche konnte er die zarte Pflanze der reineren Erkenntniß der Lehre Jesu, verbunden mit der höchsten

Ehrfurcht und mit der feurigsten Liebe gegen den Stifter und alle Vertheidiger derselben gegen lichtscheue Mystik und blinden Aberglauben, gedeihen zu sehen hoffen. Doch lenkte er oft auch Verirrte durch sanfte Erinnerung auf den bessern Weg zurück. Mit ernstem, erschütterndem Nachdruck verfuhr er erst da, wo Sanftmuth und Schonung fruchtlos geblieben waren. Wenn ihm nun die, welche sich getroffen fühlten, ihre Mißbilligung durch lautes Murren zu erkennen zu geben suchten, dann erst zeigte sich die Ueberlegenheit und Würde seines großen Geistes in ihrem schönsten Glanze; doch wer von den Verblendeten seiner thörichten Anmaßung ein schuldbeschwertes Opfer gebracht hatte, dem drückte auch die beschämende Satyre den Stachel der Reue in das Herz. „In einem Konzerte solcher Harmonie mag auch ein Stümper auftreten," sprach er einst bei solchem Anlasse; „wer sich fühlt, der tritt allein mit Anstand und Würde seinem Zuhörer unter die Augen."

Mit dem Gefühle inniger Dankbarkeit naheten sich ihm die Rechtdenkenden unter seinen Zuhörern; denn sie kannten und schätzten seine Verdienste; mit Ehrfurcht, denn diese gebot ihnen seine Ehrwürdigkeit, Gelehrsamkeit und Geistesgröße. Ungern verließen sie seinen Lehrsaal, denn sie verloren mit ihm einen Führer, welcher, beseelt von der edelsten Wahrheitsliebe und Freimüthigkeit, ihnen die Tiefen der Wissenschaft aufschloß. In das (Geschichte der theologischen Wissenschaften seit der Verbreitung der alten Literatur, Göttingen 1810. Theil II. S. 551) öffentlich ausgesprochene Urtheil des Herrn Professors Stäudlin aber, wo Henke nach seinem Tode „ein christlicher Abt" genannt wird, „selbst verlassen vom Geiste der Religion," kann und

wird selbst von denen kaum einer einstimmen, welchen er ein Strafredner ihrer Mängel und Sünden gewesen ist. War er ein strenger Richter gegen Solche, welche sich grobe Verstöße gegen Ordnung und gute Sitte hatten zu Schulden kommen lassen, so war er doch nie ein ungerechter; am wenigsten gegen Abgeschiedene, welche dem höchsten Richter von ihrem Sinn und Leben Rechenschaft abgelegt haben. Wer ihn in diesem Betrachte kennen zu lernen wünscht als einen Mann, von christlichem Geiste beseelt, — der vergleiche seine Aeußerungen über Morus und Döderlein in der Vorrede zu seinen Lineamenten, wo er von beiden Männern mit der höchsten Ehrerbietung redet, ungeachtet er in seinen Ansichten und Meinungen vielfach von denselben abwich.

Die gerechte Strenge gegen Studirende aber, welche durchgreifende Maaßregeln am sichersten auf bessere Wege zurückführen mogten, hat dem Verewigten die Liebe und Achtung der Bessergesinnten niemals entzogen; vielmehr haben ihm die Studirenden in Helmstädt davon zu jeder Zeit durch öffentliche Ehrenbezeugungen und einmüthiges Urtheil die unzweideutigsten Beweise gegeben. Und dieses, nur selten unterbrochene oder gestörte Vertrauen trug gewiß viel dazu bei, den würdigen Mann in seinem Berufe und vielseitigen Wirken zu erheitern.

So verlebte Henke, glücklich im Kreise seiner Familie und hochgeschätzt von allen, welche ihn näher kannten, die froheſten Tage seines Lebens in seinen mittleren Jahren, und trug den Frohsinn und die Heiterkeit seines Gemüths in alle seine Schriften über, welche in den nächsten Decennien seines thätigen Lebens erschienen.

Unter diesen verdient außer dem großen Werke über die Religionsgeschichte, außer den Lineamenten und verschiedenen Jugendschriften (Auswahl biblischer Erzählungen für die Jugend. Leipzig 1788. 5te Aufl. 1809. und Geschichte der jüdischen und christlichen Religion für den ersten Unterricht. Leipzig 1788. 2te Aufl. 1805.) vornehmlich die von ihm herausgegebene Beurtheilung aller Schriften, welche durch das königlich preußische Religionsedikt u. s. w. veranlaßt sind (Kiel 1793), gelesen zu werden. Folgende Zeitschriften haben bereits ein größeres Publikum gefunden:

Magazin für Religionsphilosophie, Exegese und Kirchengeschichte. 6 Bnde. Helmstädt 1794 — 96.

Archiv für die neueste Kirchengeschichte. 6 Bnde. Weimar 1794 — 99.

Neues Magazin für Religionsphilosophie, Exegese und Kirchengeschichte. 6 Bnde. Helmstädt 1797 — 1802.

Eusebia. 3 Bnde. 1797 — 1800.

Religionsannalen. 12 St. Braunschw. 1800 — 1805.

Museum für Religionswissenschaft in ihrem ganzen Umfange. 3 Bnde. Magdeburg 1803 — 6.

Währenddessen Henke mit der Redaktion dieser

zahlreichen Schriften beschäftigt war, erschienen eine Menge anderer, von ihm selbst verfaßter Schriften, größeren und geringeren Umfanges, zum Theil von bleibendem Werthe. Diese Werke, welche am Schlusse noch besonders nachgetragen werden sollen, sind hier nur erwähnt, um den öfters gehörten Vorwurf in's rechte Licht zu stellen, daß Henke in den von ihm redigirten Zeitschriften wenig Eigenes geliefert habe. Die Zahl und der Inhalt seiner während dieser Zeit vollendeten Arbeiten wird den recht Unterrichteten, wenn er einen Blick auf das unten angehängte Verzeichniß werfen will, vollkommen überzeugen, daß weder Liebe zur Bequemlichkeit, noch Mangel an Stoff die Schuld trage, wenn er hier größtentheils nur als das Organ sinnverwandter Freunde der theologischen Gelehrsamkeit auftrat. Eine besondere Erwähnung aber verdienen Henke's Predigtsammlungen, größtentheils an Bußtagen und Festtagen, wie auch bei feierlichen Gelegenheiten gehalten (Braunschweig 1801 und 1803), nicht etwa, um ihn darin den berühmten Kanzelrednern der Zeit zu paralelisiren, sondern vielmehr, um in Erinnerung zu bringen, daß der Mann, welcher nach und nach so viele Zweige theologischer Gelehrsamkeit umfaßt und gründlich abgehandelt hatte, auch den Kanzelvortrag nicht verschmähete und als Redner geschätzt wurde. Jeder große Geist hat sein Eigenthümliches; darum keine Zusammenstellung solcher Männer, welche in ihren Temperamenten und Charakteren, wie in Lebensansichten und Lehrmeinungen divergiren. Das Eigenthümliche, was Henken als Redner allgemein eingeräumt wird, ist Kraft, Nachdruck und richtige Anordnung seiner Stoffe, mit wenigen Ausnahmen. Empfindsamen Gemüthern waren die meisten seiner Kanzelvorträge

freilich zu sehr auf Belehrung berechnet; aber der Freund des Kraft- und Würdevollen konnte weder seine Kathedervorträge, noch seine Kanzelreden ohne innige Ueberzeugung und Rührung verlassen. Und waren äußere Anlässe vorhanden, das Gefühl der Wehmuth zu erregen, und durch Erschütterung auf überraschende Gedanken und belehrende Winke vorzubereiten (wie bei der Gedächtnißpredigt auf den Herzog Karl von Braunschweig 1780, auf den ruhmwürdigen Tod des Herzog Max. Jul. Leopold v. Braunschw. 1785, oder am Krönungsfeste Napoleons den 2ten Decb. 1806): dann fehlte es Henke's Reden auch an tief ergreifender Rührung nicht. Immer offenbarte sich jedoch, und darin liegt unstreitig viel Empfehlendes für jeden Kanzelredner, Kraft, Würde und Gefühl mehr in seinem mündlichen Vortrage, als in dem stummen Buchstaben gedruckter Predigten. Und nicht in diesen allein, sondern vielfältiger und unmittelbarer in seinen nun schon seit mehreren Jahren mit den übrigen Berufsgeschäften verbundenen Lehrstunden für die Kandidaten des Predigerseminars zeigte Henke, daß er die bedeutendsten Kanzelredner Deutschlands nicht ohne Nutzen gehört, sondern über ihre Worte und Schriften auch für diesen Zweig der praktischen Theologie nicht wenig und dennoch gründlich gedacht hatte.

Am allgemeinsten nützte jedoch Henke seit Erscheinung seiner Religionsgeschichte bis 1806 unstreitig durch exegetische, kirchengeschichtliche und dogmatische Vorträge. Die ersten, mehr auf Geist und Leben, als auf grammatische Erklärung, mehr auf gründlich vorbereitete, als auf schwache Zuhörer berechnet, waren vollkommen geeignet, jeden mit wahrer Liebe

und Ehrfurcht gegen alles Edle, Große und Schöne in den Schriften des neuen Testaments zu begeistern, jedem die helle Einsicht in den wahren Sinn und Geist des Christenthums zu eröffnen, den nicht die Sünden der Nachlässigkeit und Verabsäumung in den Vorbereitungsjahren drückten. Klassische Belesenheit bot Henken häufig Gelegenheit, durch angeführte Sentenzen und erklärende Stellen aus Griechen und Römern Licht und Leben in seine exegetischen Vorträge zu bringen. Und erklärte er nun als konsequenter Rationalist im edelsten Sinne des Worts die Schriften des neuen Testaments übereinstimmend mit den Grundsätzen einer gesunden Philosophie: so kam gewiß nie ein unheiliges Wort über seine Lippen, das Wunder oder andere schwierige Schriftstellen, welche die allegorische Deutung verschmäheten, durch Mißdeutung oder Entstellung verunglimpfte.

Henke's Vorträge über die Kirchengeschichte nach seinem reichhaltigen Lehrbuche sind von Bollmann *), einem seiner fleißigsten und verdienstvollsten Zuhörer in den letzten Jahren seines thätigen Lebens, sehr treffend einem fluthenden Meere verglichen worden, auf welchem es vielen seiner Zuhörer ergieng, wie Schiffern, welche den Orient verloren haben und, setzen wir hinzu, den Kompaß in der Hand, sich in dem ungeheuren Gebiete dennoch nicht wieder zurecht finden können. Enthielten nun gleich solche Darstellungen einen Ueberfluß an trefflichen, zum Theil sehr feinen und tief geschöpften Be-

---

*) Dankbare Erinnerungen an Henke's Verdienste in H. Ph. K. Henke. Helmstädt 1816. S. 265.

merkungen aus der reichen Quelle seines Wissens, so wurden sie dadurch keineswegs geschickt, dem Anfänger einen sicheren Ueberblick über das große Feld dieser Wissenschaft zu verschaffen. Lehrreicher waren sie für die geringere Zahl derer, welche bereits anderswo in den Vorhof der christlichen Religionsgeschichte eingeführt worden waren, ungeachtet auch die meisten Uebrigen den lebhaften, oft überströmenden Vortrag nicht ohne Vergnügen und immer wachsende Achtung gegen ihren großen Lehrer anhörten. Wenn Henke selbst in jedem, auch in dem verschrieensten Ketzer die Gewissensfreiheit hochschätzte, und aus reiner Wahrheitsliebe als gründlich belehrter und unpartheiischer Geschichtsforscher auch den heiliggesprochenen Kirchenlehrer mit Fleiß in das rechte Licht stellte, so mußte das nothwendig die Ehrfurcht gegen ihn in dem Maaße erhöhen, als er selbst solche der Wahrheit und Gerechtigkeit bewies. Und darauf gründete sich denn auch seine unbegränzte Liebe zu unserem Luther, dem Felsen der protestantischen Kirche, welcher Henke als treuer Diener, unverdrossener Vertheidiger und feste Stütze angehörte, so lange er lebte und wirkte. Mißverständnisse (wie in dem oben angeführten Buche des Herrn Professor Stäudlin, 2. Bnd. S. 683, wo der Henkeschen Kirchengeschichte „Gemeinheit der Sprache und Plumpheit des Urtheils“ vorgeworfen ist, oder im Konversationslexikon Art. Henke, wo „der feinsollende Pragmatismus“ desselben den Uebergängen in den ovidischen Verwandlungen verglichen wird) findet man berichtigt bei P. T. Bruns in der allgemeinen Literärgeschichte S. 235, wo es über Henke heißt: „seine allgemeine Geschichte nach der Zeitfolge läßt die übrigen an künstlicher Verkettung der Begeben-

heiten, philosophischem Geiste, schöner Darstellung und reicher Literatur weit hinter sich zurück.“ In der Ueberzeugung aber, daß dieselbe zum Leitfaden für akademische Vorlesungen endlich unbrauchbar geworden sei, schrieb Henke noch in seinen letzten Lebensjahren „eine Uebersicht der Hauptmomente der Kirchengeschichte (eigentlich ein Inhaltsverzeichniß seines großen Werks), erst nach seinem Tode vollendet von J. S. Vater zu Königsberg und erschienen zu Braunschweig 1810.

In seinen dogmatischen Vorlesungen legte Henke nach einander Heilmanns, Ernesti's und Döderleins Kompendien, zuletzt seine Lineamente zum Grunde. Wie sehr er hier auch von dem Buchstaben des Systems abwich, überzeugt, daß sich der evangelische Glaube nur durch fortgesetztes freies Forschen in der Schrift und Geschichte ihres Lehrbegriffs seiner ursprünglichen Einfachheit und Klarheit wieder nähern könne: so verlangte er dennoch, und mit Recht, von jedem Theologen die Bekanntschaft mit der Sprache und dem Sinne jenes Systems, und lehrte seine Zuhörer auch die Verdienste Andersdenkender würdigen. Seinen Grundsätzen gemäß sprach sich jedoch die Manchem anstößig gewordene Freiheit und Originalität in Gedanken und Worten, wovon die Lineamente selbst ein unbestrittenes Zeugniß ablegen, oft noch kräftiger und wirksamer im mündlichen, als im schriftlichen Vortrage aus. Zum Grunde lag hier die in Henke's Schriften unzweideutig genug ausgedrückte Ueberzeugung, daß die Reformatoren ihr großes Werk, als konsequente Vertreter der Rechte der Menschheit, für vollendet und unwandelbar weder ausgeben konnten, noch wollten. Daher suchte Henke seine

Zuhörer mit Beihülfe der Geschichte, richtiger Schriftauslegung und reicher Literatur zu einer vorurtheilsfreien, philosophischen Ansicht von den Dogmen zu erheben.

In seinen Lehrvorträgen über populäre Theologie, welche er praktisch für Theologen, fruchtbar für Nichttheologen, vortrefflich für beide in einzelnen Theilen, zu mangelhaft in andern vortrug, zeigte sich Henke als Eudämonist, in edlem Sinne des Worts, und in der Bekämpfung des strengen Purismus der Moralisten auch wohl als Gegner des von ihm selbst übrigens hochgeehrten Reinhard, welchen er dann wohl einmal scherzweise den sächsischen Pabst nannte.

Henke's Vorträge waren alle im ganzen Sinne des Worts frei, ungeachtet eine Handschrift über die abzuhandelnde Materie vor ihm lag. Er redete stets aus der Fülle des Geistes und Herzens, und verrieth in den Lehrstunden nicht allein den wohlvorbereiteten Lehrer, sondern oft auch den deutschen Mann, den Freund, den Vater.

Und so zeigte er sich, bis das große Ungewitter, welches am politischen Himmel emporgestiegen war, auch seinen Gesichtskreis mit Finsterniß umzog, und ihm endlich ein zu frühes Grab bereitete. Hier stehen seine Verdienste als Universitätslehrer aufgeführt, weil sie als der wichtigste und interessanteste Gegenstand seines Lebens in diesen zwanzig Jahren zu betrachten sind.

Unterbrochen wurden Henke's vielfache Arbeiten in dieser Periode nur durch Erholungen im Kreise seiner

Familie oder seiner Freunde und durch einige Ferienreisen, welche nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden dürfen. Auf der ersten derselben im Jahre 1793 wendete sich Henke nach Sachsen und Thüringen, und machte hier Bekanntschaft mit Ilgen, Griesbach, Paulus, Hufeland, Galetti, Schlichtegroll und Löffler zu Gotha, welchem letztern insbesondere er eine vortreffliche Erörterung über den „Ursprung und Zweck des Evangeliums Johannis“ verdankte. Zu Weimar wurde ihm der Platz an der herzoglichen Tafel in Wielands Nähe zwischen Herder und Göthe angewiesen. Im Kreise solcher Männer konnte es an geistreicher Unterhaltung nicht fehlen. Andere Ausflüchte nach Berlin (1795), Hamburg (1798) und abermals nach Berlin (1799) gaben Gelegenheit zu neu geknüpften oder doch erneuerten Verbindungen mit dem ältern Spalding, dem berühmten Klopstock, Teller, Gedike und bei diesem zufällig auch mit Fichte aus Jena. Auf der Rückreise wurde Rochow zu Reckahn besucht.

Unter Henke's spätern Reisen nach Bremen, Hannover und andern deutschen Städten hatte die in Gesellschaft des als scharfsinnigen Denkers hochgeehrten Hofraths Schulze unternommene Ausflucht zur dreihundertjährigen Stiftungsfeier der Universität Wittenberg im Herbste 1802 unstreitig das meiste Gewicht für Henken. Für einen Mann von seinen Kenntnissen, Gefühlen und Grundsätzen konnte der Aufenthalt an diesem Orte, bei solcher Feier, nicht anders als belehrend, rührend und begeisternd sein zum fortgesetzten eifrigen Wirken in der Verbreitung des hier zuerst gezündeten Lichts der Wahrheit. Und von solchen Eindrücken begleitet,

kehrte er denn auch in der That mit froherer Laune nach Helmstädt zurück, als er diesen Ort verlassen, der kurz zuvor (auf Veranlassung einer entdeckten Ordensverbindung und großen Relegation) die Hälfte der Studirenden verloren hatte. Aber auch Henke's Leben war ein steter Wechsel des Angenehmen und Unangenehmen. Seine Heiterkeit wurde bald wieder durch Ereignisse getrübt, welche ihm nicht allein einen Kreis geschätzter Freunde, sondern auch ein noch theureres Haupt entrissen. Das eine war die Aufhebung des Benediktinerklosters Ludgeri bei Helmstädt 1802, das andere der Tod seines drei und achtzigjährigen Schwiegervaters Johann Benedikt Karpzov, am 28sten April 1803, mit welchem die gelehrte Familie der Karpzove ausstarb. Was über Henke's Verhältniß zu diesem gelehrten, aber dem jüngern Geschlecht entfremdeten Manne Nachtheiliges geurtheilt ist, beruhet nur auf ihren beiderseitigen, allerdings sehr abweichenden Ansichten in der Theologie. Karpzov selbst hatte bei der Erscheinung der größeren historischen und dogmatischen Schriften von Henke wohl einmal geäußert: „ich bin mit meinem Schwiegersohne nicht allerdings einverstanden;" aber darum versagte weder der Vater dem Sohne, noch viel weniger dieser jenem die schuldige Achtung und Freundschaft. Wie sehr Henke das Verdienst dieser Familie, der er selbst nun als Seitenzweig angehörte, und insbesondere den letzten Sprößling derselben schätzte, beweist eine unvollendet gebliebene Lebensbeschreibung desselben bis zur Magisterpromotion.

Allein noch immer behielt seine Lage, durch Erhebung zum ersten geistlichen Landstande als Abt von Königslutter und andere Vortheile auch äußerlich begün-

stigt, Anziehendes genug für Henken, 1803 auch einen Ruf als „unmittelbar unter dem geistlichen Departement arbeitender Rath in allen Universitäts- und Schulsachen der preußischen Lande“ nach Berlin abzulehnen. Liebe und Dankbarkeit fesselte ihn nun für immer an das Fürstenhaus, dem er so lange schon seine Kräfte gewidmet hatte. Diese Gefühle entflammten ihn zur hinreißenden Beredtsamkeit bei der Feier der Geburt des jungen Herzogs Karl Friedrich August Wilhelm am 30sten Oktober 1804. Als er aber von dem, unter uns noch zu wenig geschätzten de Villers, welcher 1805 auf seiner Rückreise von Paris auch Henken in Helmstädt besuchte, aufgefordert wurde, als erster Geistlicher nach Lübeck zu kommen, und sich dort mit ihm näher zu verbinden, da schrieb er: „ich bin von dieser Stelle, wo ich, wie ein Baum, mich tief eingewurzelt, wie ein Stein begraset habe, nicht mehr zu verpflanzen.“ — Ein freundlicher Briefwechsel, eine Vorrede und siebzehn Abhandlungen über verwandte Stoffe, welche Kramers Uebersetzung der Villersschen Preisschrift „über den Einfluß der Reformation“ begleiteten, waren die Frucht dieser Bekanntschaft und der darauf folgenden Befreundung.

Diese währte, so lange Henke lebte, aber der Kelch der Lebensfreuden, welche ihm bestimmt waren, schien geleert zu sein. Jene Schreckenszeit trat ein, welche uns sieben volle Jahre leiden und dann erst, durch den Ruf des Höchsten aus dem Sündenschlafe geweckt, die Rotten der Frevler züchtigen und bändigen ließ. Denn das waren jene Horden, welche mit Raub und Mord über Europa hinströmten, öde Felder hinter sich ließen, und die Pest ihrer Verbrechen vor sich her

trugen. Ach so mancher Edle ist an dem Gifte jener Schreckenszeit langsam in die Gruft gesunken; so Mancher, welchen der Wechsel des Schicksals nach jener schweren Buße hochbeseeligt haben würde! Unter diesen auch der unsterbliche Henke.

Er gehörte nicht zu denen, welche mit Bedacht die Begeisterung für das Gute im Eise frostiger Maaßhaltung erkälten; dazu war sein Gemüth zu feurig und zu edel. Aber er begnügte sich dann auch, wenn die Maaßregeln seiner Fürsten nur den festen Willen zeigten, für das Heil des Volks zu wirken, wurden gleich nicht alle seine Erwartungen von dem Einflusse einer weisen und mäßigen Regierung erfüllt. Grundsätze jedoch, welche das deutsche Volk zum Sklaven roher Leidenschaften erniedrigen und mit Fleiß eine Zeit der Barbarei herbeiführen mußten, wie bei den Hunnen in Pannoniens einsamen Klüften unter Attila's blutigem Panier: solche Grundsätze und die Machthaber, welche sie aufstellten, konnten ihm nur verhaßt sein, und eiferte er unablässig, so viel sein Wirkungskreis gestattete, in Wort und That gegen solches Gift, so opferte er hier das Edelste, was er dem guten Geiste zu opfern hatte, sich selbst.

„Wir haben Alles," sagt er bei der Rückkehr des Herzogs aus dem französischen Kriege (am 16ten Febr. 1794), „was zu unsern Zeiten eins der größesten Völker des Erdbodens in blutigem und rasendem Kriege zu erstreiten trachtete, und für den hohen Preis, den es daran wagte, und durch die schrecklichsten Verwüstungen, die es anrichtete, doch nicht erlangte. Wir haben Alles, was andere Völker unter dem Drucke ihrer Herrscher und

unter den unauflöslichsten Verwirrungen erseufzen, aber zu erreichen kaum hoffen.;" und drei Lustra später hatte er, hatte sein Volk von dem Allen nichts mehr. „Wir wissen," so redete er damals, „von keinen gewaltsamen Unterdrückungen, von keinen geheimen, ränkevollen Untergrabungen des Glücks und des Rechts, der Unschuld und des Verdienstes bei Hohen und Niedrigen;" und nun war sein Volk tief in die Ketten der Sklaverei versunken, Ränke und heimliche Verfolgung, Schuld und Schmach waren an die Stelle der Gerechtigkeit getreten. Da mußten Bemühungen eines Privatmanns zur Aufrechterhaltung des Guten fruchtlos und eitel sein.

Was Henke durch die Predigt zu Napoleons Krönungsfeier und durch Villers Uebersetzung derselben, von einer reiflich überdachten und wohl berechneten Vorrede begleitet und dem Intendant Daru zu Braunschweig Behufs der Aushändigung an den französischen Kaiser übergeben, bezweckte, war zunächst wohl die Sicherung der Lehranstalt, an welcher er nun schon dreißig Jahre arbeitete. Daß er darin von dem Gedanken der Liebe und Dankbarkeit gegen den verlornen Landesherrn, den unglücklichen Herzog Ferdinand ausgieng, wodurch er eine außerordentliche Rührung unter seinen Zuhörern hervorbrachte, erklärt er selbst in einem Schreiben an Villers lediglich für „Wirkung des Gefühls." Und hat er sich hierbei auch in der Voraussetzung geirrt, daß auch Franzosen das freimüthige Bekenntniß so edler Gefühle anerkennen und darin auch für sich die Bürgschaft der Werthschätzung einer gerechten und milden Regierung finden würden, so ist damit wenigstens ein schönes Zeugniß seiner unbestechlichen

Wahrheitsliebe und seines männlichen Sinnes abgelegt. Die Predigt blieb jedoch unbeachtet und ohne Erfolg.

In Helmstädt hatte sich inzwischen die Anzahl der Studierenden, nach der gewaltsamen Aufhebung der Universität zu Halle, um das Dreifache vermehrt, und Henke beeiferte sich, für sein grösseres Auditorium mit Nutzen zu wirken. Bald aber erhielt er eine Instruktion, nach welcher er als Vorstand der Geistlichkeit dem neuen Herrscher, der einst uns zwingen wollte, ihn zu lieben, die Bitten und Wünsche des Landes vortragen sollte. Binnen acht Tagen sollten die Abgeordneten in Kassel eintreffen, und kurz darauf von da nach Paris abgehen, um sich vor dem Haupte aller Neugesalbten und vor dem neuesten Günstlinge seiner Schöpfung zu beugen. In Gesellschaft des Schatzraths von Plessen und des in Kassel als Staatsrath verstorbenen Hofraths Fein trat Henke seine Reise an, vielleicht mit einigen Erwartungen für Volk und Vaterland, wiewohl ungern, weil seine Vorlesungen auf längere Zeit unterbrochen und zum Besten der zahlreicheren Zuhörer die Versäumnisse doch auch nachgeholt werden mußten.

Kaum blieb ihm Zeit übrig, im Fluge der Reise noch eine interessante Bekanntschaft anzuknüpfen; wie mit Münscher in Marburg. Auch in Paris, wo die Abgeordneten am Morgen des zwölften August 1807 eintrafen, war für Henken der einzige Genuß die Unterhaltung mit dem biedern von Plessen; denn das eitle Gepränge des Auf- und Abfahrens nach St. Cloud, um dem Könige, und nach den Tuillerieen, um dem Kaiser vorgestellt zu werden, vergönnte nun auch dem Manne, welcher einen Ekel hatte an solchen vornehmen

Spielen der Etikette, kaum einen Augenblick, die ihm tausendmal wertheren Bibliotheken und Museen zu genießen.

Als die Abgeordneten am sechzehnten gegen Mittag dem Kaiser vorgeführt wurden, fanden sie diesen in hoher Pracht und mit bedecktem Haupte. Kurze Floskeln, von einem öfteren hé, hé? unterbrochen, leiteten die Unterredung, z. B.: „Religion ist Sache des Gewissens, nicht des Staats; gleichviel, ob Protestant oder Katholik; kleine Staaten taugen nichts; ihr werdet ein großes Reich ausmachen bis Hamburg hin; das Militär soll euch zum Schutze dienen, nicht zur Qual; der Adel soll nichts gelten; die Könige sind nicht für sich, sondern für das Glück der Völker eingesetzt.“ Wie viel Wahres ist in diesen Worten und wie wenig ist davon wahr geworden! Endlich trat er auch vor Henken. „Seid ihr Protestant?“ fragte er ihn.

„Ja Sire.“

„Was ist dies für ein Ding (er spielt mit Henke's Kreuze)?“

„Das Abtskreuz.“

„Was bringt euch das ein?“

„Zwei hundert Thaler.“

„Das ist der Mühe werth! Bleibt übrigens bei

eurem Glauben; man kann bei jedem ein ehrlicher Mann sein." *)

Nie ist eine allgemeine Wahrheit mit kälterem Blute unstatthafter ausgesprochen, als hier von Bonaparte, und vielleicht nie mit größerer Gleichgültigkeit allgemeiner dawider gefrevelt, als durch seine Schuld. Was diese und ähnliche Redensarten zu bedeuten hatten, klärte sich bald auf. Nachdem Henke bei dem Großrichter Regnier, bei Cambaceres, bei dem zum Minister des Innern in Westphalen ernannten Beugnot und endlich auch auf einem Gastgebote bei dem Kardinallegaten Caprara gewesen war, überall ohne zum Besten seiner ihm zunächst am Herzen liegenden Umgebungen, selbst durch schriftliche Eingaben, das Geringste thun zu können, entlarvte er in einem Schreiben an seine Familie fast zu dreist das Gaukelspiel mit den Worten: „man will sagen können: die Länder haben durch ihre Deputirten die Konstitution genehmigt und angenommen."

Bei den zahlreichen Gastereien, welche ohne die Würze einer lebendigen Unterhaltung nur einem Lukullus willkommen sein konnten, fand Henke einige Erheite-

---

*) Etes-vous protestant? Oui, Sire. Qu'est ce que c'est donc cela? Sire, c'est une croix abbatiale. Qu'est ce que cela vous rapporte? Deux cents écus. C'est bien la peine! Au reste gardez votre réligion, on peut être honnête homme dans toutes. Wolff in H. Ph. K. Henke, 1ste Abth. S. 190.

rung im Gespräche mit dem Fürsten von Nassau-Weilburg und dem Weihbischofe Kohlborn, welcher ihm viel Verbindliches von dem nun auch verewigten Fürsten Primas zu sagen hatte. Cambaceres sprach von Pallästen und des Kaisers Mutter — nichts. Bekannte, wie der Senator Grégoire, der Buchhändler Schöll und ein Bibliothekar Hase, einst sein Schüler, mußten ihn für den Verlust seiner ihm sonst so kostbaren Zeit entschädigen, wenn von dem Hofmachen eine Stunde abgemüssigt werden konnte. Bredow, damals auch gerade in Paris, that ein Uebriges.

Aber kaum war Henke's Ruf auch hier lauter geworden, so schickten ihm die Minister nun schon eine Menge junger Franzosen, deren sich vier tausend zur Anstellung in Westphalen gemeldet hatten, zur Prüfung ihrer Fähigkeiten zu, und er sah es als unvermeidlich im voraus, daß sich eine Menge ungeschickter Subjekte eindrängen würden. „Ach wie bin ich dieses Getümmels, Umherfahrens, Gaffens und Schmausens müde!“ schrieb er an die Seinen. Und dennoch war noch nicht Alles geschehen. Vielmehr wurde er nun erst von Seiten Braunschweigs zum Mitgliede des Ausschusses ausersehen, welchem die Konstitution im Vertrauen zu Bemerkungen vorgelegt werden sollte, die demnächst dem Könige zu übergeben wären. Dieses Machwerk raubte ihm den Rest seiner Heiterkeit, und mit bitterem Unmuth und finsterem Blicke in die Zukunft wohnte er nun auch der Trauung des Königs mit der Prinzessinn Katharina von Würtemberg bei.

Als der engere Ausschuß dem wohlbekannten Prinzen Hieronymus seine Bemerkungen vorlegte, fand

er diese in verschiedenen Stellen kindisch (puériles), eine Keckheit, durch welche ein solcher Prinz allein schon den Zorn des Himmels auf sich laden und eine derbe Lektion verwirken mußte. Bei dem Abschiede suchte er jedoch die Eingebungen seines erlauchten Bruders, wiewohl gewiß nicht ohne große Anstrengung, wieder zu Tage zu fördern, und folgender Lügencyklus wurde geboren: „Alles, was gut ist, soll bestehen; ich werde nicht ändern, ich bin nicht veränderlich; meine Unterthanen sind Westphalen, keine Franzosen; in einigen Jahren werde ich deutsch sprechen und schreiben; ich will lauter Landeskinder anstellen.“ Henke schrieb darauf zu Hause: „die deutschen Pedanten werden wie Wunderthiere angesehen, auf Theatern verlacht, und doch wird ihnen alle Ehre erwiesen.“

Indessen dauerte sein Aufenthalt in Paris nicht lange mehr. In der Stadt weidlich betrogen, zuletzt gar bestohlen, feierte er am 6ten September den Geburtstag seiner Gattinn in Gesellschaft seiner ihm nahen Freunde auf dem Lande, um kurz darauf den großen Schauplatz menschlicher Thorheiten und Geckenspiele zu verlassen. Noch ein Opfer ward gefordert, ein Mittagsmahl bei der Großherzoginn von Berg, und dann am 8ten September die Rückreise über Straßburg und durch Schwaben angetreten. Der Graf von Brabeck wurde für Braunschweig beauftragt, wenn etwa Vertretung dieses Landes noch ferner nöthig sein sollte.

Henke lernte auf der minder eiligen Rückreise Blessig, Schweighäuser und andere Gelehrte zu Straßburg kennen. In Karlsruhe sah er, nicht ohne tiefe Wehmuth, den Herzog Wilhelm von Braun-

schweig im Kreise seiner Kinder, und traf endlich, an Leib und Seele sehr angegriffen, in seiner Heimath wieder ein. Aber bald darauf rief ihn die bevorstehende Huldigung wieder nach Kassel, ein Ruf, welchen er um so weniger ablehnen wollte, weil er von dem nun als Minister Staatssekretär angestellten Johann von Müller kräftigere Unterstützung seiner Angelegenheit wegen der Universität erwartete. In Kassel fand Henke auch den verdienstvollen Kanzler Niemeyer wieder, welchen er in Paris mehrmals gesehen und gesprochen hatte. Bei einer Unterredung, welche beide mit einander anknüpften, war Beugnot zugegen, welcher Henken erst in Kassel auf seine zu Paris übergebenen lateinischen Eingaben schmeichelhaft, aber nichtssagend antwortete. „Man sehe die Macht der Anziehung," rief er laut, „der Verein ist geschlossen!" *) Und in der That waren beide Männer über Wiederherstellung der einen und Erhaltung der andern Lehranstalt einig; das bezeugten ihre wechselseitigen Erklärungen und insbesondere auch Eberhards, von Niemeyer überreichtes Memoire, welches vielen Beifall fand. Helmstädt war zu reich und eine Universität an sich ein zu geringfügiger Gegenstand, als daß man auf den Schatz ihrer Besitzungen hätte Verzicht leisten sollen. Was Johann von Müller versprach, war beruhigend, aber genügend nicht. War es diesen um Erhaltung und Förderung des Guten zu thun — seinem Könige und dem undeutschen Gesindel galt es Zerstörung und Erwerb.

---

*) Voilà l'attraction, la coalition est faite!

Wiederum durfte Henke nur im Umgange mit Niemeyer, Reil und andern Deutschen, unter andern auch mit dem vormaligen Landrath von Hagen aus dem Halberstädtischen, einem Manne von seltner Laune und feurigem Patriotismus, welchen er einst in Göthe's Gesellschaft von Helmstädt aus besucht hatte, Erheiterung suchen. Mißmüthiger und hinfälliger, als zuvor, kehrte er nach mehreren Wochen zu seinen Zuhörern zurück, welche ihn an den Pforten seines Hörsaals mit Sehnsucht erwarteten. Er konnte ihnen nicht viel Trostreiches sagen; aber das Salz, womit er seine Urtheile über das französische Unwesen würzte, erfüllte sie mit fruchtbarem Abscheu gegen die Abentheurer, und mit desto größerer Spannung hörten sie seine Vorträge, je mehr sie fürchteten, dieselben bald verloren geben zu müssen.

Noch blitzte ein Strahl der Hoffnung auf, als Hieronymus in Person in Braunschweig erschien. Zwar war seine Antwort bei Henke's Vortritt und Anrede nur ein geistloses Kopfnicken; aber Siméon und Müller versprachen ihre ernste Verwendung. Der letztere kam am folgenden Tage selbst nach Helmstädt, und lernte in Henke's Hause eine Reihe berühmter und achtungswerther Männer persönlich kennen, deren Namen ihm schon längst vortheilhaft bekannt gewesen waren. Mit Enthusiasmus naheten sich ihm, voll Vertrauen auf sein deutsches Herz, auch die Studirenden im Fackelscheine mit einem Lebehoch, und begleiteten ihn andern Tages bei seiner Abreise mit berittenem Vortrabe. Und Müller, von dem Nutzen der Universität zu Helmstädt auf das innigste überzeugt, versprach mehr, als französische Raublust und sein naher Tod ihm zu erfüllen erlaubten.

Kaum hatte Henke wieder einige Wochen gelesen, so ergieng ein dritter Ruf an ihn, welcher ihn im Junius 1808 als Landstand nach Kassel forderte. Die durch Johann von Müller auch in Briefen belebte Hoffnung, die Lehranstalt zu erhalten, welcher er sein ganzes Leben gewidmet hatte, bestimmte ihn auch diesesmal, zu reisen. Müller lud ihn für die ganze Zeit seines Bleibens an seinen Tisch, und Henke nannte die doppelten Genüsse, die ihm hier zu Theile wurden, symposia platonica. Aber er entschädigte sich für die, von Seiten des Hofs veranstalteten vornehmen Gaukeleien, hinter welchen der Eigenwille des Tyrannen gleich einem gezuckten Richtschwerte hervorblitzte, auch durch Müllers Bibliothek und eine Ausflucht nach Göttingen, wo er in Villers Gesellschaft sich mit Planck, Beckmann und Schlözer näher befreundete. Mehr Nahrung für seinen Geist fand er selbst in einem Aufgebote aller namhaften Israeliten zu einem Jakobsonschen Gastmahle, als unter den läppischen Franzosen. „Sie lernen von mir," schreibt er, „ungeachtet sie mehr hebräisch verstehen, als ich." Dann wurde er sogar als Beisteher zu einem Frühstück des Königs und seiner Gemahlinn eingeladen, d. h. er mußte mit 149 Andern zusehen, wie sich die Majestäten es wohlschmecken ließen. Nun wurden ihm die Briefe, welche er an die Seinen schrieb „Tagebücher von Nichtswürdigkeiten."

Mißmüthig betritt er am 9ten Julius in der Ständeversammlung die Rednerbühne an der Stelle, wo der Thron des Königs gestanden hatte, um seine Stimme abzugeben. In seiner finstern Stimmung übersieht er eine der Stufen und fällt. Aber schnell steht er

wieder emporgerichtet und spricht zur Versammlung die lakonischen Worte: „wer nicht zum Throne geboren und bestimmt ist, der bleibe davon!“

Nach einander starben ihm nun mehrere seiner ältern Freunde, unter diesen auch der verdienstvolle Häberlin zu Helmstädt. Er selbst fühlte sich sehr geschwächt. Um so mehr sehnte er sich zu seiner Familie zurück. Verzweifelnd, die französischen Gecken für ernste Schritte zur Beglückung des Landes zu gewinnen, beschränkte er sich nun darauf, den Klostergeistlichen zu Ludgeri bei Helmstädt ihre Pension und den studirenden Theologen Befreiung vom Soldatenstande auszuwirken. Kaum wurde auch dieses, und das letztere nur mit großen Einschränkungen, durchgesetzt. Kurz vor seiner Abreise erfreuete ihn der Kapellmeister Reichard noch durch einige frohe Stunden im Kreise seiner musikalischen Familie; aber auch diese mußte Henke bezahlen durch Anhörung einer lärmenden Nachtmusik zu Ehren des aus der Geschichte der geheimen Polizei hinlänglich bekannten und berüchtigten Würz, welcher mit ihm unter einem Dache wohnte.

So untergrub das tiefe Gefühl des großen Mannes für alles Edle und die heftigste innere Erschütterung desselben bei den vielfachen schmerzlichen Anlässen jener Zeit allmählig seine Gesundheit. Ermüdet, jedoch entschlossen, nach Kräften fortzuwirken, kehrte er nach Helmstädt zurück, und konnte noch jetzt bisweilen in seinem zahlreich besuchten Lehrsaale das Drückende der Zeit über den tief ergreifenden Wahrheiten der Religion vergessen; aber noch öfter fielen Aeußerungen von seinen Lippen, welche, obgleich in das Gewand der Laune

gekleidet, dennoch den tiefen Gram über das Gewebe der Büberei an jenem sodomitischen Hofe ahnen ließen. Auch der zu früh verewigte Bredow, welcher in Paris mehrere Monate Zeuge gewesen war von dem Vandalismus des französischen Volks, erinnerte nicht selten durch ein kräftiges Wort an Schillers „Antiken zu Paris.“ Und der heilige Eifer dieses Mannes in Sachen seines Volks, vereint mit den mächtig wirkenden Zügen in dem Gemählde, welches Henke seine Zuhörer halb erblicken und halb errathen ließ, that auch hier das Seine, im Voraus den Genius zu wecken, welcher einst den Tod solcher Männer und den Hinfall ihrer Pflegeanstalt an den Frevlern rächen sollte.

Die Auflösung mehrerer wohlthätigen Anstalten zur Bildung deutscher Jugend und Volkslehrer, welche Wideburg, nebst dem literärischen Verluste des Landes Braunschweig in jener Zeit, umständlicher nachgewiesen hat, namentlich zu Riddagshausen und Schöningen, gieng der Aufhebung der Universität zu Helmstädt voran. Müller glaubte seinem Henke den bevorstehenden Fall derselben nicht länger verhehlen zu dürfen, ungeachtet er noch kurz zuvor den ältesten Sohn desselben zum Professor der Rechte befördert hatte. Aber auch das mußte Henie noch erleben, daß dieser ihm im Tode vorangieng. So viele erschütternde Stürme brachen endlich den Baum, der lieber fallen, als zum Schmuck eines fruchtleeren Lustgartens gemodelt oder gar von seiner Stätte verpflanzt sein wollte.

Sehr erschöpft betrat Henke noch einige mal den Lehrstuhl. Excidit ausis! wird es bald von mir heißen, sprach er sanft und rührend, als seine Zuhörer ihn zum

letztenmal auftreten sahen. Und so war es; keine Sorgfalt, keine zärtliche Pflege vermogte den Geist noch länger an die irdische Hülle zu fesseln, welcher sich nach seiner Heimath sehnte. Er sollte den Umsturz des Altars, an welchem er der Apollona reichliche, schöne Opfer gebracht hatte, nicht überleben; er starb am Morgen des 2ten Mai 1809, beweint von den Seinen und Allen, die ihn kannten, geseegnet von seinen dankbaren Schülern, ein unsterblicher Lehrer der Weisheit Allen, welchen die Hallen der Geschichte und Religionswissenschaft nicht vergebens geöffnet sind. Es gieng an ihm in Erfüllung, was er selbst zwei Jahre früher an Villers schrieb:

„besser, in die Hände des Herrn fallen, als in die Hände der Menschen.“

Ein großer Trauerzug von Studirenden und Einwohnern folgte ihm zu Grabe, und unter dumpfen Glockentönen sank der Sarg des Edlen, mit Lorbeer und jungem Eichenlaube geschmückt, die Bibel und das Kreuz auf der Stirn, in die Gruft. Mit tiefer Rührung sprachen zwei seiner Schüler, die ihm nahe waren im Leben, und ihn zu ehren, Denkwürdigkeiten und Erinnerungen an seine Verdienste schrieben nach seinem Tode, nun ihre Gefühle aus: der eine in einem Gebete an Henke's Grabe, wo der würdige Abt Pott die Feier mit einem Vaterunser beschloß; der andere in einer Gedächtnißpredigt in der Universitätskirche, aus welcher die Geißel des Landes ein Jahr darauf einen Heustall geschaffen hatte.

Soll ich meinen Lesern jetzt noch den Charakter

des Mannes schildern, welchen sie in seinem ganzen, vielseitigen Wirken schon als einen Edlen kennen gelernt haben, beseelt von tiefem Gefühle für das Gute? — Nur noch einige Züge scheinen nöthig zu sein zur Vollendung seines Bildes, und dann mögen solche urtheilen, ob es getroffen sei, die ihn näher und länger gekannt haben.

Vorherrschend war in seinem ganzen Leben und Wirken ein heftiges Feuer des Gemüths, geneigt, für alles Gute in hellen Flammen aufzulodern und das Böse, so weit seine Kraft hinreichte, aus seiner Sphäre zu vertilgen. Und dieses Feuer war es, welches ihn bei dem besten Willen auch wohl einmal zu einer Ungerechtigkeit fortriß, wo er bösen Willen statt Schwachheit und unbiegsames Widerstreben anstatt eines unlenksamen Unvermögens voraussetzte. Doch irrte er sich lieber und häufiger darin, den Klugen für gut, als darin, den Thoren für böse zu halten. Wie gut er es verstand, den Mann zu beurtheilen, dessen Ansichten und Grundsätze in Schrift und That vor ihm entfaltet lagen, beweisen die größtentheils so schön und treffend gezeichneten Charaktere in seiner Kirchengeschichte: eines Luther, Melanchthon, Hutten u. s. f.

Feurige Gemüther lassen sich nicht leicht in die Fesseln der Knechtschaft zwängen. Daher seine heiße Vorliebe für Freiheit im Denken und Reden und der verzehrende Haß gegen alle Beschränkung dieses Erbrechts der Menschheit. Henke's Feuer beschränkte sich selbst durch die Gränze des Guten und Schönen, die er kannte und ehrte, aber auch von Andern beachtet wissen wollte. Wo er Gefühl für das Edle voraus-

setzte, näherte er sich mit einer würdevollen Sanftheit, welche Ehrfurcht und Vertrauen zugleich erweckte; hart und bitter konnte er nur da werden, wo er solches Gefühl zu vermissen glaubte. Mit seinem Freiheitssinne stand unerschütterliche Liebe zu seinem Volke und Vaterlande in inniger Berührung; denn er fühlte, wie sehr die Beförderung des freien Aufschwungs des menschlichen Geistes in vielen deutschen Landen hohe Achtung gegen die Fürsten und Staatsmänner geböte. Mit willigem Gehorsam fügte er sich nun auch in jedes, zur Erhaltung der guten Ordnung im Lande erforderliche Gesetz, und liebte alle diejenigen, welche es mit ihm thaten, wie seinen Landesherrn. Dies offenbarte sich auch im Umgange mit seinen Kollegen, von welchen er selbst wiederum ohne Ausnahme hoch geachtet, von den meisten aber auch geliebt wurde. Wie aber sein Herz jeder tieferen Empfindung der Freude über das Edle, Große und Schöne zugänglich war, so wurde er auch durch den Anblick der leidenden Menschheit oft bis zum tiefsten Mitgefühle erschüttert, und hat Henke eine Schwäche gezeigt, so war es die, sich durch verstellte oder muthmaßliche Armuth zur eigenen Aufopferung hinreißen zu lassen. Einem bemittelten Theologen erließ er unaufgefordert das Honorar für drei Vorlesungen zur Hälfte. Ein anderer, bei welchem er auch nur vermuthete, daß er aus Mangel an Vermögen auf seine exegetischen Vorlesungen verzichte, um solche anderswo unentgeltlich fortzusetzen, eröffnete ihm freimüthig: er glaube aus persönlichen Rücksichten gegen einen andern Universitätslehrer einen Wechsel nicht vermeiden zu können. „Sie verkennen den Mann," erwiederte Henck väterlich und wahr, und erbot sich auch hier wieder zu einem freiwilligen Opfer.

Ehrgeitz war nicht immer die Quelle, aus welcher solche Aeußerungen flossen, sondern häufiger noch eine seltne Uneigennützigkeit. Zeigte Henke jedoch Ehrgeitz in seinem Thun, so war er stets von so edler Art, als hier; er diente ihm nur, das Gute zu fördern, gebieten ließ er sich von solchem nicht. Noch finde hier ein schöner Zug seiner außerordentlichen Uneigennützigkeit einen Platz. Als Henken bei einem an ihn ergangenen Rufe im Jahre 1801 von dem Herzoge eine Gehaltszulage von 400 Thalern angetragen wurde, wenn er bliebe, suchte er selbst, wiewohl nicht ohne Besorgniß, bei der Regierung anzustoßen, darum nach, daß ein großer Theil der Zulage einem schlechtbesoldeten Schullehrer verwilligt würde.

Bei dieser Uneigennützigkeit sammelte Henke dennoch eine Bibliothek von mehr als 14,000 Bänden, die in fünf Zimmern 47 Repositorien einnahmen. Hier war die unerschöpfliche Quelle, aus welcher die Literatur in seinen Schriften so reichlich hervorströmte; denn nichts Lehrreiches blieb ungelesen und unbenutzt. Daher ein so geübter Scharfsinn, so treffender Witz und tiefe Gelehrsamkeit in Henke's Werken. Und neben den Genüssen der edelsten Art, welche er hier täglich erneuerte, feierte er denn auch manches Fest der Freude in der schönen Natur, welche sein Himmel umstrahlte, der Göttinn, die Schiller so begeisternd besungen hat, nicht minder hold, als der Klio und ihren edelsten Schwestern.

Schade, daß es ihm und seinem Johann von Müller nicht verstattet war, aus dem Strudel der Zerstörung, in welchem sie untergiengen, noch einen

tröstenden Blick herüberzuwerfen in diese Zeit, wo die Wellen sich nach und nach beruhigen, und solche Steuerer willkommen wären, die Wahrheit in sichern Hafen zu geleiten!

Außer den angeführten Schriften von Henke sind noch folgende anzumerken:

De famae variis apud veteres Latii poëtas imaginibus. Helmst. 1774. 4.

Ehrendenkmal des Hofrichters von Veltheim. 1775. 4.

Iphigenia in Aulis, aus dem Griechischen des Euripides; Abhandlung über Iphigenia u. f. in Schirachs Magazin der deutschen Kritik. Halle 1772 — 1775. 4 Bnde. 8.

Commentarii de rebus novis literariis, 1778 — 81. 8.

Annales literarii, mit Bruns gemeinschaftlich, 1782 — 1787.

De methodo Socratica progr. 1777. 4.

Varietas lectionis in Horatii arte poëtica e cod. Helmst. excerpta. 4. 1777.

M. Fabii Quinctiliani de institutione oratoria lib. X. cum lectionis varietate in usum scholarum suarum. 1778. 8.

William Bell's Untersuchungen der göttlichen Sendung Johannis und Jesu Christi, aus dem Englischen mit Anmerk. Braunschweig 1779. 8.

Historia antiquior dogmatis de unitate ecclesiae 1781. 4.

Leonis magni epistola contra Eutychen de vera incarnatione domini etc. 1781. 4.

Predigt wider den Fehler der Jugend, vornehmlich auf Universitäten, den Schein des Bösen zu suchen, und sich des Guten zu schämen. 8.

Amphilochii in sabbatum sanctum oratio, graece et lat. cum not. 1782. 4.

De evangelii Matthaei integritate interpolando non corrupta diss. 1782. 4.

Burigny Leben des Erasmus von Rotterdam, aus dem Französischen von Reich, mit Vorrede, Berichtigungen und Zusätzen von Henke. 1782. 2 Bnde. 8.

Lineamenta praelect. de tribus symbolis oecumoenicis. 1783. 8.

Calixti de conjugio clericorum liber. Emendatius edidit. etc. 2 voll. 4. 1783, 1784.

Narratio critica de interpretatione Jobi c. XIX. v. 25 — 27 in antiqua ecclesia 1783. 4.

De Pontii Pilati actis in causa domini nostri ad imp. Tiber. missis probabilia. 1784. 4.

De eo, quod inprimis ignominiosum fuit in supplicio Jesu Christi. 4.

Flavii Josephi de vita sua liber graece cum var. lect. et notis. Brunsv. 1786. 8.

De Cresconii concordia canonum ejusque cod. mscr. diss. Helmst. 1788. 4.

De figurato dicendi genere fonte multarum in relig. chr. fabularum. progr. 4.

Zwei Reden bei Einführungen: frohe Aussicht für die Religion in die Zukunft und Beurtheilung der Klagen über Geringschätzung des Predigerstandes. 1790. 8.

Ueber die Weisheit, sich in die Zeit zu schicken, wenn die Zeit böse ist. Bußtagspredigt. 1794. 8.

Chr. Thomasens Gedanken von dem Recht eines christlichen Fürsten in Religionssachen. 1794. 8.

Georgii Blandratae confess. antitrinitaria ejusque confutatio auct. M. Flacio e msc. primum editae 1795. 4.

Wilhelm Paley's horae paulinae aus dem Englischen mit Anm. 1797. 8.

Das fröhliche Alter. Rede. 1798. 8.

Joannes apostolus nonnullorum Jesu apophthegmatum in evangelio suo et ipse interpres. 4. und codicis Uffenbachiani, qui epistolae ad Hebraeos fragmenta continet, recensus et specimen aere exsculptum 1799. 4. (beide auch in Potts und Ruperti's syll. comment.)

Würde und Bestimmung des christlichen Predigtamts. Einführungsrede. 1799. 8.

Verschiedene Predigten: wie sich Sünde mit Sünde bestrafe; daß Manches, was unsere Vorfahren thaten, auch von uns geschehen sollte (1800); am ersten Tage des neuen Jahrhunderts (1801); bei Einweihung einer neuen Kirche (Braunschweig 1801).

Elogium Augusto Ferdinando com. de Veltheim dictum. 1802. 4.

Opuscula academ. thol. potissimum argumenti. Lips. 1802. 8.

W. Roskoe's Leben und Regier. des Pabstes Leo X., übers. von Glaser, mit Anmerkungen von Henke. Leipz. 1807 und 1808. 3 Bnde. 8.

Aktenmäßige Geschichte einer würtembergischen neuen Prophetinn nebst Nachrichten und Bemerkungen über chiliast. Schriften und Träumereien würtembergischer Pietisten und Separatisten. Hamb. 1808.

Recensionen finden sich von Henke in mehreren der gelesensten literärischen Zeitschriften; auch einige Artikel in dem von Scheidemantel herausgegebenen und von Häberlin fortgesetzten Repertorium des deutschen Lehn- und Staatsrechts. *)

*) Vergl. Vollmann Erinnerungen an Henke's Verdienste. S. 346 und am Ende.

Nagel.

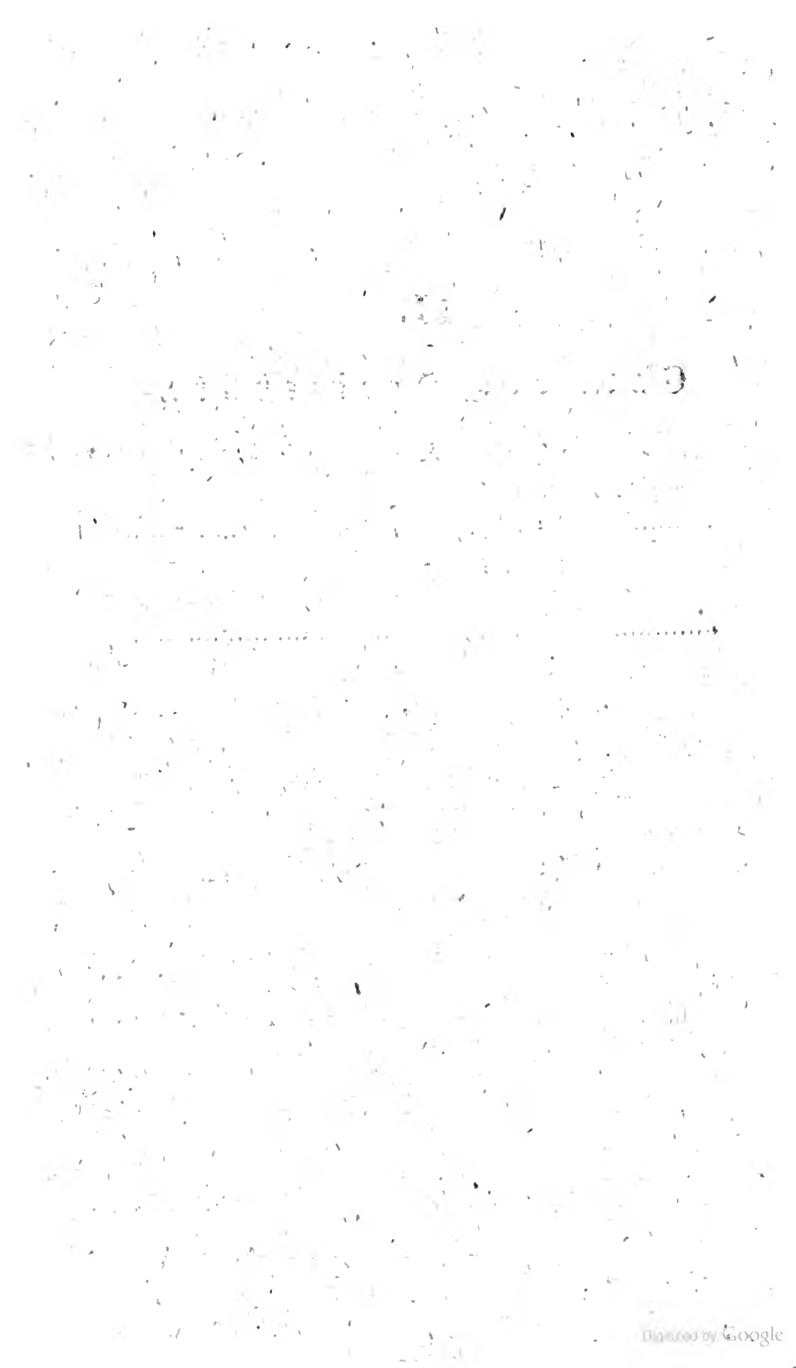
II.

Carl der Dreizehnte,

König von Schweden.

Dem Verdienste seine Kronen!

Schiller.



Carl der Dreizehnte,

König von Schweden.

Schweden, das entlegene nordische Reich, wurde in den neuern Zeiten wieder in den Strom der Welthändel, welche den südlichern Theil Europens erschütterten, gerissen, und nahm dabei auch in dem Innern des Reiches so verschiedenartige Gestaltungen an, daß dem fernen Enkel die letztere Geschichte Schwedens vielleicht als Legende erscheinen dürfte. Die Scandinavischen Länder sind, so lange auf diesem unwirthbaren Boden ein europäisches, selbstständiges Reich sich bildete, nie frei gewesen von innern Erschütterungen, und zwar, weil die Tapferkeit des Volkes die in gewagter Zeit errungene Selbstständigkeit verfechten und behaupten mußte, und weil hierzu eine mehrere Freiheit des Volkes, ein Selbstthum desselben der Regierung ein nothwendiges Opfer des Stolzes und des Anspruchs auf die monarchischen Rechte war. Nur durch die mehrere Freiheit

des Schweden konnte Schweden ein Königreich bleiben! Aus den schwedischen Regentenreihen sind von je tapfere Streiter, aber auch sehr — man mögte sagen — abentheuerliche Menschen hervorgegangen, und so unverdrossen, willig und, als nordisches Land, fast sklavisch gehorsam das Volk, so brav und willig die Armee ist, so unruhig, anmaßend, ja tumultuarisch haben sich oft die Stortings (Reichsstände), bewiesen.

Ehe wir zu dem individuellen Leben des Königs Carl XIII. übergehen, wird es nöthig seyn, die letzten Wechselungen, welche in Schweden und mit Schweden vorfielen, und zwar um so mehr, da bei diesen Ereignissen Carl XIII. als damaliger Herzog von Südermanland nahe oder entfernt Theil nahm, und da diese historische Uebersicht sein nachheriges Regentenleben leichter und einfacher beurtheilen läßt.

König Gustav III. war seit 1789 besonders damit beschäftigt, den Anforderungen und Anmaßungen des schwedischen Adels, aus dem fast allein die Reichsstände bestehen, Hinderungen in den Weg zu legen. Er drang ziemlich mit der königlichen Gewalt durch, und schloß unter dem Beistande der drei sogenannten unadlichen Stände am dritten April 1789 eine Vereinigungs- und Sicherheitsacte, wodurch diese innern Streitigkeiten zwischen Regenten und Volk gehoben und ausgeglichen waren.

Unglücklicher für ihn fiel der Krieg mit Rußland aus, den er durch das Einfallen in das russische Finnland, welches ehemals zu der schwedischen Krone gehört

hatte, am drei und zwanzigsten Junius 1788 eröffnete. Denn die Offiziere seiner Armee widersetzten sich dem weiteren Vordringen, weil die Armee der Schweden allein der ungeheuren russischen Macht sich nicht entgegen stellen konnte, und dazu kam, daß die englischen und preußischen Hülfstruppen, worauf der König gerechnet gehabt, ausblieben; denn die Höfe von St. James und Berlin temporisirten in einer politischen Zweideutigkeit, während Gustav zu früh, zu verwegen zu der Offensive geschritten war. Unglücklicher wurde noch die Wendung dieses Krieges für Schweden durch den totalen Verlust der schwedischen Flotte bei Wyburg am dritten Julius 1790.

Der Gang der französischen Revolution, welcher damals alle Monarchen Europens aufmerksam auf ihre eigenthümlichen Verhältnisse machen mußte, bewirkte den Tractat zwischen Rußland und Schweden zu Werelä vom vierzehnten August 1790, und daraus erwuchs in freundschaftlichem Verhältniß bald am neunzehnten October 1791 der Defensiv-Tractat von Drottningholm zwischen beiden Mächten. Jetzt, wo das Reich in Sicherheit war, eilte Gustav, der allgemeinen Sache der Monarchen beizutreten, und es war schon unter den hohen Häuptern beschlossen, daß er die verbündeten Armeen in Frankreich einführen solle. Er war bekannt als ein kluger, tapferer Feldherr, dem der Name seiner hohen Ahnen bei den gegen Frankreich verbündeten Armeen eine Oriflamme seyn mußte. Die französische Republik hatte aber schon damals ihre Emissärs an allen Höfen der europäischen Fürsten, und man befürchtete im Nationalconvent das Erscheinen Gustavs an der

Spitze einer furchtbaren, combinirten Armee, welche gegen den Rhein hin sich zog. Ankarström wurde gedungen, und erschoß am sechzehnten März 1792 den König auf einem Maskenball im Schauspielhause. — Preußen zog sich bald darauf durch den Separatfrieden zu Basel vom fünften April 1795 von dem Kriege gegen die französische Republik zurück, und die schwedische Regentschaft erkannte gleich nach Gustavs Tode die französische Republik an, trat auch am zwölften Junius 1795 dem Baseler Frieden bei.

Am 1sten November 1796 trat der, nunmehr majorenn gewordene König, Gustav IV. Adolph, die Regierung an, und so verschiedenartig man ihn auch beurtheilt, so ist doch nicht zu leugnen, daß er viel zu der Aufnahme seines Vaterlandes that, und daß er den besten Willen hatte, es zum ersten Range zu erheben. Die Kräfte des Landes standen nur mit diesem großen Willen nicht in Verhältniß; und dennoch that der junge König sogleich alles, was er für die bessere Landesverfassung als nothwendig hielt. Sein Starrsinn, wie viele sagen, war nicht zu beschwichtigen, aber er verminderte doch sogleich die Staatsschuld, welche bei der vorigen Regierung gestiegen gewesen, er verminderte die Staatsausgaben um 380,000 Thaler jährlich, er sorgte hauptsächlich, ohne dabei durch neue Auflagen das Land drücken zu wollen, für Wiederherstellung der Flotte; auch die bessere Cultur des Ackers hatte er in besonderm Augenmerk, und um dem Lande mehrern Reichthum und mehr eigne Industrie zu verschaffen, nahm er den Grundsatz an, die Einfuhr fremder Waaren so viel als möglich zu erschweren. —

Schwedens Interesse erforderte es, der nordischen Convention gegen England, rücksichtlich der neutralen Schiffahrt, beizutreten, und dies geschah am sechzehnten December 1800. Das brittische Kabinet war mit dieser Maaßregel sehr unzufrieden, legte am vierzehnten Januar 1801 ein Embargo auf schwedische Schiffe, und König Gustav IV. von Schweden gebrauchte Repressalien und legte gleichfalls Embargo auf brittische Schiffe. Die Engländer, rüstig in dergleichen Welthändeln, besetzten am zwanzigsten März 1801 die schwedische Insel Barthelemy in Westindien, und da auch der Petersburger Hof über die brittischen Gewaltschritte der neutralen Schiffahrt sich unter den siebenten Junius 1801 mit Großbrittannien ausgeglichen hatte, so trat der schwedische Hof am dreißigsten März 1802, nachdem vorher noch viele Widersprüche des eigenwilligen Gustav IV. hatten ausgeglichen werden müssen, dieser Convention bei. Das Embargo wurde hiernach von beiden Seiten aufgehoben, und die Insel Barthelemy am zehnten Julius 1802 den Schweden wieder geräumt.

In Frankreich nahm unter Napoleons Leitung die Revolution eine andere, furchtbarere Gestaltung an. Die Ermordung des Herzogs von Enghien, der von fremdem Boden nach Frankreich hingerissen war, konnte nur dazu beitragen, den Widerwillen des schwedischen Königs noch mehr gegen Bonaparte, wie der damalige Machthaber der französischen Republik sich noch nannte, immer mehr aufzureitzen. Er rief seinen Gesandten von Frankreich zurück, und alle Verbindung mit dem Kabinet von St. Cloud war aufgehoben. Etwas tumultuarisch war sein Verfahren in dieser etwas mehr tumultua-

rischen Zeit. Durch eine Declaration vom siebenten September 1804 hob er alle Gemeinschaft mit Frankreich auf. Er ging noch weiter; in Schwedisch-Pommern zog er eine bewaffnete Macht zusammen, und da Preußen, welches damals als Protector der Neutralität des Nordens hierüber von ihm eine Erklärung begehrte, so wandte sich König Gustav an England, dem diese Neutralität nur gehässig seyn konnte. — Am dritten December 1804 schloß er mit dem brittischen Kabinet eine Convention, die sehr geheim gehalten wurde, um Pommern sich zu schützen, und er bestätigte diese durch einen anderweiten Tractat, welcher am ein und dreißigsten August 1805 zu Helsingborg abgeschlossen worden, wonach den durch das nördliche Deutschland ziehenden russischen Truppen der Durchzug durch das Schwedisch-Pommern verstattet wurde. Die russischen Truppen, welche zu der österreichisch-russischen Armee stoßen sollten, während Preußen seine bewaffnete Neutralität beobachtete und zu behaupten strebte, landeten am fünften October 1805 an den Hafenmündungen des Schwedisch-Pommern, und gingen schnell weiter vor. Kurz vorher, nämlich am dritten October, war der König Gustav der Verbündung von Rußland, England und Oesterreich gegen Frankreich nach dem Subsidientractat, abgeschlossen zu Beckosborg, beigetreten, wonach er sich anheischig machte, 12,000 Mann Auxiliartruppen zu liefern für die gemeinschaftliche Sache. Er that es, führte selbst die Schweden an, rückte vor bis über die Elbe, und hatte am neun und zwanzigsten December sein Hauptquartier in Lüneburg. —

Allein das alles konnte bei den Ereignissen der

Zeit Schweden nur in ein mißliches Verhältniß setzen. Denn mit überraschender Schnelligkeit hatte der französische Kaiser Napoleon die verbündete russisch-östreichische Armee am zweiten December 1805 auf's Haupt geschlagen, in der Schlacht von Austerlitz, und die Folge davon war ein schneller Friedensschluß, welcher dem französischen Kaiser, der den Augenblick wohl zu benutzen wußte, Raum gab zu andern Vorbereitungen. — Unter anderm wurde ihm Braunau in Depot gegeben, und dadurch hatte er einen Schlüssel mehr zu der östreichischen Monarchie. — Der König von Schweden hatte bei diesen Ereignissen nur das Lauenburgsche Land für Hannover erhalten wollen; aber Hannover wurde von dem französischen Kaiser als eroberte Provinz an Preußen abgetreten, und der König von Schweden konnte weiter nichts mit Erfolg thun, als daß er am fünf und zwanzigsten April 1806 ein Embargo auf alle preußische Schiffe legte, die preußischen Häfen an der Ostsee blockirte, und gegen diesen unerwartet gefundenen neuen Feind nur Pommern (das schwedische Vorpommern) zu behaupten suchte. Er erklärte unter dem sechs und zwanzigsten Junius 1806 das Schwedisch-Pommern, welches Gustav Adolph im dreißigjährigen Kriege mit dem Blute vieler Schweden und mit dem eignen Leben der Krone der scandinavischen Halbinsel errungen hatte, den Tractaten der Friedensschlüsse zu Münster und Osnabrück (1645 und 1648) zuwider, als dem deutschen Reich entfremdet, und verband Pommern mit der schwedischen Krone. In einem besondern Artikel des westphälischen Friedensschlusses war aber aus Dankbarkeit der Theil von Pommern mit der Mündung

von Stralsund den Schweden zwar eingeräumt worden, nur aber unter dem ausdrücklichen Bevorworten, daß diese Besitzung von dem deutschen Staatskörper nicht abgerissen werden könne. König Gustav IV. handelte also wider die alten Pacten, wenn er sein deutsches Pommern der schwedischen Krone einverleibte. Diese Verfahrungsart erregte ein nicht geringes, wenn auch nicht offenkundiges Aufsehen durch ganz Deutschland. Es entfremdete ihm die deutschen Fürsten und sein eignes Volk. Alle Verbindung mit Germanien, wie es in seiner ersten Anlage nach Beendung des dreißigjährigen Krieges sich gestaltet hatte, war durch diese nur allzu dreiste Declarationen, welche Gustav IV. um diese Zeit erließ, abgeschnitten, und Schweden war um diese Zeit in einem sehr mißlichen Verhältniß, wenn auch Gustav IV. immer noch mit trotzigem Pomp gegen die Wahrheit der Selbstständigkeit die Waffen versuchte.

Sein lebendiges Feuer gegen Napoleon, den Kaiser der Franzosen, ist bekannt, und man weiß, wie er um diese Zeit Ordenszeichen an zwei große Fürstenhöfe zurücksandte, weil gleiche Ordenszeichen dem Kaiser der Franzosen zugesandt waren.

Die Schlacht von Auerstädt oder Jena (14ten October 1806) entschied den Einfluß der neuen französischen Dynastie auch auf Norddeutschland; aber alle die traurigen Ereignisse, welche eine Folge dieses planlos angelegten, stolzen, den Gegner nicht genau berechnenden Feldzuges waren, — wozu noch eine unglückliche Uebereilung im Marschieren, und eine Zögerung im Proviantwesen kam, — wurden auch auf Schweden von

dem übermüthigen Sieger geworfen. Die französische Armee rückte am sechs und zwanzigsten Januar 1807 bis vor Stralsund, welches Gustav Adolph immer seinen Siegelring von Deutschland nannte, und von dieser Festung hatte Wallenstein, Herzog von Friedland, dem nichts widerstand, in dem dreißigjährigen Kriege zu dem schwedischen Obrist Wrangel, der sie damals vertheidigte, unverholen gesagt gehabt: „sie ist mit Ketten an den Himmel gebunden!" Jetzt aber wurde bei dem Vordringen der französischen Macht der König Gustav IV. am achtzehnten April 1807 zu einem Waffenstillstand genöthigt. Er wurde unterzeichnet zu Schlachtkow, und die Peene und Trebel waren darin zu Gränzlinien festgesetzt.

Am dritten Julius wagte es der König von Schweden, den Waffenstillstand aufzukündigen, indem englische Hülfsvölker auf der Insel Rügen angekommen waren. Die Nachrichten waren aber nicht bestimmt genug, und während jene Engländer vor Copenhagen sich legten, rückten die Franzosen mit überlegener Macht in Schwedisch-Pommern wieder vor, nahmen die ungeheure Festung Stralsund am vier und zwanzigsten August 1807, und die Insel Rügen, welche — so wie Stralsund — wegen Versperrung der Küsten, dem französischen Kaiser von höchster Bedeutung war, am fünften September in Besitz, nachdem Gustav IV. mit seinen Truppen sie verlassen hatte, und nach Schweden zurückgegangen war. — Gustavs unbesiegbare Abneigung gegen Frankreich entzweite ihn mit Rußland und Preußen, deren Regenten damals mit dem Hof von St. Cloud nach der Schlacht von Austerlitz in ein gutes

Einverständniß gekommen zu seyn schienen. Der Petersburger Hof forderte ihn am neunzehnten Februar 1808 auf, die ungebührliche Expedition der Engländer gegen Copenhagen, und die durch diese Unternehmung bezweckte Vernichtung der dänischen Flotte auch seinerseits zu rächen durch die Schließung der Ostsee; König Gustav aber verweigerte es, weil noch französische Truppen an den Küsten der Ostsee standen, und er diesen nicht in die Hand spielen wollte. Der Hof von Copenhagen erklärte am neun und zwanzigsten Februar 1808 die Aufnahme, welche die brittischen Truppen in den pommerschen Häfen, Landungsplätzen und selbst bei dem Durchmarsch gefunden hatten, als eine offenbare Feindseligkeit. Preußen, welches damals, gleich nach dem Tilsiter Frieden, in eine sehr mißliche Lage gestellt war, konnte gegen Dänemark, welches dem französischen System anhing, nichts unternehmen. Entschlossener zeigte sich König Gustav IV. von Schweden. Um diese Zeit war es, wo er die preußischen und russischen Ordenszeichen zurücksandte, wovon schon Erwähnung geschehen, als Preußen am achten März alle Verbindung mit Schweden aufhob.

Gustav IV. stand jetzt fast allein noch als Schirmvoigt der deutschen Freiheit, des Deutschthums da, und er, der Fremde, ist Märtyrer für das geworden, was kein deutscher Fürst damals wagte, nämlich den Ketten zu trotzen, welche der übermüthige Hof von St. Cloud nach dem Frieden von Tilsit über Germanien, über die Völker Herrmanns des Teutonen mit frivoler Gaukelei warf. — Er, der König von Schweden, hatte dem Andrang der Feinde nichts weiter entgegen zu stellen,

als seinen Grimm und seine eigne Kraft; in Hinsicht der letztern übereilte er sich so sehr, daß er gegen alles Völkerrecht den russischen Gesandten verhaften ließ. Zwar gab ihm England zu Fortsetzung des Krieges 100,000 Pfund Sterling monatlich, aber auch diesen Feuerbläsern mißfiel er bald, weil er eigenwillig und eigensinnig gegen die Ausschiffung der ihm zugesandten brittischen Auxiliartruppen handelte.

Der Krieg gegen Dänemark war von beiden Seiten unerheblich und kaum des Nennens werth. Der Mangel an Bedürfnissen bei den wechselseitigen Ausfällen nach Norwegen hin und zurück, bestimmte beide Theile zu dem Waffenstillstand vom fünf und zwanzigsten Julius 1808.

Was den Krieg gegen Rußland betrifft, so war er für den schwedischen König bedeutungsvoller und verhängnißvoller. Die von Peter dem Großen erbaute Residenz Petersburg liegt auf finnischem Boden, der ursprünglich zu Schweden gehörte, und der Einfall Gustav III. im Jahr 1788 machte den Hof von Petersburg ernsthafter, als je, darauf aufmerksam, daß Schweden sein Finnland wieder begehre, und Gustav IV. schien ganz der Mann zu seyn, der in kühnen Versuchen, deren Erfolg nicht zu berechnen, Alles wagen mögte. Für Rußland selbst konnte die Gelegenheit, sich gegen Schweden festzustellen, nicht günstiger seyn, als eben jetzt, und das russische Kabinet, welches seit der Kaiserin Katharina meisterhaft schlau und versteckt ist, benutzte diese Gelegenheit sehr vortheilhaft zu eignen Zwecken.

Am zwanzigsten Februar 1808 rückten 50,000 Russen bei Nyßlott und Abborsfort in das schwedische Finnland ein und überwältigten die schwedischen Besatzungen. Rußland ging hier sehr ernsthaft in seinen, ganz Europa bedrohenden Vorschritten zu Werke. Schon am zwanzigsten März 1808 declarirte der Hof von Petersburg die beständige Vereinigung der eroberten schwedisch-finnischen Provinzen mit dem russischen Reich, und befahl nach Art der Moskowiten den Eid der Treue für Rußland, obschon die Einwohner von König Gustav ihres Unterthaneneides noch nicht entlassen waren.

Am fünf und zwanzigsten März 1808 ergab sich auch die Festung auf der Insel Sweaburg, welche man als unbesiegbar gehalten hatte, und auch die Insel Gothland und die Alandsinseln im bothnischen Meerbusen wurden von den Russen besetzt. Sie wurden zwar nach kurzer Zeit von den Schweden wieder genommen, doch vergebens fochten die von allem Succurs verlassenen Schweden gegen den übermächtigen Andrang zu Wasser und zu Lande. Die blutige, vierzehnstündige Schlacht zu Orivais am vierzehnten September 1808 und die ferneren Gefechte waren fruchtlos, wenn man auch der schwedischen Tapferkeit die vollste Gerechtigkeit widerfahren lassen mußte. Der einzige Erfolg war der, daß die vereinigte schwedische und englische Flotte bei der Blockirung der russischen Flotte in Baltischport ein russisches Linienschiff von 74 Kanonen am sechs und zwanzigsten September 1808 wegnahm.

Die Schweden hatten bei dem unbeugsamsten Starrsinn ihres Königs diese Kriege mit der größten

Anstrengung geführt und von 100,000 wehrhaften Männern, die in das Feld gerückt, waren im Herbst 1808 nur noch 30,000 Mann vorhanden. Gefechte, schlechte Verpflegungsanstalten u. s. w. hatten die übrigen hinweggerafft. Trotz der englischen Subsidien waren doch zu Fortsetzung des Krieges, zu Wiederherstellung der Armee, zu Verbesserung der Marine noch sechs und zwanzig Millionen Thaler nöthig; die ungeheuersten Abgaben belasteten das Volk, und dazu kam, daß England, weil es keinen Erfolg der schwedischen Waffen sah, zu Vermehrung der Subsidien sich nicht entschließen mogte.

Aus dem mißlichen Verhältniß des schwedischen Reichs entstand nun bald eine Veränderung bei der Krone, eine Veränderung der politischen Grundsätze. Ein Historiograph sagt hierüber: „Die Betrachtung der Unmöglichkeit, daß die schwedische Armee auch mit der äußersten Anstrengung der weit überlegenen russischen Armee widerstehen könne, die unabwendliche Gefahr, daß die russischen Eroberungen weiter gehen würden, die Härte, mit welcher der König eine Unzufriedenheit über seine braven Truppen und selbst über seine Garden bezeugte, reitzten die westliche Armee zu einem Aufstande. 6000 Mann marschirten am ersten März 1809 nach Stockholm. Der König faßte den Entschluß, die Hauptstadt mit der Garnison zu verlassen, um mehrere Truppen an sich zu ziehen und die insurgirte Armee zu unterwerfen. Er wollte zu dem Ende zwei Millionen Thaler aus der Reichsbank wegnehmen. Da die Vorstellungen der Generale, welche um den König waren, nichts vermogten, ihn von solchen Entschlüssen zurück

zu bringen, und Bürgerkrieg davon die Folge gewesen seyn würde: so verhafteten diese den König am dreizehnten März 1809. Er wurde erst nach dem Schlosse Drottningholm und nachmals nach Gripsholm gebracht. Des Königs Oheim, der Herzog von Südermannland, übernahm sogleich die Regierung und schrieb auf den ersten May (1809) einen Reichstag aus."

Dieses war vorauszuschicken! Der Herzog von Südermannland, der nachherige König Carl XIII., ist der, von dem wir hier reden. *)

Carl XIII., früherhin bekannt unter dem Namen, Herzog von Südermannland, war geboren den siebenten October 1748. Seine Schwester ist die Prinzessin Sophie Albertine, welche am dreißigsten März 1787 zur

*) Ueber den bethronisirten König Gustav Adolph IV. wäre Manches zu sagen. An herrlichem Willen fehlte es ihm nicht, aber an extensiver und intensiver Kraft. Er wollte sich dem Zeitgeist entgegen werfen, und wurde ein Opfer der Zeit. Etwas abentheuerlich, überspannt in seinen Ansichten der wirklichen Welt, wie sie nun einmal ist, und wie man sie ertragen muß, durchreisete er den größten Theil des südlichen Europa. — Nur eine Anecdote von ihm, die wir aus einem öffentlichen Blatte (Z. f. d. e. W.) referiren. Er war in Rom, und nachdem er Manches gesehen,

Aebtissin von dem Stift Quedlinburg, wovon die Aebtissin damals 36,000 Rthlr. Einnahme hatte, gewählt worden. Sein Geburtsort ist Stockholm. Seine Eltern waren König Adolph Friedrich, aus dem Holstein-Gottorpschen Hause, und Luise Ulrike, Tochter Friedrich Wilhelm I. Königes in Preußen und Sophien Dorotheens, Tochter König Georg I. in Großbrittannien. An seinem Tauftage wurde er, nach dem Beschluß der Stände, zum Großadmiral von Schwedens Seemacht erklärt, dann 1770 Chef eines Reuterregiments, und 1772 durch den Beschluß des Storthing zum Herzog von Südermannland und General-Lieutenant der Landmacht ernannt. Er vermählte sich den siebenten Julius 1774 mit Hedwig Elisabeth Charlotte, Tochter des Herzogs Friedrich August von Holstein-Oldenburg, ohne aus dieser Ehe eine Descendenz zurückgelassen zu haben. — Schon an

---

ließ er auch einen Improvisàdóre kommen. Der König reisete nämlich unter dem Namen eines Grafen von Haga. Der Improvisàdóre sang, und der König gab ihm ein Geringes in Zechinen für seine Mühe. Der Improvisàdóre gab im Vorzimmer das Erhaltene dem Kämmerling des Königs mit den Worten:

Questo é il famòso Conte di Haga,
Ché tùtto véde, pòco intende niènte págá!

In der deutschen Uebersetzung heißt dieses Impromptü:

„Das ist der bekannte Graf von Haga,"
„Der alles besieht, wenig versteht, und nichts bezahlt."

den früheren Händeln der Schweden nahm er thätigen Antheil. Zunächst war dies bei der Revolution, welche Gustav III. wieder in den vollen Besitz der von den Ständen an sich gerissenen Macht setzen sollte, der Fall. Wenn er auch für die königliche Parthei handelte, so blieb er doch immer dabei ein Freund des Volkes. Zu jener Revolution gab er mit den ihm anvertrauten Truppen auf der Insel Schoonen das erste Signal, und bewährte hier seinen Muth, seine Feldherrntalente. Bald darauf, nachdem durch ihn besonders der Sturm der streitenden Partheien beschwichtigt worden, war er längere Zeit außerordentlicher Gouverneur der Residenz Stockholm, und das ganze Kriegeswesen zu Lande und zur See stand unter seinem Befehl. Die Soldaten liebten ihn, ohne daß er eben das Soldatenspiel besonders liebte. Seine Gemüthlichkeit, seine anspruchslose Vaterlandsliebe, seine Mäßigung machte ihn zu dem Liebling aller Partheien.

Vorzüglich tapfer erschien er in dem Kriege von 1788 bis 1790 als Großadmiral der schwedischen Flotte. Diesen Krieg führte Schweden unter Gustav III. bemerktermaßen gegen Rußland, und der Herzog von Südermannland war Oberbefehlshaber der Marine. In der Seeschlacht, welche er mit fünf und zwanzig Linienschiffen und fünf Fregatten am fünften Julius 1788 der russischen, ihm überlegenen Flotte unter Admiral Greigh, sieben Meilen von der Insel Hochland, angeboten gehabt, und welche dieser angenommen hatte, wurde das schwedische Admiralschiff, Gustav III. genannt, auf welchem sich auch der Contre-Admiral Wrangel, seiner tapfern Vorfahren tapferer Nachkomme, befand, von dem russi-

schen Admiralschiff und von zwei anderen Linienschiffen zu gleicher Zeit angefallen. Das schwedische Admiralschiff, der Gustav, hatte acht und sechzig Kanonen, das russische Admiralschiff hundert und vier, und die andern beiden russischen Linienschiffe ein jedes vier und siebzig Kanonen. Der Herzog von Südermannland und die ganze schwedische Flotte mit ihm schienen verloren zu seyn. Er aber, der Herzog, übersah sich die Operationslinie, und vertraute der besseren schwedischen Gewandtheit zur See, welche den russischen schweren Kolossen mindestens das Gleichgewicht halten werde. Dazu konnte er auf die lange bewährte Tapferkeit seiner Schweden sich verlassen. Er blieb auf dem Verdeck, theilte Befehle und Signale aus, und rauchte dabei ruhig seine Pfeife Taback, während bei dem mörderischen Feuer, welches das russische Geschütz, das bekanntlich als des vorzüglichsten eines in Europa gerühmt wird, gab, mehrere Adjutanten, viele diensthuende Krieger, und selbst sein Kammerdiener, auf den er sehr viel hielt, zu seiner Seite fielen. Er rief nur immer den tapfern Schweden zu: „entweder siegen oder sterben!“ Einige seiner Offiziere riethen ihm schon, die Segel zu streichen, weil das russische Geschütz nicht allein das Mast- und Segelwerk, sondern auch den Bauch des Schiffes stark beschädigt hatte; indeß er ermuthigte sie mit den Worten: „eher in die Luft gesprengt, als sich ergeben!“ Schmachvoll erschien ihm das Ergeben an den Nationalfeind der schwedischen Krone, und er stellte sich mit brennender Lunte an das Pulvermagazin, um das Schiff mit der ganzen Mannschaft in die Luft zu sprengen, wenn es den russischen Schiffen gelingen sollte, zu entern, oder das schwedische Admiralschiff als Wrack

fortzuschleppen. — Diese Festigkeit und Unerschrockenheit war nicht ohne Erfolg. Zwei andere schwedische Linienschiffe segelten heran, befreiten das Admiralschiff, und die Schlacht nahm für das schwedische Geschwader, welches seit langer Zeit sich nicht in See gezeigt hatte, dennoch eine sehr glückliche Wendung. Ein Lininienschiff ging verloren, aber auch die Russen verloren ein Linienschiff, und die russische Flotte mußte ihre ursprüngliche Bestimmung, gegen die Türken zu ziehen, aufgeben. Die schwedische Flotte war von dem Herzog von Südermannland in schräger Richtung aufgestellt gewesen, ungefähr in derselben, welche der britische Contre-Admiral Nelson in der Seeschlacht von Trafalgar gegen die combinirte französisch-spanische Flotte annahm.

Die schwedischen Stände erkannten die Verdienste des Herzogs von Südermannland, welche er in diesen Kriegesjahren dem Volke geleistet, wenn sie auch nicht immer mit glücklichem Erfolg gekrönt waren, dennoch dankbar an, und er wurde von ihnen mit Geschenken überhäuft. König Gustav III. selbst gab ihm ein ganz besonderes Ehrenzeichen dadurch, daß er ihm die Erlaubniß ertheilte, sich eine Trabantengarde — ein Vorzug der Regenten — zu halten. Gustav III., ein gewiß nicht unweiser Regent, hatte in seinem Testament den Herzog von Südermannland zum Vormund seines minorennen Sohnes, Gustav IV. ernannt gehabt, und der Fall trat durch die vorhin bemerkte Ermordung des regierenden Königs früher ein, als man hätte erwarten mögen.

Der Herzog von Südermannland übernahm die Regentschaft über das Königreich seines minderjährigen Neffen für die Jahre 1792 bis 1796, und seine Administration war segenvoll für Schweden. Trotz der mißlichen politischen Verhältnisse Europens, wo damals fast kein einziges Fürstenkabinet eine Normalrichtung finden konnte, wußte er doch Schweden den Frieden zu erhalten, und zwar zu einer Zeit, wo fast die ganze nördliche Hemisphäre glutentflammt gegen einander wüthete, und wohl berechnend benutzte er diesen Moment, Schweden durch Frieden, neutralen Handel und Beförderung des innern Industriefleißes mehr zu erheben. Er war in diesem Zeitraum der Regentschaft ein sehr eifriger Beförderer der Wissenschaften und Künste. Das Museum zu Stockholm, die Ritterakademie zu Karlsberg, worin zweihundert junge Edelleute militärisch erzogen werden, und mehrere andere wohlthätige Stiftungen verdanken ihm ihre Gründung.

Sobald der Nachfolger König Gustav III., Gustav IV. Adolph die Volljährigkeit erreicht hatte, und die Regierung selbst antrat, zog sich der Herzog von Südermannland von den öffentlichen Geschäften zurück, überließ es dem jungen Regenten, dem er nun nichts mehr zu sagen hatte, das wilde Roß der Volkslaune zu zäumen, und lebte fortan in wissenschaftlicher Ruhe und Zurückgezogenheit.

Eifrig sammelte er, in militärische, strategische Studien vertieft, wobei er auch die höhere Mathematik immer mehr lieb gewann, um diese Zeit Landcharten, Zeichnungen, ließ selbst durch geschickte Offiziere

Zeichnungen von schwedischen Seeplätzen sowohl als von festen Stellungen auf dem Lande aufnehmen, prüfte alle die Arbeiten genau, und ging, ganz eigentlich genommen von der Praxis zur Theorie über. Er selbst verfertigte darüber ein räsonnirendes Verzeichniß (catalogue raisonné) und lebte sich selbst, in einem Kreise von wenigen auserwählten Vertrauten. Sein liebster Aufenthalt war ihm um diese Zeit das Schloß Rosenberg, drei Meilen von Stockholm. Im Sommer fand er viel Vergnügen am Gartenbau und an der Verschönerung dieser romanesken Naturgegend, wo man nur durch geringe Industrie der alten Mutter Natur nachzuhelfen braucht, um dem Geist der Zerstörung Einhalt zu thun, und durch menschliche Kunst ihm Schranken zu setzen.

Freilich war er in den Gebäuden nicht ganz ohne Eitelkeit. In Gemälden, in Schiffsäulen, in marmornen Trophäen ließ er das Andenken an seine eigne Feldzüge wieder aufleben; in einem der Säle sind die Abbildungen der ersten, berühmtesten Admiräle Schwedens aufgestellt, und erst, als die Katastrophe Gustav IV. eintrat, stellte sich der Herzog von Südermannland, eigentlich ungern, an die Spitze der Regierung, denn er war schon in der Zeitperiode der Abspannung des Alters befangen; doch sein Vaterland war ihm zu werth, als daß es dem Zwiespalt der Partheien hätte preis gegeben werden sollen, zu einer Zeit, wo die wahren Schweden auf ihn allein noch vertrauten. Dieses Vertrauen allein gab ihm Muth und Kraft, das Heft der Regierung nachher zu übernehmen. — Doch, wir müssen nach dieser ersten Einführung des Herzogs von Südermannland in die

größten Staatsverhältnisse Schwedens, zu dem Gang der Geschichte zurückkehren.

Gustav IV. hatte keinen Anhang bei der schwedischen Nation gefunden, weil sein gewiß edler Nationalwille dem Glück, der Uebermacht und dem Zeitgeist unterliegen mußte. Der Verlust des letzten Theils von Finnland und des Schwedisch-Pommern, welches letztere so einflußreich für die europäischen Verhältnisse in merkantilischer und politischer Hinsicht für Schweden gewesen war, erzürnte die Nation, und die Mißgriffe in der Politik legte man ihm, dem Könige zur Last. Außerdem legte man ihm den Verlust des dritten Theils der Volksmenge, den übermüthig in falschem System hingegebenen Kern der schwedischen Landarmee, den Verlust einer mit unerschwingbaren Kosten wieder herzustellenden Marine, die totale Zerrüttung der Finanzen, die constitutionswidrige Anmaßung und die widersinnige Politik, mit überlegenen Mächten keinen Frieden einleiten zu wollen, zur Last.

Der Storthing versammelte sich in geheimer Sitzung, die Gefahr und Bedrängniß des Landes wohl erwägend, und König Gustav IV. wurde nach den gefaßten Beschlüssen der geheimen Versammlungen genöthigt, am neun und zwanzigsten März 1809 eine Acte zu unterzeichnen, wornach er seine königliche Würde niederlegte, und mit einer, nicht bedeutenden Appanage sich begnügte. Die Bestimmung des Nachfolgers blieb in dieser Acte zweideutig gestellt, bei dem Widerstreit zwischen der königlichen Gewalt und den Storthings. Beide Theile suchten in dieser Periode der Krise ihre

Rechte gegen einander festzustellen. Indessen war der Herzog von Südermannland schon durch einen Beschluß vom dreizehnten März 1809 zum Reichsverweser erkohren.

König Gustav fügte indessen der Entsagungsacte im November 1814 die Declaration hinzu, daß dadurch den Erbfolgerechten seiner Familie nichts vergeben seyn solle. — Auf dem schwedischen Reichstage indessen wurde dem König Gustav IV. die durch ihn und seinen Eigensinn veranlaßte gefahrvolle Lage des Reiches vorgestellt, es wurde ihm und seinen Erben der Gehorsam aufgekündigt, und eine aus 114 Artikeln bestehende Konstitutionsacte von dem Storthing bestimmt. Dem bisherigen Reichsverweser, dem Herzog von Südermannland, wurde hiernach die Krone von Schweden durch einmüthigen Beschluß anvertraut, und als er sie am sechsten Junius angenommen, wurde am siebenten Junius 1809 die neue Konstitution öffentlich dem Volke bekannt gemacht.

In sehr mißliche, genau zu berechnende Verhältnisse kam König Carl durch die Erhebung zu der Königswürde. Was er vermogte, that er, mit Mäßigung und wohlerwogener Besonnenheit das Interesse des schwedischen Volkes nunmehr wahrzunehmen. Er war unbeerbt, und die vorläufige Bestimmung eines Nachfolgers schien den schwedischen Reichsständen allerdings nothwendig zu seyn. Die Wahl des Königs selbst und der Stände fiel am achtzehnten Julius 1809 auf den Prinzen von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, dänischen Feldmarschall und Statthalter von Nor-

wegen. Die politische Ansicht in dieser Wahl ist nicht zu verkennen. —

Der entthronte König Gustav IV. verließ mit seiner Gemahlin, Friederike Dorothee Wilhelmine, Prinzessin von Baden, und mit seiner Familie das schwedische Reich am sechsten December 1809, nachdem seine Angelegenheiten, die künftige Versorgung der königlichen Familie betreffend, in Ordnung gebracht waren. Durch Deutschland ging er nach der Schweiz, und streifte nachher von hier ab viel umher, an den größten Höfen Europens, namentlich bei dem Kabinet von St. James Unterstützung für die Erbfolgerechte seines Sohnes zu suchen. Ueberall, nach dem geltenden System damaliger Zeit, dem er allein sich zu widersetzen kühn genug war, abgewiesen, scheint er alle Ansprüche auf politische Händel nunmehr aufgegeben zu haben.

Die neue, interimistische Regierung der schwedischen Stände eilte unterdeß, Frieden mit allen Mächten zu schließen. England zuerst vergaß die letzten Feindseligkeiten König Gustavs, und söhnte sich aus. Es bewilligte sogar gern, daß die schwedische Regentschaft mit andern Mächten, welche noch gegen Großbrittannien stritten, sich aussöhne.

Hiernach folgte die, für das schwedische Interesse wesentlichste Aussöhnung, nämlich die mit Dänemark durch den Tractat von Jönköping am zehnten December 1809.

Mißlicher war die Wiederherstellung des Friedens

mit dem eroberungssüchtigen Rußland. Die Vortheile der russischen Heeresmacht waren überwiegend, zumal noch am fünf und zwanzigsten März 1809 der schwedische General Griepenberg zwischen Umma und Calix, nachdem er abgeschnitten worden, sich mit 7000 Mann auserlesener schwedischer Truppen ergeben hatte.

Bei dieser feindlichen Uebergewalt mußte Schwedens Regierung sich entschließen, um den Frieden mit Rußland zu gewinnen, den letzten Rest von Finnland hinzugeben, und am siebzehnten October 1809 einen Tractat zu Friedrichhamn zu unterzeichnen, wonach dieser herrliche Landstrich nebst Westbothnien und der Hälfte der Alandsinseln an Rußland abgetreten wurden, so daß die Flüsse Tornea und Murnio die Gränze der Reiche feststellten. Der schwedische Hof mußte sogar in dem dritten Artikel dieses Tractats versprechen, den englischen Schiffen den Eingang in die schwedischen Häfen, mit Ausschluß des Salzes, welches in Schweden sich nicht findet, oder nur mit vieler Mühe errungen wird, zu versperren. Mit Frankreich blieb Schweden unterdeß noch in feindlichem Verhältniß, und Frankreich, um im Norden Europens ein Gegengewicht wider Rußland und besonders gegen Großbrittannien zu gewinnen, richtete nach den fein-politischen Ansichten des Kaisers Napoleon sein ganz besonderes Augenmerk auf Schweden.

Welche Intriguen zu der Zeit gesponnen worden, das gehört der Geschichte, die nur die Resultate liefert, nicht an. Genug, das schwedische Volk wurde durch den urplötzlichen Tod des designirten Thronfolgers (am zwanzigsten May 1810) erschreckt, und suchte die geheimen

Motive davon in einer gefährlichen Verrätherei. Es fehlte wenig, daß nicht ein innerer Aufstand durch den (sogenannten) tiers état entstanden wäre. Nachdem diese Unruhen beschwichtigt worden, deren unschuldiges Opfer der Graf Fersen ward, so eilte der Reichstag zu der Wahl eines neuen Thronfolgers. Auf dem deshalb zu Oerebro versammelten Reichstage war die Mehrheit für den König von Dänemark, wodurch die Calmarische Union der Verbindung der drei Reiche, Dänemark, Norwegen und Schweden demnächst wieder erhalten gewesen seyn würde. Noch war für die Bestimmung über den Thronfolger nichts bestimmt entschieden. Der französische Einfluß leitete aber bald das ganze Wesen, und im August 1810 wurde der Reichstag sowohl als der König, französischer Seits dahin bestimmt, den Marschall Bernadotte, eben denselben, der vorhin Hannover im Namen der französischen Macht als Marschall von Frankreich besetzt gehabt, als Kronprinzen zu erwählen. —

König Carl XIII. wich der Nothwendigkeit der Verhältnisse, zumal die durch fremde Gewalt gewonnenen Stände den Marschall Bernadotte als Kronprinzen begehrten, und der König adoptirte ihn in dieser Qualität durch eine feyerliche Acte.

Der adoptirte Kronprinz, Marschall Bernadotte, traf am zwanzigsten October 1810 in Schweden ein, bekannte sich sogleich zum lutherischen Glauben, und nahm den Namen Carl Johann an. Dazu aber kam noch, um die Gunst der Schweden zu gewinnen, daß er die Beute vieler Kriegesjahre mit wohlberechneter Großmuth unter Soldat und Bürger sogleich zu verthei-

len wußte, und sich dadurch Achtung am Hofe, Vertrauen bei allen Ständen gewann. — König Carl kam von den Sonderbarkeiten vorgefaßter Meinungen zurück, und schätzte bald den ihm gewissermaßen aufgedrungenen Kronprinzen als seinen Freund.

Diese in den geheimen Motiven nicht näher zu entwickelnde Wahl des Marschalls Bernadotte zum Kronprinz von Schweden war so sehr mit dem System des französischen Kaisers in Einverständniß, daß der Friede zwischen Frankreich und Schweden nun keine Schwierigkeiten weiter fand. Er wurde zu Paris am sechsten Januar 1810 unterzeichnet, und zwar unter, für Schweden sehr vortheilhaften Bedingungen. Die Krone Schweden erhielt dadurch das Schwedisch-Vorpommern zurück, mit Ausschluß der darin aus den Domainen gestifteten Dotationen, und Schweden trat hiernach dem Kontinentalsystem, der Sperrung der Häfen u. s. f. bei, mit dem Vorbehalt der freien Einfuhr des Salzes. Der Friedensbruch mit England am zwölften November 1810 war die Folge dieses Einverständnisses mit Frankreich. Großbrittannien hatte an Schweden einen sehr treuen Verbündeten, der Hinsichts der Häfen der Ostsee von höchster Bedeutung war, verloren, und es würde ihn sich erhalten gehabt haben, wenn es nicht etwas zu sehr kaufmännisch die an das, des Geldes bedürftige Schweden zu zahlende Subsidien berechnet gehabt hätte.

Des französischen Kaisers Erwartung, daß durch die Wahl des Marschalls Bernadotte, der ihm selbst verschwägert ist, zum Kronprinz von Schweden, das schwedische Interesse von dem des französischen Hofes

dependent werden solle, ging aber nicht in Erfüllung. Der Kronprinz kam bald mit König Carl in engeres Einverständniß, und hatte, zurückgegangen von der französischen Parthei, nun nur das wahre, reine schwedische Interesse vor Augen. Das Kontinentalsystem des Kaisers Napoleon war allzu strenge und zu wenig mit den Interessen der schwedischen Volksklassen vereinbar, als daß es hier hätte in Ausübung gebracht werden können. Eine vortheilbringende Neutralität zu beobachten, war jetzt wieder der glücklichste Zeitpunkt für Schweden. Die konstitutionswidrigen Forderungen des französischen Kaisers gingen immer weiter, sein Begehren wurde immer anmaßender und befehlender. So verlangte er unter andern, daß Schweden 2000 Matrosen nach Antwerpen schicken solle. Der König von Schweden schlug es ab, mit dem Beifügen, daß er dadurch seine Marine entnerven, und andere Flotten bereichern würde. —

Das feste Auftreten des schwedischen Hofes gegen den französischen Kaiser erzürnte denselben in den Zeiten, wo er seine volle Kraft noch fühlte, und Napoleon würde unfehlbar die scandinavische Halbinsel als ein Bollwerk gegen die Nord- und Ostsee-Küstenländer sich hingenommen haben, wäre sein Krieg vom Jahr 1812 gegen Rußland von dem Erfolg gewesen, den der französische Kaiser von der Heeresmacht, die an den Zug des Xerxes erinnert, erwartet gehabt.

Während der auffallenden Zurüstungen Frankreichs zu dem nordischen Kriege gegen Rußland, um nach der Demüthigung desselben sich den Landweg nach Ostindien

zu bahnen, und hier Großbrittannien in seinen Herzadern anzugreifen, war der Petersburger Hof nicht unthätig geblieben. Im Geheim bildete sich eine Koalition gegen Frankreich, und schon im Jahr 1812 trat der König von Schweden dieser stillen Verbindung gegen Frankreich bei; das Hauptmotiv dieses Beitritts war das scharfe Augenmerk des Hofes von Stockholm auf Dänemark. Der Hof von Kopenhagen hing nämlich mit entschiedenem Interesse an dem französischen System, und würde der Widerstand der Alliirten von Erfolg seyn, so hatte Schweden zu erwarten, von Dänemark durch die Koalition seine frühern Verluste wieder gewinnen zu können; — andern Falls aber war die scandinavische Insel für die Franzosen unangreifbar, und nur das schwedische Pommern konnte eine ungewisse Beute des Siegers werden. Dieses politische System in dem entscheidenden Moment der Entwicklung unsers Zeitalters war sehr gut berechnet, und der Erfolg rechtfertigte das Beginnen.

Schon im Jahr 1807 hatte das brittische Ministerium Norwegen dem Schwedenkönige zugesichert, als Belohnung für die feste Ausdauer bei der brittischen Allianz. Jetzt schien der Augenblick für Schweden gekommen zu seyn, dieses, zwar unwirthbare, aber doch für Schweden in vieler, besonders merkantilischer Hinsicht vortheilhafte Land von Dänemark abzureißen. Die Unterhandlungen desfalls, nämlich die geheimen, wurden gepflogen, das brittische Ministerium sicherte im Nothfall die kräftigste Unterstützung zu, und während schon ganz Europa in dem Kriegestaumel befangen war, rückte nun der Kronprinz von Schweden (Bernadotte)

mit der Zustimmung des Königs Carl am neunten December 1813 in das Holsteinische, nahm mit reißender Schnelligkeit, des Feldherrn, der ihn erzogen, sich erinnernd, Kiel, Friedrichsort, Glückstadt ein, und bedrohete von hier ab die Hauptstadt der dänischen Staaten. Ueber das ganze Land begann er sich auszubreiten, und nöthigte den dänischen Hof, am vierzehnten Januar 1814 den Frieden von Kiel zu unterzeichnen, wonach der König von Dänemark auf das freie Königreich Norwegen Verzicht leistete, und dagegen wurde ihm Schwedisch-Vorpommern nebst der Insel Rügen als Entschädigung gegeben.

Verrath und heimlicher Betrug, durch Unterhändler eingeleitet, scheint die Folge dieses abgezwungenen Friedensschlusses gewesen zu seyn; denn Norwegen erkannte zwar die Verzichtleistung des Königs von Dänemark auf die norwegische Krone an; aber es rühmte sich auch seiner Konstitution, ein unabhängiges, freies Volk zu seyn, das nach eigener Wahl einen König sich wählen könne. Der Hof von Stockholm temporisirte, um diesen Gährungsstoff der Norweger in sich selbst erst verkohlen zu lassen.

So wählten denn die norwegischen Stände den Prinz Christian von Dänemark, und bisherigen Statthalter in Norwegen, zu ihrem König. Er nahm das schwere Amt an, und suchte, durch eine starke, bewaffnete Macht, welche über die Kräfte des Volkes ging, sich zu behaupten. Doch, die Schweden, unterstützt von England und Rußland, drangen siegreich vor, und besetzten mit leichter Mühe

die Hauptplätze von ganz Norwegen. Gedrängt von den schwedischen Waffen, sah der norwegische König Christian die Nothwendigkeit zu unterhandeln, wohl ein, und schloß mit den Schweden einen Waffenstillstand zu Moß am vierzehnten August 1814. Zwei Tage darauf legte er feyerlich die norwegische Krone nieder, und überließ die weitere Bestimmung darüber den Ständen.

Nach Christiania wurde ein Reichstag ausgeschrieben, und nach vielen Debatten wurde hier am vierten November 1814 dem Könige Carl XIII. von Schweden und dessen rechtmäßigen Nachkommen von den norwegischen Ständen die Krone ihres freien Wahlreiches übertragen. So war Norwegen wieder mit Schweden vereint. Die Treue, der gute Wille, welchen König Carl überall gezeigt, seine Mäßigung, seine ungeheuchelte Volksliebe hatten auch die Gemüther der Norweger für ihn gestimmt gehabt. Die norwegischen Landtagsdeputirten sowohl, als auch der König, unterzeichneten eine Konferenz-Urkunde, bestehend aus 112 Paragraphen, deren hauptsächliche Tendenz dahin geht, daß Norwegen als ein freies, für sich selbst bestehendes, unabhängiges, untheilbares Reich betrachtet werden soll, und daß die neue Wahl nach Aussterben der königlichen Familie den Ständen Norwegens vorbehalten bleibt. *) Als König in Norwegen wurde er am vierten November

*) Ob unter dem Ausdruck: „königliche Familie" auch Adoptirkinder verstanden, das ist noch zu erwarten.

desselben Jahres anerkannt. In dem Seekriege, welcher dieser Occupirung von Norwegen voran ging, hatte er seit Anfangs August 1814 vom Bord des Linienschiffes „Gustav der Große“ mit glücklichem Erfolg die Seeoperationen geleitet gehabt, besonders gegen Friedrichstadt.

Diese Expedition war aber auch seine letzte öffentliche Darstellung. Das Alter mit seinen unheilbaren Schwächen war Herr über einen sehr regen, hohen Geist geworden. Er überließ die weiteren politischen Verhandlungen dem designirten Kronprinz, Carl Johann, und mischte sich nicht in die Händel, welche die Reichsstände darüber führten, den Prinz Oscar zum Nachfolger auf dem Königsstuhl festzustellen. Um den Unkundigen in dem Lauf der Zeitgeschichte zu belehren, ist hier zu bemerken, daß Prinzen Oskar der Sohn des Marschalls Bernadotte, damaligen Kronprinzen von Schweden ist, und daß die Stände Schwedens, wie der Erfolg bewiesen hat, vergebliche Versuche gemacht haben, um sich selbst die Gewalt und Willkühr zu sichern, dem Unmündigen die Thronfolge, mit Ausschließung seines Vaters, zuzuwenden. Carl Johann müßte aber nicht in der Schule Napoleons aufgewachsen gewesen seyn, wenn er die Kabalen der Reichsstände nicht durchschaut gehabt, und diesen elenden Mitteln eine Gegenkraft zurückgeworfen hätte.

König Carl nahm nur in der Ferne Antheil an den wichtigen Ereignissen der letzteren Kriegeszeit, und Carl Johann mit den schwedischen Truppen wußte vor Berlin und bei Leipzig es zu beurkunden, daß er es werth sey, der großen Union anzugehören. Zwar

haben ihm Unkundige bei der Operation vor Berlin darüber Vorwürfe gemacht, daß er den Feind bis unter die Barrieren der Residenz habe kommen lassen; allein ein Feldherr bedarf darüber keiner Vertheidigung. Keinem Dritten kann und darf er entdecken, was sein Plan sey, denn sonst würde er nicht Feldherr seyn, und hier rechtfertigte der Erfolg das Beginnen. Bemerkenswerth ist bei diesem Befreiungskriege Deutschlands von dem französischen Joch; bei diesem Völkerkriege, woran Schweden so thätigen Antheil nahm, außerdem, daß die tapfern Schweden einigemal ihre Unzufriedenheit darüber zeigten, nicht in das erste, wilde Gemetzel, sondern in die Reserve gestellt zu seyn, ohne dabei zu erwägen, daß die erste Reserve der Kern einer gegen den Feind aufgestellten Armee seyn muß, ein sicherer Anlehnungspunkt, ein fester Halt. Der Kronprinz Carl Johann hatte es daher sehr wohl berechnet gehabt, seine Schweden, wo bei geringer Volkszahl Meer und Land Menschenopfer würgen, in die zweite Linie zu stellen.

König Carl XIII. gewann durch die Siegesnachrichten, welche immer mehr und mehr eingingen, trotz seiner Altersschwäche wieder neue Kraft, und leitete noch selbst das diplomatische Wesen in dieser sonderbaren Zeitperiode, wo Schweden zwischen drei, ihm weit überlegene Mächte schwer gestellt war. Mit feiner Besonnenheit wußte er die Originalität des schwedischen Namens und des politischen Standpunktes seiner Nation nicht nur zu erhalten, sondern auch zu vermehren und zu erhöhen in einer Periode, wo ein jeder zugriff.

Seine Altersschwäche nahm indeß immer mehr und mehr zu, und am fünften Februar 1818 endete er, Abends gleich nach zehn Uhr ein würdevoll geführtes Leben. Er starb mit der Ruhe eines vollendeten Mannes. — Sein Testament beginnt mit den Worten:

„Da der höchste Gott Uns auf eine unmittelbare Weise gestärkt und beschützt hat, Unser Väterliches Reich obschwebenden Unglücksfällen und einem drohenden Untergange zu entreißen, und da die Vorsehung zum Uebermaaß der Güte Uns einen Sohn und Nachfolger auf dem schwedischen Thron geschenkt hat, dessen unvergleichliche Liebe und Ergebenheit gegen Uns und das Vaterland, und dessen ausgezeichnete, glänzende Eigenschaften und Tugenden Uns die sanfte Genugthuung verliehen, und der Gegenstand Unsers letzten Wunsches, der Schutz und das Wohl Unserer getreuen Unterthanen nicht kräftiger, als durch Unsern vielgeliebten Herrn Sohn, den Hochgebornen Fürsten und Herrn Carl Johann, der Schweden, Norweger, Gothen und Wenden Kronprinz, befördert werden können, dadurch zu wissen, daß Unser Reich glücklich und geachtet werde, und wünschen allein, daß Unser vielgeliebter Herr Sohn als Muster der Fürsten und die Wohlfahrt des Vaterlandes lange den schwedischen Thron zieren möge. ꝛc.“

Schon bei dem Leben des Königs, als die Altersschwäche bei ihm immer mehr und mehr zunahm, erschien von ihm am vierten Februar 1818 folgende Bekanntmachung öffentlich:

„Wir Carl von Gottes Gnaden, Schwedens, Nor-

wegens, der Gothen und Wenden König ꝛc. Herzog zu Schleswig, Holstein ꝛc. thun kund und zu wissen: daß Wir wegen einer Uns befallenen Krankheit, die Wir mit des Höchsten gnädigem Beistande bald zu überwinden hoffen, Uns gegenwärtig nicht mit den Regierungsgeschäften befassen können. Als haben Wir Unsere getreue Unterthanen nicht allein davon, sondern auch, daß unser vielgeliebter Herr Sohn, Ihro Hoheit der Kronprinz, in Folge Unseres und der Reichsstände gemeinschaftlichen Beschlusses vom achtzehnten August 1812 in Ausübung der Gewalt mit allen, derselben nach den gegenwärtigen Grundgesetzen zuständigen Rechten eintritt, und die Regierung des Reichs in Unsern Namen führt, bis Wir dieselbe wieder übernehmen; wonach sich alle und jede gehorsamst zu achten haben. Urkundlich ist dieses von Uns eigenhändig unterschrieben und mit Unserm Königlichen Insiegel bekräftiget worden. Schloß Stockholm, den zweiten Februar 1818. Carl."

Das letzte, die Urkraft des irdischen Lebens aufreibende Fieber des Königs muß sehr stark gewesen seyn, denn der Puls gab in einer Minute 180 Pulsschläge. Schon am dritten, Abends, wurde das Schauspiel abgesagt, und alle öffentliche Lustbarkeiten eingestellt. Am vierten, Vormittages, erhielt König Carl das heilige Abendmahl aus der Hand des Doctor und Oberhofprediger Hedreen, und er nahm, zum Tode ganz vorbereitet, mit großer Besonnenheit von der königlichen Familie und den hohen Reichsbeamten Abschied. Noch am fünften hatte man künstliche Versuche gemacht, durch Beibringen von Lebensluft diesem, gewiß sehr edlen Leben eine längere Frist zu geben, und mit Gewalt dem

Tode die Beute abzutrotzen; aber alle Versuche waren vergebens gewesen.

Bei der Balsamirung des königlichen Leichnams wurden alle innere Theile gesund befunden, nur der Kopf war über der Hirnhaut mit Wasser gefüllt, und dieser Druck fremden Stoffes auf das nächste Organ des Lebens mag auch wohl die nächste Ursach seines Todes gewesen seyn. Seine Leiche wurde von den höchsten Mitgliedern des von ihm gestifteten Ordens nach dem Trauersaal gebracht, und an dem ganzen Trauergang nahmen besondern Antheil die Mitglieder der Freimaurerloge. Das Testament des Königs war am zehnten Februar gefertigt und von dem Reichsmarschall und dem Jüstizminister, dem Grafen Essen von Gyllenborg unterzeichnet. Der verwittweten Königin waren darin das in der Kassette vorräthige Gold und dann das Schloß Rosenberg auf Lebenszeit übermacht, und dem damaligen Kronprinzen das übrige persönliche Eigenthum, die Diamanten u. s. w. Diese Kostbarkeiten überließ nach Bekanntmachung des Testaments der neue Regent sogleich an die verwittwete Königin, mit der Bedingung, daß nach ihrem Ableben diese Juwelen an die Krone zurückfallen sollten. Die verwittwete Königin, welche in stiller Zurückgezogenheit ihre Tage beschließen will, hat aber jene Zeichen eitlen Gepränges nicht angenommen, sondern sogleich sie der Krone angewiesen.

Von den weitern öffentlichen Ereignissen in Schweden nach dem Ableben des Königs Carl XIII. etwas zu sagen, wird hier wohl an seiner Stelle seyn. Sogleich nach dem erfolgten Tode des Königs legte der Staats-

rath und sämmtliche dienstverrichtende Wachen der Hauptstadt dem Kronprinzen, als nunmehrigem Könige, den Eid der Treue ab. Mittags wurde in Gegenwart des Königs und des Kronprinzen (Oscar) wie auch des ganzen Hofes und der anwesenden Reichsstände ein Gebet in der Schloßkirche von dem Oberhofprediger Dr. Hedren für den hochseligen König gehalten, worauf der neue König, begleitet vom Prinzen Oscar und einem zahlreichen Gefolge des Generalstabes, sich zu Pferde setzte, und dem in der Hauptstadt anwesenden Militär, so wie der bewaffneten Bürgerschaft den Eid der Treue abnahm. Auf dem Rathhause hatten schon vorher der Magistrat und die Bürgerältesten den Eid der Treue geleistet.

Kurz nach dem Ableben des Königs Carl erließ der Nachfolger folgende Proclamation:

„Wir Carl Johann, von Gottes Gnaden Schwedens, Norwegens, der Gothen und Wenden König, entbieten Euch, Unsern sämmtlichen Unterthanen, welche in Schweden bauen und wohnen, Unsere besondere Gunst, gnädige Gewogenheit und dienstlichen Willen mit Gott dem Allmächtigen! Als Wir in Folge Unsers hochseligen geliebten Vaters, Herrn Carl XIII. gemachten Antrages an die Stände des schwedischen Reichs vom ein und zwanzigsten August 1810, einhellig zu dessen Nachfolger auf dem königl. schwedischen Thron erkohren wurden, und als Wir von dem übereinstimmenden Ruf des Königs und des Volks zugleich aufgefordert, diese ehrenvolle aber schwere Bedingung zu übernehmen, wurden Wir von dem mächtigen Bewegungsgrund geleitet, daß Euer freier und unabhängiger Wille für Uns durch Er-

eignisse herbeigeführt worden, die Uns völlig fremd gewesen und nicht von Uns abhingen. Dieser Beschluß hieß Uns einem ruhigen Leben entsagen, welches damals der Gegenstand aller Unserer Wünsche war. Bei Unserer Ankunft in Schweden erhielten Wir den ausgezeichnetesten Beweis des Zutrauens und der zärtlichen Freundschaft des nunmehr verewigten Königs dadurch, daß er Uns zu seinem Sohne annahm. — Indem diese Adoption seinem redlichen Gesinnen noch ein heiligeres Siegel aufdrückte, vermehrte sie zugleich Unsere neue Verpflichtung gegen Unser neues Vaterland. — Während der Jahre, die seit dieser, für Unser Herz so theuren Zeit verflossen sind, haben Wir diesem ewig vermißten und geliebten Fürsten alle die einem getreuen Unterthanen und einem zärtlichen Sohne gebührende Pflichten zu bezeugen gesucht, und täglich haben Wir von seiner väterlichen, niemals wankenden Zärtlichkeit den edelsten Lohn Unserer Lebensbemühungen genossen."

„Dieses Glück ist Uns nicht länger vergönnt. Der Tod hat Uns den entrissen, der in der Welt Uns die ungetheilteste Huld erwies. Aus Unsern kindlichen Armen, von der Seite einer trostlosen Gemahlin, aus dem Kreise trauernder Anverwandten, von einem Volke, dessen zweimaliger Retter er war, ist er mit der Ruhe des Weisen, mit dem Frieden eines reinen Gewissens, begleitet von den Trostgründen der Religion und den Thränen der Dankbarkeit, in eine bessere Welt zum Empfange des ewigen Lohnes hinübergegangen. Wir haben seine letzten Segnungen über Euch, gleich lebhaft an der Gränze des Lebens als während seiner kraftvollsten Tage entgegen genommen, und in seine sterbende Hand haben

Wir den heiligen Eid niedergelegt, mit dem Erbe seiner Krone auch seine zärtlichste Pflege des Vaterlandes, seine feurigen Wünsche für Euer Wohl zu erben. — Da Wir nun durch diese betrübte Veranlassung Schwedens und Norwegens vereinigte Throne besteigen, um beide Reiche nach ihren Grundgesetzen und der von Schwedens Ständen am sechsten August und vom Storthing bereits den ein und dreißigsten Julius 1815 beschlossenen und eingewilligten Reichsacte zu beherrschen; so geben Wir Euch die Königliche Versicherung, das Reich in Gemäßheit des Reichstagsbeschlusses vom ersten May 1810 zu regieren."

„Von Unserer ersten Ankunft auf Schwedens Boden war Unsere erste Obliegenheit, Eure Freiheit, Eure gesetzlichen Rechte, und die Unabhängigkeit des Reiches zu vertheidigen. Die Vorsehung hat Unsere Bemühungen mit Erfolg gekrönt. In dieser betrübten Stunde ist es also Unsere erste Pflicht, so wie Unser erster Gedanke gewesen, ihren mächtigen Beistand während Unserer künftigen Laufbahn zu erflehen. Von Eurer Einigkeit und Vaterlandsliebe erwarten Wir eine kräftige Stütze. In treuem Bündniß mit Eurem constitutionellen König werdet Ihr fortdauernd frei und selbstständig bleiben. Dadurch werdet Ihr dem Andenken des Fürsten am würdigsten huldigen, welchen Wir jetzt mit Euch beweinen, und dessen Geist immer schützend über einem glücklichen Volke schweben möge, das mit vollem Herzen den Dank an seinem Grabe ausspricht. Ohne ihn hätten Wir nicht die von Uns gestifteten Gesetze, den freien Boden. — Wir verbleiben Euch mit allen Königlichen Gnaden und Gewogenheit sammt und

sonders zugethan, und befehlen Euch im Uebrigen Gott dem Allmächtigen besonders gnädiglich. Stockholm-Schloß, den 5ten Februar 1818.

Carl Johann.

Gr. v. Wetterstedt."

Am zehnten Februar ließ der König Carl Johann die Reichsstände zu einem Plenum plenorum in den Reichssaal laden, und sie leisteten ihm den Eid der Treue und der Huldigung. Nachdem Carl Johann, der neue König, den Thronsitz eingenommen, wurde die Zusicherung des hochseligen Königs in der authentischen Urkunde von dem Hofkanzler, Freiherrn Graf Wetterstedt laut vorgelesen, worauf der Kronprinz (Oskar) mit der Hand auf die heilige Schrift dem Könige den ihm von dem Staatsminister, Graf von Engeström, vorgesagten Eid der Treue und Huldigung leistete, und nachdem der Kronprinz nun seinem Vater die Hand geküßt, nahm er einen Platz unter ihm ein. Dann wurden die Reichsstände zu Ablegung ihres Eides der Treue und zu dem Huldigungseide von dem Staatsminister nochmals aufgerufen, und welcher nunmehr, von dem Staatsminister vorgesagt, von dem Landmarschall, dem Erzbischof, den Sprechern des Bürger- und Bauernstandes nachgesprochen wurde. Die ganze Bürgerschaft von Stockholm schwur dem neuen König den Eid der Treue am zehnten desselben Monats.

In einem lateinisch abgefaßten Schreiben meldete der neue König dem Bundestage zu Frankfurt das Ab-

leben Carls XIII. und seine Thronbesteigung. Das Sendschreiben lautet wörtlich in der Uebersetzung dahin:

„Wir Carl Johann ꝛc. entbieten dem deutschen Bunde Unsern Gruß und Segenswunsch! — Mit tiefem Schmerze zeigen Wir dem deutschen Bunde freundschaftlichst an, daß Unser Vater und allergnädigster Fürst und Herr, Carl XIII. der Schweden, Norwegen, Gothen und Wenden König, Herzog von Schleswig, Holstein, Holmar und Dittmar, Graf von Oldenburg und Delmenhorst ꝛc. gestern Abend nach zehn Uhr verstorben. Dieser Monarch war so sehr durch glänzende und anerkannte Tugenden ausgezeichnet, daß er allgemeine Trauer um sich zurück ließ. — Der Schmerz, den Wir über diesen Verlust empfinden, ist um so tiefer, da er beständig für Uns eine wahrhaft väterliche Zuneigung gehegt, und Wir hinwiederum mit wahrhaft kindlicher Liebe gegen ihn durchdrungen gewesen. Daher zweifeln Wir keineswegs, daß der durchlauchtigste deutsche Bund, vermöge der glücklichen Freundschaft, die zwischen Ihnen und Uns bestehet, und die Erinnerung des Königs, der auf eine so ehrwürdige Weise gestorben, Antheil nehmen werde an dem tiefen und gerechten Schmerz, von dem Wir sowohl, als die ganze Königliche Familie, ganz Schweden und Norwegen getroffen sind. — Da nun vermöge des Erbfolgerechts, welches die freimüthige Wahl der Stände des Königreichs Uns übertragen, Wir die Zügel des Königreichs Schweden und Norwegen schon in Händen haben, so beeilen Wir Uns, dieses dem deutschen Bunde bekannt zu machen, und Ihn von Unseren Gesinnungen, die Bande der Freundschaft, die Uns vereinigen, immer fester und enger zu schließen,

die herzlichste Versicherung zu geben. Uebrigens empfehlen Wir den durchlauchtigsten deutschen Bund dem Allmächtigen! Gegeben in Unserm Schloß zu Stockholm, den sechsten Februar 1818.

Carl Johann."

Was nach allen diesen Operationen des neuen Königs über Schweden beschlossen sey, das bleibt der Zukunft und dem Erfolg anheim gegeben. Hier ist nur vom König Carl XIII. die Rede. —

Zu den Begräbnißfeierlichkeiten des Königs hatten die Stände sich bereitwilliger gefunden, als jemals, weil das ganze Land ihn liebte und ehrte, und weil er als biederer Vaterlandsfreund der Verehrung werth gewesen. Zu den Festlichkeiten des Leichenbegängnisses wurden 150,600 Rthlr aus dem besondern Staatsfond angesetzt, und um den guten Monarchen noch mehr in dankbarer Erinnerung zu erhalten, wandte die neue Regierung Alles an, das Trauerfest noch festlicher zu machen, damit der Eindruck bleibend sey.

Am neunzehnten März 1818 (am grünen Donnerstage) verkündeten schwarz gekleidete Herolde auf allen Stadtplätzen in Stockholm unter Trompeten- und dumpfem Paukenschall die Beerdigung des Königs Carl XIII. Tages darauf, am Charfreitage, wurde der ganze Trauerweg mit Brettern und schwarzem Tuch belegt, und mit Bürgern und Garden besetzt. Um drei Uhr Nachmittags fing das Glockenspiel der Schloßkirche ein Trauerlied an, und dann folgten alle andere Kirchen Stockholms in

vollem Getön. Nach vier Uhr verschloß der neue König den Sargdeckel und die Reichsherolde trugen dann die königliche Leiche über den Vorsaal des Schlosses. — Waisenkinder, die ihre Erhaltung dem Verewigten verdankten, eröffneten mit frommen Gesang den Zug; dann folgte der Hofstaat und alle Staatsbeamte in Trauerkleidern mit langen Floren, mit den königlichen Ehrenzeichen, als Krone, Scepter u. s. w. Hinterher folgte die königliche Leiche in einem mit rothem Sammet beschlagenen und goldenen Kronen verzierten Sarge, getragen von hohen Offizieren und Rittern unter einem prachtvollen Thronhimmel. Gleich hinter dem Sarge folgte der neue König und Prinz Oscar, mit Trauermantel und langem Flor, und die königliche Prinzessin in tiefster Trauer. Die verwittwete Königin war über den Verlust eines Gemahls, der seit vier und vierzig Jahren ihr innigster Freund gewesen, so niedergeschlagen, daß sie unmöglich dem Trauerzuge sich anschließen mogte. — Als der Leichenzug in der Kathedrale angekommen, und der Sarg auf das Gerüst gestellt, alle königliche Ehren- und Ordenszeichen auch mit den Insignien der Krone herumgelegt worden, hörte das Geläute von den Thürmen der Stadtkirchen auf, und der Gottesdienst nahm mit einer ergreifenden Trauermusik seinen Anfang. Krone und Scepter wurden hierauf von dem Sarge genommen, und dieser in die Gruft gesenkt und von den Bischöfen zuerst mit Erde bestreut. *)

---

*) Die schwedische Königsfamilie ist lutherischer Konfession, und darf das Wort „Bischöfe„ hiernach um deswillen nicht

Dann folgten 355 Kanonenschüsse und dreimalige Flintensalven des versammelten, zahlreichen Militärs. —

Hiermit war die Feierlichkeit der Beisetzung beendet, und der ganze Trauerzug ging unter Glockengeläute und dem Schein von 500 Fackeln nach dem königlichen Schlosse zurück, wobei durch die Reichsherolde die Denkmünzen unter das Volk ausgeworfen wurden. Diese Denkmünzen, welche mit ihren Emblemen näher bezeichnet, waren sämtlich von Silber. Späterhin wurden die Reichskleinodien aus der Kirche auf das Schloß zurückgebracht, das Glockengeläute hörte auf, und als es Nacht geworden, nahm man den, mit schwarzem Tuch belegten Leichenweg auf. —

Das Zuströmen der Menge bei diesem unermeßlichen Trauerzug, der nicht leicht irgendwo pomphafter gegeben seyn kann, war ganz außerordentlich, und die Theilnahme des Volkes an den verewigten König war so groß, daß man alle Bürger und Bauern in Trauerkleidern sah. In der That, ein seltener und rührender Anblick! In tiefster Trauer allein folgten der königlichen Leiche an 1500 Personen. Zuschauer bezahlten gern ein Fenster, wo der Zug vorüber wallte, mit zehn Thalern, und die aufgedeckten Dächer wurden noch

auffallen, weil in Schweden die obersten Geistlichen der lutherischen Gemeinden auch Bischöfe genannt werden, dem man denn jetzt auch in andern lutherischen Ländern nachfolgt. —

theurer bezahlt. Auf den Stadtplätzen standen hohe Gerüste, die Zahl der von allen Enden des Reiches zuströmenden Zuschauer zu fassen. — Der weite Raum der gothischen Kirche konnte dennoch nicht die allzu große Zahl der Andringenden aufnehmen, und noch mehrere Tage hinter einander wurden für die, welche nicht hatten eingelassen werden können, die feyerlichen Gesänge bei der Einsenkung in die Gruft und die Trauermusik wiederholt.

Vor dem Tode Carls, als die Krankheit mißlicher wurde, hatte der Kronprinz in der Hofkapelle öffentliche Gebete veranstaltet gehabt, welchen auch die sämmtlichen Reichsstände beiwohnten, und er selbst, der jetzige König Carl Johann, wachte eine ganze Nacht an dem Lager des Kranken; ein Beweis mehr, welchen zärtlichen Antheil er an seinem Adoptirvater, dem er freilich viel zu danken hatte, nahm.

Geht man in das Detail des Lebens des Königs Carl zurück, so findet man überall ein ruhiges Gleichgewicht, eine Gemüthlichkeit, welche das oftmals unruhig gewesene Volk der Schweden ihm fesseln mußte, eine Besonnenheit, welche ihm die oft widerstrebenden Stände gewann, eine Entschlossenheit, welche in den Momenten der Gefahr galt, und einen politischen Ueberblick, der in den schweren Krisen, wo fast ganz Europa mit Schweden zerfallen war, die alte, gute Ordnung der Dinge wieder herstellte. — Nicht leicht ergriff ein Regent unter ungünstigern Aspecten die Zügel der Regierung, und nicht leicht hat ein Monarch mit bescheidner Anspruchslosigkeit für sein Land gehandelt, und

das ihm anvertraute schwere Amt besser verwaltet, als er. Es ist ihm gegangen, wie vielen großen Seelen, deren wahrer Werth erst nach dem Tode erkannt wird. Besonders bemerkenswerth ist es, wie und mit welcher großen Mäßigung er den damals ihm gewissermaßen aufgedrungenen Kronprinz, den Marschall Bernadotte, aufnahm, wie er dessen Zuneigung gewann, und wie er ihn von dem französischen Interesse abzureißen und an das schwedische zu fesseln wußte. —

Dabei war er ein sehr zärtlicher Gatte, mäßig in allen Genüssen, und gab sich nicht den Untugenden hin, wozu der Fürstenhuth so leicht verführen mag. — Dem Handel der Schweden emporzuhelfen, war sein besonderes Augenmerk, und, Freund des Seewesens, wo er zuerst seine kriegerischen Talente entwickelt gehabt, suchte er die Seemacht so viel zu vervollkommnen, als es bei den eigentlich geringen innern Kräften des schwedischen Reiches möglich war. — Die Landmacht ehrte er zwar sehr, aber er hielt sie für das Interesse des Reiches nicht so nothwendig, als die Seemacht, und er blieb gern überall bei dem alten Formenwesen, wenn er auch der neuern Taktik zu Lande und zu Wasser sich anschloß. Die alten Formen, meinte er, und gewiß nicht mit Unrecht, erhielten den Schweden ihre Nationalität. Jede Verbindung mit fremden Formen scheint auch späterhin ein Volk sich selbst fremd zu machen, und erinnert an die Verwirrung der Sprachen bei dem babylonischen Thurmbau. —

König Carl war ein sehr würdiger Greis, der auch in den spätesten Jahren seinen königlichen Anstand

noch hatte, und zum König geboren zu seyn schien. Ohne Stolz hatte er Würde, ohne Härte hatte er Strenge, ohne Gezwungenheit hatte er ein immer sehr ruhiges, wohlgebildetes Ansehn, wozu man Vertrauen fassen mußte, und seine Ansprache nährte dieses Vertrauen.

Die nach ländlicher Sitte unter das Volk während der Beerdigung des Königs ausgeworfenen Denkmünzen, zeigen auf der einen Seite das wohl getroffene Brustbild des verstorbenen Königs im Nationalcostüm mit der Umschrift: „Carl XIII. König von Schweden und Norwegen“ und auf der Kehrseite zwei Kronen auf einem Kissen, mit der Umschrift: „niedergelegt vor des Höchsten Thron,“ und die Unterschrift auf derselben Seite lautet: „den 5ten Februar 1818.“ Auf einer andern Denkmünze sieht man auch des Königs Bildniß; auf der Kehrseite aber einen trauernden Bergmann, dem die Lampe (Kreisel, so die Bergleute im Schacht auf dem Kopfe tragen) aus den Händen fällt, und einen Engel, der ihm eine neue, brennende Ampel zureicht, mit dem bergmännischen Gruß: „Glück auf!“ Von der militärischen Trauerbegleitung marschirten das Leibregiment Dragoner, die Infanterieregimenter Upland und Südermannland, und das Grenadierbataillon des Leibregiments am Tage nach der Beerdigung wieder nach ihren Standquartieren zurück.

Bei dem schwedischen Hofstaat fanden bald nach dem Ableben des verstorbenen Königes bedeutende Einschränkungen Statt. Besonders war dies der Fall bei den Equipagen und Hofchargen, deren letztere viele mit Beibehalt des Gehalts das Schloß haben räumen müssen. „Des Volkes Liebe ist mein Lohn“ ist der Wahlspruch des neuen Königs von Schweden; er wird auf den Krönungsmünzen ausgeprägt, nach alter Sitte auch dem Wappen beigefügt. Carls XIII. Wahlspruch lautete: „des Volkes Wohl mein höchstes Gesetz.“

III.

Friedr. Sam. Gottfr. Sack,

evangelischer Bischof.

Das Gesetz der Wahrheit war in seinem Munde, und ward kein Böses in seinen Lippen gefunden. Er wandelte friedsam und aufrichtig, und bekehrte Viele von Sünden.

Mal. 2, 6.

Friedrich Samuel Gottfried Sack,
evangelischer Bischof.

Mit unwiderstehlicher Gewalt ergreift uns die Todesnachricht von einem Manne, der als Kriegesheld in den Schlachten stand und durch sein ausgezeichnetes Feldherrntalent glänzende Siege entscheiden half, die von den Früchten des Friedens, der Ehre, der Freiheit und allgemeiner Ruhe gekrönt wurden. — Wir betrauern den Verlust aller ausgezeichneten Geister, als den unersetzlichsten, die aus der Reihe der wirksamen Erdenkraft hintreten, welche im Reiche der Kunst und Wissenschaft, der Länderregierung und Staatsverfassung, eine große Rolle spielten, und mit weiser, erfahrner Wirksamkeit die Bahn ihres Lebens erleuchteten, daß bewunderungs= ehrfurchtsvolle Blicke sich auf sie hinlenken und das Große und Edle würdigende Herzen ihnen voll Hochachtung huldigen. — Es können die Heroen

der Menschheit, die das Aufsehen erregende Theater der Welt betreten, nicht anders handeln, als daß die Schritte ihres Verdienstes öffentlich geschehen, erkannt und gepriesen werden. Ihr glorreiches, folgenwichtiges Streben erntet alle Belohnungen, die ihm äußerlich gewährt werden können und als Söhne des Glücks müssen sie sich selbst erscheinen, wenn edle Grundsätze, uneigennützige Absichten, in innerer, reiner Harmonie, in das Lob und die Belehrung mit einstimmen, die ihnen das dankbare Mitgeschlecht aus wahrem Pflichtgefühl zollt. Doch, nur Wenigen ist's gegeben, sich bis zu solch einer glänzenden Höhe zu erheben, den Meisten weiset das waltende Schicksal einen stillern, verborgenern, beschränktern Kreis an, in dem eine zwar weniger geräuschvolle, unbemerkbare, aber doch wohlthätige und gesegnete Wirksamkeit, heilige und fromme Kräfte, beyde des Geistes und Herzens, in Anspruch nimmt. Auch der weniger schimmernden Tugend, die mit frommem und klugem Eifer errungen wird, gebührt die Ehrenkrone und entschieden ist's noch nicht, ob sie nicht vielmehr Ausdauer, Geduld, Selbstverläugnung und Erhebung des Gemüths fordert, eben weil sie sich äußerlich weniger begünstigt, angefeuert fühlt und ihre Weihe und Schöne aus dem Quell des innern Gemüthes, der eigenen Selbstkraft empfangen muß.

Den verehrten, vertrauten und geliebten, wie geachteten Friedrich Samuel Gottfried Sack, Doctor der Theologie, Bischof der evangelischen Kirche, königlich preußischen ersten Hof- und Domprediger, Oberkonsistorial- und Domkirchenrath, Ritter des großen rothen Adlerordens, und Mitglied des Staatsraths, hatte zwar

die Hand der Vorsehung keineswegs einen Posten angewiesen, auf dem sich eine Kraft schaffend und thätig beweisen kann, die von Millionen gesehen, in weite Fernen hinausreicht und ihre Erfolge mit dem Ruhme und dem Lobe der Menge schmückt; aber die ehrenvolle Stelle, welche er als Religionslehrer behauptete, begleitete er mit einer Würde, mit einer Besonnenheit, mit einer Fähigkeit und einem Talent, was unter Tausenden seines Standes nur dem zu heiligstem Amte Geweihten verliehen ist. Im Vergleich der weiten, fast unabsehbaren Reviere, in denen sich die großen Männer unserer Zeit bewegen, in denen sie sich, in den Herzen der Mit- und Nachwelt, unvergängliche Ehrendenkmale errichten, war der Kreis, in dem er lebte und webte, doch nur ein beschränkter; aber ihm wußte der weise, für die Ehre Gottes, das Reich der Wahrheit und Tugend unermüdet wachsam und bestrebte Mann, die Spuren eines Segens einzudrücken, von dem seine Umgebungen mit ihm die Früchte sah'n, der nicht untergehn, den eine höhere Macht beschützen, welcher dann noch fort bestehen wird, wenn kein Gedächtniß und keine Menschenzunge es angeben kann, woher er kömmt; wenn der Name des Mannes, von dem er ausging, längst vergessen und das Gebein vermodert ist, durch dessen Vermittelung hienieden ein lichter, von der ewigen Wahrheit durchdrungener und genährter Geist, ein glaubensvolles Herz, das an der zum Guten thätigen und wirksamen Kraft der Gottheit nie zweifelte, diesen Segen errang. Ihm wurde der herrliche Lohn, das seltene Glück, dessen sich in so vollem Maaße nur wenige Sterbliche erfreuen durften, die mit gleichem Eifer, wie er, nach dem hohen Ziele strebten, Religiosität

allgemeiner zu verbreiten, auf sie die fleckenlose Frömmigkeit zu gründen, die schwersten Pflichten zu erleichtern, Einklang und Lebensheil in alle Verhältnisse zu bringen, daß man seiner Liebe vertraute, seine Bemühungen ehrte, an seine Weisheit glaubte, seine Mäßigung und Toleranz achtete und von allen seinen Schritten, die er so überlegend und behutsam, aber, wo es seyn mußte, auch so dreist, durchgreifend und männlich that, immer nur das Beste erwartete. Selten, und in den preußischen Staaten noch nie, wurde ein Geistlicher so sichtbar ausgezeichnet, als der Verstorbene, und ein größeres Schweigen beobachtete der Neid nie, als bei den glänzenden Begünstigungen, die ein König in dankbar-frommem Anerkenntniß an das Verdienst seines ehemaligen Lehrers und jetzigen Freundes, ihm, als ob es eine nicht zu verweigernde Schuld sey, mit Ueberzeugung und voller Seele, gewährte. Die öffentliche Nachricht, die von den hohen Würden im Lande erscholl, zu der ihn seines Fürsten Gnade, den er immer voll Liebe und Verehrung in seinem Herzen trug, dessen religiösen Sinn er allein am besten zu würdigen wußte, nur wenige Monden vor seinem Hinschlummern in die belohnende Ewigkeit, erhoben hatte, war das Loosungswort einer allgemeinen Freude, das sich von den Lippen Aller ergoß, die den frommen Greis kannten, seine rühmliche Lebensbahn überschauten und Tausende stimmten in das allgemeine Urtheil mit ein: Niemand ist solch einer Auszeichnung würdiger, keiner wird sie mit milderer Bescheidenheit und liebenswürdigerer Demuth tragen, als der fromme Sack. Ja, man war ungewiß, welchen man wegen dieses Zugs edler Gerechtigkeit, die da belohnt, wo Dankbarkeit und

Liebe es gebeut, mehr erheben müsse, ob den König, der dadurch seinem, den greisen Lehrer liebenden und verehrenden Herzen, eine süße Genugthuung geben wollte, oder den Greis, der am Ziel eines geläuterten, unbefleckten Lebens, einer solchen Auszeichnung noch würdig gehalten wurde, wo dem gewöhnlichen Scheiden und Absterben vom Irdischen, ein Verschwinden und Einschlafen der Kräfte vorangeht, an die jeder Beweis der Achtung gegen ehemalige vorzügliche Persönlichkeit verschwendet ist.

Von dem Leben des verstorbenen Sack können wir jedoch kein vollständiges Gemälde entwerfen, da die feinern Züge desselben zur Kenntniß des großen Publikums noch nicht gekommen sind. Diese darzustellen, steht nur in der Macht seiner liebsten und getreusten Freunde, die mit ihm in langem, vertrauten Umgange, in engerem Verhältnisse lebten und ihn beobachten konnten, wie er nicht nur öffentlich erschien, sondern und vorzüglich, wie sich sein geistiges und moralisches Wesen in seinem Familienhause spiegelte. In diesen Verein, den Gott und Blutsverwandtschaft stiftet, können wir weniger eindringen und ihm nur einige Nachrichten entlehnen, die zu unserer Bekanntschaft gekommen sind, und doch war er besonders in dem Kreise der Seinen das schöne Bild der Religiosität des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung, an dem sich die Seinen erwärmten, von dem sie ihre Kraft zum Guten erhielten, dem sie den Fleiß und Trieb zu edlen Werken verdankten. Von dem Familienleben Sack's reden wir nachher, hier beginnen wir zuerst mit seiner Erscheinung in der sichtbaren Welt, begleiten ihn auf den verschie-

denen Stufen seines Alters bis zu seinem Tode, wenden den Veränderungen und Abwechslungen, die er erfuhr, aufmerksame Blicke zu und wollen dann sein Verdienst um die Religion, sein Vaterland, das königliche Haus ꝛc., so weit es uns vergönnt ist, mit aller Bescheidenheit und Achtung, die wir der Asche des ehrenvollen Mannes schuldig sind, würdigen.

Im Jahre 1738, am 4ten September, erblickte der Verstorbene zu Magdeburg das Licht der Welt. In der Taufe wurden ihm die Namen Friedrich Samuel Gottfried beigelegt. Sein Vater, August Friedrich Wilhelm Sack, dessen Leben der Sohn beschrieben hat *), war, ehe er als königlich preußischer Hofprediger und Oberconsistorialrath den Ruf nach Berlin erhielt, Prediger in Magdeburg. In dem zartesten Kindheitsalter, nicht lange nach der Geburt des Sohnes, verließ der geachtete und geliebte Vater seine ihm unvergeßliche Gemeine in Magdeburg und zog mit seiner Familie nach der Königsstadt, wo er durch sein Verdienst, als Mensch und Gelehrter, von Friedrich Wilhelm I. zu der benannten höhern Würde erhoben wurde. So weit es der vielseitige Geschäftskreis des Vaters erlaubte, streute er die ersten Saamenkörner einer wissenschaftlichen Bildung in die Seele des Knaben, besonders war seine Sorge dahin gerichtet, ihm geprüfte und bewährte Lehrer zuzu-

---

*) August Friedrich Wilhelm Sack's Lebensbeschreibung, nebst einigen von ihm hinterlassenen Briefen und Schriften. 2 Bnde. Berlin 1789.

führen, die ihn in den ersten Elementen des Wissens unterrichteten, seine Lernbegierde weckten, seine Fähigkeiten entwickelten und seine Anlagen zu Erkenntnissen nährten. Am wohlthätigsten aber wirkte das elterliche Beispiel auf das sittliche Gefühl des Sohnes von zarter Kindheit an. In deutlichem Bilde, das er beschauen, an dem er sich weiden, das er liebgewinnen konnte, war ihm täglich der Vater vor Augen. Fromme Worte hörte er ihn reden, gute Thaten sah er ihn thun. Unschuld, Sitteneinfalt, edle Häuslichkeit herrschte in dieser stillen Wohnung des Friedens, mitten im Getöse einer großen Hauptstadt. Die glühende Andacht, mit welcher der Vater betete, trug auch die junge Seele des Kindes zu Gott empor und erfüllte sie mit heiligen Empfindungen. Von diesem väterlichen Freunde und Rathgeber wurden alle Schritte des Sohnes geregelt, alle Aeußerungen seines Innern gelenkt. Früh wurde in ihm der feste Grund der Gottesfurcht, der Liebe zum Höchsten, des Glaubens an eine, unser Schicksal gütig und weise lenkende Vorsehung, an eine vergeltende Ewigkeit, an die himmlische Offenbarung, der menschenfreundlichen Güte und Milde, der Duldung und Schonung gelegt. Mehr vorgeschritten in der Reife der moralischen Vollkommenheit, als auf der Bahn zu einem wissenschaftlichen Ziele, auf welcher unser Sack doch keine gemeinen Geistesgaben zeigte und zu den schönen Hoffnungen berechtigte, er werde einst jedem Stande, den er wählte, durch seine Kenntnisse und Brauchbarkeit Ehre machen, übergab ihn der Vater frühzeitig der vorzüglichen Lehranstalt Berlins, dem Joachimsthalschen Gymnasium. Mit welchen Anlagen ihn für das Studiren die Natur ausgestattet hatte, mit welchen Anstren=

gungen er auf dem Felde eines vielseitigen Wissens beschäftigt war, das bewies er dadurch, daß ihm schon im siebenzehnten Jahre seines Alters, also im Jahre 1755, ein Jahr vor dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges, seine mit ihm höchst zufriedenen Lehrer das Zeugniß der Reife für die Universität gaben.

Der Vater unseres Sack, der mit hoher Begeisterung seinen Beruf als Religionslehrer ehrte, der sein Amt als ein wahrhaft göttliches achtete, hatte seinem Sohne von früher Jugend an eine große Vorliebe für den geistlichen Stand eingeflößt, und dieser wählte, ohne äußern Zwang, aus innigster Neigung das Studium der Theologie. Er bezog die Universität Frankfurt an der Oder. Durch die Kriegsstürme, die schon im folgenden Jahre ausbrachen und auch in der Nähe von Frankfurt wütheten, ließ er sich in seiner Fortbildung nicht stören und ging festen Schrittes seinen Gang im Gebiete der Wissenschaften fort, wiewohl er in seinem Herzen den innigsten Antheil an dem Siege und Ruhme des größten Helden seines Jahrhunderts, seines hochverehrten Landesvaters, Friedrich des Großen, nahm. Unter den Professoren, die besonders seine Wegweiser daselbst waren, ihm den Geist der heiligen Schrift eröffneten, ihn mit frommer Ehrfurcht gegen die göttlichen Urkunden erfüllten, und einflußreich auf seine künftige Bestimmung als Religionslehrer, wirkten, daß er zu einem würdigen Nachfolger des Vaters gebildet wurde, zeichneten sich ganz vorzüglich die berühmten Theologen, deren Namen noch mit Achtung genannt werden, Jablonsky, Baumgarten und Stosch aus.

Nur zwei volle Jahre verweilte er in Frankfurt und kehrte im Jahre 1757 in sein theures Vaterhaus zurück, das er als zwanzigjähriger Jüngling wieder verließ, um eine Reise nach England anzutreten. Auf diesem Wege lernte er die Größe der Natur, die Schönheit der Kunst, das Menschenleben in seinen verschiedenen Gestalten kennen, und machte überhaupt sein Verweilen in der Fremde zu einer Bildungsschule, in der er Kenntnisse sammelte, Erfahrungen machte, mit denen uns der todte Buchstabe aller Bücher nicht bereichern kann. Mit einigen der berühmtesten gelehrten Engländer trat er in genauere Verbindung, die als Gelehrte in ihrem Vaterlande und auch im Auslande sich einen ruhmvollen Namen erworben hatten. Hieher rechnen wir Samuel Richardson, der sich als Buchdrucker, mehr noch als geistvoller Verfasser der in mehrere Sprachen übersetzten Pamela, Clarissa und des Grandison auszeichnete, Kennicot, welcher mit unermeßlicher Mühe die Sammlung der Lesearten aus 253 Handschriften und 12 gedruckten Ausgaben der hebräischen Bibel, die er unter dem Urtexte abdrucken ließ, besorgte, Lardner, Benson rc.

Der mit vielen neuen Kenntnissen ausgerüstete Sack verließ England und kehrte im Jahre 1759, als er sich eine genauere, für seinen Plan passende Ansicht von Holland verschafft hatte, in die Arme seiner Familie zurück. Nach kurzer Zeit nahm er den ihm vom Oberst Finkenstein gemachten Antrag an und wurde Lehrer und Erzieher des jungen Grafen von Finkenstein. Zehn Jahre hindurch weihte er seine Zeit und Kräfte diesem geliebten Zöglinge und war größtentheils in dem

Hause seiner Eltern mit ihm, wo er nicht allein in seinem theologischen Studien vorrückte, und ihm in Berlin kein Mittel der Geistesbildung, der Sittenverfeinerung unbenutzt blieb, sondern wo er auch, unter der Aufsicht und Leitung seines ehrwürdigen und mit Recht geschätzten Vaters, die zweckmäßigste, auf langjährige Erfahrung gegründete praktische Anweisung zur Kanzelberedtsamkeit und Amtsführung, als ein christlicher Religionslehrer, erhielt.

Die Magdeburger reformirte Gemeine hatte das dankbare Andenken an ihren Lehrer in treuem Herzen bewahrt und ob auch Wilhelm Sack sichtbar von ihr getrennt war, so konnte doch Entfernung und Zeit die Bande der Achtung und Liebe nicht lockerer machen, die sie nach einer Zwischenperiode von dreißig Jahren immer noch an ihn fesselten. Als daher die dritte Predigerstelle vacant war, wurden die nöthigen Anstalten getroffen, um sie im Jahre 1768 mit dem Sohne des Oberconsistorialraths Sack in Berlin wieder zu besetzen. Unser Sack nahm den Ruf an, der ihn zu einer Gemeine führte, in der Zuneigung und Vertrauen gegen seinen geliebten Vater sich noch so vernehmlich und frisch aussprach, und von seinen Segenswünschen begleitet, mit dem schönsten Vertrauen beehrt, er werde ein rechter Lehrer und ein musterhaftes Vorbild seiner Gemeine seyn, trat er seine Stelle mit heiligen Gelübden im Jahre 1769 an.

Schon in Berlin, wo er sich den verdienstvollsten Theologen seiner Zeit, der die höchste Achtung genoß, die er verdiente, der so fleckenlos lebte, als er herrlich

lehrte, der von den seltensten Geistesgaben, die er besaß, immer den besten Gebrauch machte, zum Muster im Leben und auf der Kanzel erkohren hatte, wir meinen den verewigten Propst Spalding, lernte er dessen einzige Tochter kennen, auf welcher der väterliche Geist ruhte und deren Sinn seine Grundsätze regierten. Nur ein Jahr verlebte unser Sack im ehelosen Stande als Prediger sein Leben. Im Jahre 1770 trug er der trefflichen Jungfrau, welche die Tochter eines von ihm innig verehrten Mannes war, seine Hand an, um mit ihr das Band der Liebe und Achtung für dieses Leben zu knüpfen. Der Propst Spalding wünschte keinen andern und bessern Schwiegersohn, als den damaligen Prediger Sack, ob er auch auf einem nicht sonderlich einträglichen Posten stand, und seine ihm gleichdenkende Tochter zog diesen Antrag, der von einem wahrhaft edlen Manne kam, den glänzendsten Ansprüchen vor, die sie, als die einzige Tochter eines so hochberühmten Mannes, wohl machen konnte. Still und ruhig, ohne selbstgemachtes Leid, zufrieden und glücklich in ihrem Innern, flossen die Tage den Vermählten dahin. Sie fanden Freude außer ihrem Hause und freuten sich mit edeln Menschen in demselben. Wie treu und gewissenhaft, wie nützlich und segensreich der verewigte Sack in Magdeburg sein Amt verwaltete, das er an acht Jahre, bis 1777, daselbst führte, das bezeugen noch die, welche, als seine ihn verehrenden Freunde und ihn achtende ehemalige Gemeineglieder, mit Liebe und Werthschätzung seiner gedenken.

Gewiß waren es die gerechten Wünsche der Eltern, welche die theuer geliebten Kinder wieder in die Nähe

ihres Familienkreises verlangten, und sie selbst gingen gern nach einer Stadt zurück, wohin die Freundschaft früherer Jahre sie mit ihren Reizen einlud und zog. In demselben Jahre, als der Entschlafene Magdeburg verließ, wo er schöne Jahre jugendlicher Kraft und belohnender Erfahrung verlebte, wo die Liebe seiner zurückbleibenden Freunde und Verehrer dem Scheidenden alles mögliche Gute vom Himmel erflehten, aus deren Umgange er nicht ohne Dankbarkeit und tiefe Rührung schied, wurde er als fünfter Hof- und Domprediger in Berlin angestellt. Dadurch trat er mit seinem Vater, der über dieses Verhältniß höchst glücklich war, in eine andere und neue Verbindung, welcher die heiligsten Zwecke der Menschenveredlung, der sittlichen Bildung, des Glaubens, des Trostes und der Hoffnung zum Ziel gesetzt waren. Der Vater dankte im Stillen und laut für die himmlische Gnade, die ihm den geliebten Sohn in den eigenen Wirkungskreis führte, an dem er den treuesten und redlichsten Mitarbeiter hatte, der ihn durch die Art und Weise seiner gesammten Amtsführung zu frohen Erwartungen berechtigte. Nicht minder dankbar gegen die himmlische Güte war der Sohn, die Freude des Vaters zu seyn, und wenn es die schwächer werdende Kraft des Greises bedurfte, ihn unterstützen zu können. Viel, sehr viel konnte er von seinem Vater lernen, wozu er in keiner gedruckten Schrift eine gründliche Anweisung fand.

Der Umgang des allverehrten Spalding, der unsern Sack wie einen Sohn liebte, welcher alle seine Bestrebungen aufbot, seine Gattin zufrieden und glücklich zu machen, war für ihn sehr lehrreich und erbau-

lich. Dieser wahrhaft praktische Philosoph, dieser tiefe Denker, dieser fromme Mann mit dem glühenden Eifer für das Heilige der Religion, der mit erhabener Würde sein Amt und alle seine Handlungen bezeichnete, der die allgemeinste Verehrung genoß, welcher auf der Kanzel ein so vollkommener Meister der Beredtsamkeit war, daß er die Seelen mit sich fortriß und die Herzen wie Wasserbäche lenkte, gab der ganzen Wirksamkeit unseres Sack und der Manier seiner Amtsführung ein besonderes Leben. Entschieden ist's, daß Spalding einen vorzüglichen Einfluß auf den bescheidenen, nach höherer Vollkommenheit unermüdet ringenden Sack haben mußte.

Bald wurde seine Brauchbarkeit und sein Geschick, aber auch seine Redlichkeit und sein rechtschaffener Sinn, der aus seinem Betragen zu deutlich hervorleuchtete, rühmlich anerkannt. Nach drei Jahren schon — 1780 — wurde er, mit allgemeiner Uebereinstimmung, zum Rathe des reformirten Kirchendirectoriums erwählt. Im Jahre 1786 verlor er seinen unvergeßlichen Vater, dem er unbezahlbare Wohlthaten verdankte, und wurde bald darauf zum Oberconsistorialrath ernannt.

Seine Religiosität, verbunden mit der Weisheit eines ächt christlichen Lehrers, seine feine Umgangsmanier gaben gegründete Veranlassung, daß ihm der Religionsunterricht des sechzehnjährigen Kronprinzen, Friedrich Wilhelms, jetzigen Königs von Preußen, übertragen wurde. Die Erziehung dieses Prinzen, der frühzeitig nicht gemeine Geistesanlagen, ein über allen Ausdruck treffliches Gemüth und eine seltene Energie des

Charakters bewies, die sich in den schrecklichsten Verhältnissen so herrlich bewährte, hatte, unter Friedrich des Großen Aufsicht, bisher seine Mutter besorgt. Wie leicht und flüchtig man an dem Hofe Friedrich des Großen über den Offenbarungsglauben dachte, wie man die wichtigsten Religionswahrheiten bewitzelte und bespöttelte, wie sich diese bis an Verachtung gränzende Gleichgültigkeit gegen Heiliges und Himmlisches besonders der vornehmen Stände bemächtigte, und welche traurige Folgen daraus entstanden, die zum Theil noch bemerkbar sind, dies ist so geschichtskundig, daß es hier nur der Erwähnung bedarf. Es war von der größten Wichtigkeit, wenn das Verderben nicht noch größer werden sollte, was sich unter einem Volke verbreitet, wenn Freigeisterei, Unglaube ꝛc. alle Bande lockerer macht, die es im Glauben, in der Liebe und in der Hoffnung mit der Gottheit verbinden, daß ein Regent den Väterthron bestieg, der die Religion in ihre Rechte wieder einsetzte und ihr durch sein eigenes Beispiel die Achtung und den Glanz wiedergab, den sie bei vielen verloren hatte, in deren Fußstapfen der große Hause nur zu leicht tritt.

Sack war der Mann, den man zum Lehrer des Kronprinzen erkohr. Seine auf vielfache Erfahrungen gegründete Weisheit, sein tiefer Blick, mit dem er in die Geheimnisse der göttlichen Religion geschauet, sein frommes Gemüth, was sich durch die Betrachtung ihrer himmlischen Wahrheiten erbauet und erwärmt hatte, sein heiliger Eifer für die Sache Gottes und der Menschen, seine ruhige, mit Demuth geschmückte Würde, die Milde und Sanftheit seines ganzen Wesens, dies alles machte

ihn geschickt, den wichtigen Auftrag zu übernehmen, dessen Größe er am meisten fühlte, einen künftigen Regenten, von dem das Heil der Millionen abhängt, in das Heiligthum der Religion zu führen und ihn zu einem aufgeklärten, ihr huldigenden Verehrer zu bilden. Lichtvoll, wahr, belebend, tröstend und veredelnd, wie unserm Sack die Lehre des Herrn selbst erschien, so theilte er sie auch dem königlichen Jünglinge mit, dessen Inneres sie aufnahm, in dem der Saame wuchs und herrliche Früchte versprach. Wenn unser König ein seltenes Beispiel der Liebe und Achtung gegen die Religion ist, wenn er es in den schwersten Prüfungen, in den Tagen des Glücks und Unglücks bewiesen hat, wie innig und fest er an Gott und Vorsehung glaubt; wenn Gerechtigkeit und Güte, Festigkeit und Muth, wie ihn der Glaube gebietet, alle seine Schritte bezeichnet; wenn alle seine Bestrebungen nur dahin gerichtet sind, in seinem Reiche der Religion Freunde und Verehrer zu gewinnen: so hat unstreitig der verewigte Sack, der das jugendliche Gemüth des Königssohns mit dem Geiste und der Kraft dieser Religion erfüllte, daran seinen bedeutenden Antheil, ja, er ist eben dadurch der Wohlthäter eines ganzen Volks geworden, über das der fromme, Gott und sein Wort ehrende König als Beherrscher gesetzt ist.

Wie weise und zweckmäßig Sack seinen Unterricht ertheilt, wie er den Geist erleuchtet und das Herz gestärkt, welche liebevollen und dankbaren Gefühle er zugleich in dem Gemüthe seines königlichen Jüngers erweckt hatte, davon erhielt er bis zu dem letzten Augenblicke seines Lebens die rührendsten Beweise. Der König

ehrte ihn wie einen Freund und Vater, und gewiß ist es, daß er im vertraulichen Gespräch mit seinem herablassenden, huldvollen Monarchen den wichtigen Punkt der innigern Verbindung der Kirche und des Staats nicht ohne Folgen in Anregung brachte.

Schon im Jahre 1812 erschien von ihm die gedruckte Schrift unter dem Titel: „Ueber die Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen in der preußischen Monarchie.“ Auf das Vertraun zur königlichen Güte gestützt, wollte er die Scheidewand hinwegräumen, die die lutherische und reformirte Kirche seit dreihundert Jahren so von einander entfremdete und sie in dieser unnatürlichen Trennung hielt. Aufgehoben sollten sie werden die Unterschiede der beiden Religionspartheien; der Bund allgemeiner Christenliebe sollte alle Bekenner Jesu vereinigen, dies war sein Plan, und wie ihn der König ehrte, da er von dem weisen, gottesfürchtigen Lehrer seiner Jugend kam, und wie er nur diesem gelingen konnte, der seinen Einfluß für das Edelste verwandte, das wissen wir.

Der verstorbene Sack hatte unwiderlegliche Beweise abgelegt, wie herrlich und zweckmäßig der Religionsunterricht war, welchen er dem damaligen Kronprinzen ertheilte, der davon ein für seinen Lehrer ehrenvolles Zeugniß bei seiner Einsegnung ablegte, darum wurden ihm, nach der Reihefolge, alle königlichen Kinder zu demselben Zwecke übergeben. Durch die innige Bekanntschaft, in die er eben dadurch mit dem Königshause gerieth, erhob er sich zu der Würde, daß man ihn als einen achtungswürdigen Freund verehrte.

Der fortschreitenden Aufklärung und dem wohlthätigen Geiste der Toleranz, wodurch Preußen ganz Europa ein so vorzügliches Muster der Nachahmung gab, setzte sich das verfinsternde, unduldsame Religionsedict unter Friedrich Wilhelm II. im Jahre 1788 entgegen. Da es in Kirchenangelegenheiten die drückendsten Reformen herbeiführte, welche dem Schwiegervater Sack's, dem ehrwürdigen Spalding, unerträglich waren, legte dieser sein Predigtamt nieder, um nicht in unvermeidliche Streitigkeiten, die er voraussah, verwickelt zu werden. Der muthvolle, unerschrockene Sack dagegen, ob er auch schon früher wegen verschiedener Anfälle des Schwindels um die Befreiung des Predigens in der Domkirche gebeten und sie erhalten hatte, schloß sich an Teller, Zöllner, ꝛc. Mitglieder des Oberconsistoriums, an, um den Obscuranten, Wöllner, Hermes und Consorten, Einhalt zu thun. Er war es in seinem Innersten überzeugt, daß man die Wahrheit mit den Waffen der Gerechtigkeit, zur Rechten und zur Linken, vertheidigen müsse, wenn heuchlerische Verblendete sie von ihrem Throne zu stürzen suchten, selbst wenn eigene Gefahr, Irdisches dabei zu verlieren, drohe. Feigheit und Verrath, wenn das Göttliche Muth und dreiste Erklärung nothwendig machte, schien ihm abscheulich.

Er selbst war der Verfasser der kräftigen Vorstellung, die gegen das Religionsedict gerichtet war, seine Unzulässigkeit, Mängel und Gebrechen mit hellen Farben darstellte, welche vor den Thron gebracht wurde. Wenn sie auch das Verfinsterungssystem und das Reich unkluger Schwärmer nicht sogleich zerstörte, so setzte sie doch den weitern, noch ungemessenern Unternehmungen

ein Ziel und erdreistete die Geister wieder, die in ängstlicher Schüchternheit sich in die eiserne Gewalt fügten und im Stillen seufzten.

Es gehörte zu den schönsten Begebenheiten unseres Sack, als er die Trauung des Kronprinzen mit der Prinzessin Louise 1793 am 24sten December vollzog. Die von einer frommen und weisen Großmutter — der Fürstin von Darmstadt — geleitete Erziehung, welche die Prinzessin von ihrem sechsten Jahre an genossen hatte, ihr, der mildesten Tugend hingegebenes, menschenfreundliches Herz, ihr hochgebildeter Geist und vielumfassender Verstand, ihr Sinn für prunklose Häuslichkeit, ihre tief empfundene, treu bewahrte, zarte Liebe für ihren erhabenen Verlobten, und ihr schön gebildeter, mit allen Reizen ausgestatteter Körper, verhieß ihm schon damals eine so musterhafte, glückliche Ehe, wie sie in den Pallästen der Erdenfürsten zu den Seltenheiten gehört. Höchst rührend mußte es seinem Herzen seyn, den Kronprinzen durch das Band der Religion mit seiner Verlobten zu verknüpfen, den er früher in den heiligsten Pflichten der Liebe und Güte unterrichtet hatte; dessen frommes, zum Wohlthun, zur Liebe so geneigtes Herz unumschleiert vor seinen Blicken lag; der es durch sein ganzes Jünglingsleben bewiesen hatte, wie hoch ihm Gott, Religion und Pflicht galt; dem er in seinem Innern das schönste Gattenglück wünschte; von dem er hoffen konnte, daß er's durch alle Beweise der Tugend erringen werde. Seine Wünsche, seine innere Voraussagung, täuschten ihn nicht. Er sprach bei der Trauung, in begeisterter Bewegung, herzvolle,

väterliche, heilige Worte, die das Gemüth aller Anwesenden ergriffen.

Der Verewigte konnte seinen Geist in den Jahren 1794 und 1795 von den Anwandlungen der Hypochonderie nicht frei erhalten, und gab dem Rathe der Aerzte nach, daß er in den Jahren 1796 und 1797 die Bäder von Pyrmont besuchte.

Als der verdienstvolle Gedike und der geistreiche Zöllner in Berlin starben, wurde Sack zum Oberschulrath ernannt. Wie gewachsen er diesem Posten war, wie würdig und nutzreich er sich auf ihm zu machen verstand, das hat er auch durch die lesenswerthe Schrift: „Ueber die Verbesserung des Landschulwesens, vornehmlich in der Churmark Brandenburg. Berlin, 1804.“ bewiesen.

Die Universität Frankfurt hatte es nicht vergessen, daß der gelehrte und geachtete Sack an ihrem Quell einst Nahrung für seinen Geist schöpfte. Sie ehrte den herrlichen Mann, der in ihren Hörsälen Stoff zum Weiterdenken und Forschen empfing und durch ein nützliches Leben seine ehemaligen Lehrer belohnte, deshalb verlieh sie ihm im Jahre 1806 die theologische Doctorwürde.

In diesem und den folgenden Jahren, wo sein geliebtes Vaterland den härtesten Prüfungen, durch die Gewalt eines pflichtvergessenen, eigensüchtigen Despoten unterworfen ward, wurde seine Gemüthsruhe insbesondere mehr, als die so manches andern Staatsbürgers,

erschüttert, weil er mit der herzlichsten Theilnahme an der königlichen Familie hing, weil er jedes Unglück, was sie traf, wie das eigene empfand. Er betete für den König zu Gott und flehte Geduld und Ruhe im Sturme der Leiden auf den Gesalbten des Herrn herab. Es war für ihn eine tröstende Freude, daß der herrliche König, der, fern von seiner Hauptstadt, den Plünderungen, Verwüstungen und Tyranneien zusehen mußte, ohne dem Ungethüm abhelfen zu können, so stark und groß in aller Angst und Gefahr blieb, keine sündliche Schwäche verrieth, sich zu keiner entehrenden Demüthigung gegen den grausamen, übermüthigen Gewalthaber verstand, und daß die ihm gleichgesinnte Louise, wie ein Engel Gottes, beruhigend ihm im Unglücke mit der zärtlichen Treue zur Seite stand, die sie ihm einst in den Tagen des Glückes gelobte. Es war ihm in der Nacht aller Trübsale ein Licht des Trostes, daß der König die Stärke und Güte des Glaubens bewahrte, zu der er einst in dem jugendlichen Herzen die heilige Flamme angezündet hatte.

Wenn auch Viele aus Furcht vor den Feinden, oder aus andern Gründen, von ihrem Posten wichen, die Hauptstadt verließen, und Einige sogar, nur für die Selbstrettung besorgt, das Heil des Vaterlandes den wilden Horden, dem Raub- und Schadensinn preis gaben, so wich Sack von seiner Stelle nicht, weil er die Gelegenheit benutzen wollte, wo und wie sie sich ihm ergab, größeres Verderben zu verhüten und niedergeschlagene, verzagte, an ihrer möglichen Erlösung zweifelnde Seelen durch das Wort der Religion zu trösten. Er selbst blieb aber in dem Glauben fest und

unerschütterlich, daß das Ungewitter vorübergehn, daß sich, selbst unter seinen Verwüstungen und Schrecknissen, ein besserer Zustand der Dinge entwickeln und bilden müsse. Sein Vertrauen zu der allmächtigen Güte, die die härtesten Versuchungen zum Besten der Völker lenkt und der sie als Vorbereitungen dienen, ein Glück zu erzeugen, wenn sie sich dessen werth beweisen, das nicht anders errungen werden kann, wankte keinen Augenblick. Er zagte nicht, wenn Tausende um ihn zitterten, sein Auge blickte zum Himmel empor, wenn das gram- und angsterfüllte Haupt vieler Anderer zur Erde niedergezogen wurde.

Große und schmerzliche Opfer erkauften endlich — den 9ten Juli 1807 — den Frieden zu Tilsit. Die Bedrückungen des schonungslosen Feindes, der das ausgesogene Land mit seinen Truppen besetzt hielt, hörten für Berlin erst im December 1808 auf. Wie nach dem theuersten Gute, so sehnte sich der ehrwürdige, das königliche Paar mit besonderer, innigster Zuneigung liebende Sack, nach der Erscheinung des Monarchen in der Hauptstadt, die den 23sten December 1808, unter lautem Jubel und Dankgebet des Volks erfolgte, welche er zu den freudigsten Ereignissen seines Lebens rechnete.

Nur Monate verflossen, wo sich dann bald die Freude des Landes, über den Tod der unvergleichlichen Königin Luise, welcher den 19ten Juli 1810 zu Hohenzieriz in Meckelnburg-Strelitz erfolgte, in eine gerechte und tiefe Trauer verwandelte. Dem ehrwürdigen, tief verwundeten, an dem grenzenlosen Schmerze des Königs theilnehmenden und die Größe seines, durch

das Absterben der edelsten, herrlichsten Frau, der zärtlichsten Mutter für ihre Kinder, der gütigen Wohlthäterin für Tausende, richtig würdigenden Sack, wurde der Auftrag, an dem Sarge der Abgeschiedenen Worte der Wahrheit und des Trostes zu reden. Diese Rede, ein wahres Meisterstück in ihrer Art, steht in der bekannten Sammlung mehrerer Leichenreden, die von den Pröpsten Ribbek und Hanstein ꝛc. gehalten wurden, welche im Druck erschien, zuerst, und indem sie den unersetzlichen Verlust, den das königliche Haus, ein Volk, durch das Absterben dieser fast einzigen, liebenswürdigen, weisen und frommen Frau, erlitt, mit den Farben der tief empfundenen Trauer darstellt, wobei das eigene Herz des Verfassers spricht, enthält sie zugleich die tröstenden Aufrichtungen und Erquickungen, eines durch die himmlische Macht der Religion aufgerichteten, gestärkten Geistes. Viele Seiten füllt diese Rede nicht, der Raum sind nur wenige Blätter, aber reich an göttlicher Wahrheit und Kraft ist ihr Inhalt. Sie machte, da jedes Wort mit Wahrheit gesprochen wurde und Wahrheit enthielt, einen gewaltigen Eindruck.

Bei der Umgestaltung und Verbesserung der Staatsbehörden wurde unser Sack den Mitgliedern, die zum Departement des Cultus und öffentlichen Unterrichts gehörten, im Jahre 1810 beigesellt. Wie thätig sein Eifer, wie weise sein Rath, wie strebsam seine Kraft hier war, möglichstes Gute zu wirken, das ist offenkundig. In demselben Jahre, am Krönungsfeste, gab ihm der König den redenden Beweis fortwährender Verehrung und reger, unvergessener Dankbarkeit dadurch, daß er ihm den rothen Adlerorden dritter Klasse und,

nach der Confirmation des viel versprechenden Kronprinzen, erhielt Sack — 1813 — denselben Orden zweiter Klasse.

Seine letzte Predigt hielt der an Jahren reiche, im Geiste noch immer starke, und an menschlichen Angelegenheiten, besonders an dem neuen Glanze des königlichen Thrones und der herrlichen Auferstehung des Volkes aus dem Grabe seiner Drangsale, Schmach, Knechtschaft und Niedergeschlagenheit, innigst theilnehmende Greis, im Jahre 1814 an dem Krönungs-, Friedens- und Ordensfeste. In demselben Jahre wurde er von der Huld seines ihn verehrenden Monarchen mit der höchsten geistlichen Würde des Landes beliehen und zum Bischof der evangelischen Kirche ernannt. Selten wurde er im Jahre 1817 ausgezeichnet, daß ihn der König mit dem großen, rothen Adlerorden beehrte.

Nahe am Ziele seiner Laufbahn, dem er mit der Ruhe eines Christen entgegen ging, welcher da weiß, an wen er glaubet; der im Anschauen einer bessern Welt, die ihm freundlich entgegen leuchtet, sich der Erde, auf der er sich ein Pilger dünkt, mehr entzieht und in seinem ganzen Wesen himmlischer wird, drängte sich der Segen der Gottheit und die Belohnung des Frommen, gleichsam dichter um ihn. Die Ernte einer herrlichen Aussaat, in der er sein Leben vollbracht hatte, der treue Arbeiter im Weinberge des Herrn, hob hier schon für ihn an. Aber sein Verlangen, von hier abzuscheiden und bei Christo zu seyn, konnte dadurch nicht geschwächt werden. Er wünschte sein Ende und es war ihm gesegnet. Oeffentlich und zum letztenmal, Gott

erhörte sein Gebet um Stärke, trat er redend auf, als er seinen zweiten Sohn als seinen Stellvertreter am 20sten Juli 1817 bei der Domgemeine einführte. Väterlich und rührend waren seine Worte an den Sohn, der sein Wirken fortsetzen sollte; heilige Wünsche, als ob es die letzten wären, that er da für das Beste seiner Gemeine; laut dankte er dem guten Gotte, der ihn so gnädig bis hieher gebracht hatte. Dies war ein Abschiedsgruß, wie ihn der sterbende Vater seinen geliebten Kindern zuruft, der alle Seelen rührt und ihnen unvergeßlich bleiben wird. Mit Freude und Hoffnung legte der Greis sein Amt, mit allen seinen Beschwerden und Belohnungen, in die Hände seines würdigen Sohnes, und trat nun ab von dem Schauplatze einer langen, segensvollen und rühmlichen Wirksamkeit. Doch konnte er den ehrenvollen Antrag nicht verweigern, daß er den neugebornen Sohn Sr. königlichen Hoheit, des Prinzen Wilhelm von Preußen, Waldemar genannt, durch die heilige Taufe der Gemeinschaft der Christen weihte. Diese Handlung verrichtete er den 23sten August desselben Jahres und mit ihr war für diese Erde sein Religionslehrergeschäft geendigt.

Munter und heiter, stark und bei voller Besinnung blieb, bei dem Wanken der irdischen Hülle, sein Geist. Es zeigte sich indeß eine Nervenschwäche, die keine medizinische Kunst zu heben vermogte. Verbraucht war die leibliche Kraft, die eine Reihe von vielen Jahren der Welt so herrlich genutzt hatte, und die unsterbliche Seele sollte bald von der irdischen Hülle befreit werden, um vom Glauben zum Schauen zu gelangen. Ein Nervenschlag, der sich am 11ten September zuerst

einstellte und in den darauf folgenden Tagen öfter wiederkehrte, erschöpfte in drei, für die Seinen höchst trauervollen Wochen, die Kraft des Greises. Die freudig tröstende Hoffnung der Wiedergenesung wurde endlich von seiner um ihn weinenden Gattin und seinen gebeugten Kindern, die die Tage des ihnen köstlichsten Lebens nicht verlängern konnten, aufgegeben. Am zweiten October schlief der Greis ein, um für ein besseres Daseyn und Fortwirken wieder zu erwachen.

Eine Wittwe und acht Kinder weinen dem edlen Gatten und dem treusten, zärtlich geliebten Vater nach. Der älteste Sohn ist Geheimer Ober-Justizrath in Berlin. Zwei jüngere Söhne kehrten im Jahre 1815, als Brigadeprediger, in die Arme ihres Vaters zurück, von denen der ältere vierter Hof- und Domprediger ist. Die drey jüngern Töchter sind verheirathet.

So weit also von den äußern Lebensumständen des verstorbenen Bischofs Sack. Durch außerordentliche Ereignisse, die das Herz angreifen und eine muthvolle Fassung fordern, um sie würdig zu bestehen, ist die Bahn, die ihn Gott zum Ziele führte, nicht ausgezeichnet. Der Gang, den er zu gehn bestimmt war, glich einer stillen, ruhigen Wanderschaft, die nicht von Stürmen und Ungewittern unterbrochen wird. Er ge-

hörte zu den seltenen Glücklichen, die die Hand der Vorsehung sanft und leise von einer Stufe des irdischen Daseyns zur andern erhebt, und jede mit neuen Freuden und Segnungen bezeichnet. Aber bei allen Begünstigungen eines ihm wohlwollenden Schicksals, erhob er sich doch nie über sich selbst; sein demuthsvoller, bescheidener Sinn blieb unverändert und aus seinem ganzen Wesen sprachen die Worte: Herr, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an deinem Knechte gethan hast. So wichtig und groß die Verbindungen auch waren, in denen er lebte; so vielgeltend und wirksam sein Ansehn war, das er behauptete, geprahlt hat er damit nie, gemißbraucht es nie, es mußte ihm nur dienen, Gutes ins Werk zu richten, das ihm, nach seiner innigsten Ueberzeugung, als solches galt. Seine Rechtschaffenheit und Humanität, die Urbanität, welche er immer zu behaupten wußte, sammelte um ihn einen Kreis von Verehrern und Freunden. Es ist von Sack keine Rede, keine Handlung bekannt geworden, die ihn anders, als einen frommen, rechtschaffenen, klugen, vorsichtigen, gemäßigten, gütigen und gefälligen Mann verräth. Die Zutrauen einflößende Würde seines Aeußeren war nur Abdruck eines durch die Religion geheiligten Gemüths.

Doch, wir wollen hier einige besondere Züge aus seinem Familien- und Amtsleben, und einige, seinen Geist und Charakter bezeichnende Stellen aus seinen Schriften ausheben, ehe wir die Geschichte dieses vorzüglichen, in seinem Wirkungskreise so gepriesenen Geistlichen, schließen.

Sein Haus war gleichsam ein Tempel der Frömmigkeit, der Liebe, der Eintracht, der theilnehmenden Zärtlichkeit, der Herzensübereinstimmung und er, der Vater und Gatte, der Schöpfer, Pfleger und Ernährer aller dieser Tugenden, die seine Weisheit und Güte durch Wort und Beispiel lehrte. In dem zahlreichen Kreise der Seinen, von denen auch kein einziges, zur Familie gehörendes Mitglied, ihm Verdruß und Kummer machte, fand er nach mühsamen Arbeiten seine Erquickung und Ruhe; hier pries er sich in freundlicher Stille so selig, wenn er dem oft unvermeidlichen Weltgeräusch in großen Gesellschaften entgangen war. Umringt von den Seinen, denen jeder seiner Winke ein Befehl war, den er voll Güte that, welchen die ihn verehrenden Herzen in Liebe erfüllten, empfand er in reiner Vollkommenheit das unbezahlbare Erdenglück, was alle andern Freudengenüsse überwiegt. Was er hier genoß, erschien ihm als Vorschmack der Seligkeit einer andern Welt, als Belohnung himmlischer Gerechtigkeit, mit der sie schon auf Erden fromme Väter beschenkt. Wie wenig galt ihm der Prunk, der Reichthum, das Talent und die Ehre, die nur äußere Huldigungen empfing, die Neid erregte, wenn sie durch Tugend und Frömmigkeit im Familienverein nicht ihre Ruhe und Wonne hatte. Wie elend und unglücklich erschienen ihm Eltern und Kinder, die mit allen Schätzen des Scheinglücks überhäuft, im häuslichen Verein den Frieden, das Heil nicht fanden, was die Bitterkeiten des Lebens versüßt, seine unvermeidlichen Lasten erleichtert und zugleich die Aufforderung und den Lohn des besseren Guten umfaßt. Höchst unglücklich hielt er die Familien, wo unlautere Wünsche, sträfliche Begierden, eitle Ver-

gnügungssucht, der verbotene Hang zum nichtigen Glanze, Unordnungen aller Art, Verwirrung und Verdruß, Zwist und feindliches Wesen, Reue und Klage erzeugte; wo der Geist des Unglaubens das Licht der Religion ausgelöscht hat, den Gehorsam gegen des Höchsten Gebot unkräftig macht und die Segnungen des Glaubens vereitelt hatte. Eben darum weidete sich auch sein Herz, daß das Familienglück höher, als alle Erdengüter achtete, an dem königlichen Paar, das, dem Volke zum Muster, so gottesfürchtig, voll Zärtlichkeit, Liebe und Treue der Welt den Beweis stellte, daß Gatten und Kinder ein weit höheres und sichereres Glück erstreben können, als was ihnen die Erde mit ihren höchsten Gütern, die nur wenigen Sterblichen verliehen sind, anzubieten vermag. Eben diese musterhafte Ehe auf dem Throne, zu der ihm sein eigenes, häusliches Leben den Maaßstab gab, machte ihn den König und seine Gemahlin noch verehrungswürdiger und theurer.

Er wurde, und das verdiente er im höchsten Grade, von den Seinen nicht als Vater und Versorger und Wohlthäter geachtet, nicht als ausgezeichneter, mit sichtbaren Ehren beschenkter Mann allein geschätzt, es gab ein weit schöneres Verdienst, das ihn schmückte, was ihn, nach dem Urtheil ihres Verstandes, und dem Gefühle ihrer Herzen, zu höhern Graden der Hochachtung und Liebe erhob. Ihnen erschien er, als ein wahrhaft frommer Mann, der durch den Glauben an die Wahrheit und Göttlichkeit der Religion geleitet, unaufhaltsam bestrebt war, ein würdiger Schüler seines großen Meisters zu seyn, dessen Lehren ihm zur Richtschnur seines innern und äußern Lebens dienten, den

er vor der Welt durch einen unsträflichen Wandel treu und wahr bekannte. Ihnen war es überzeugendste Gewißheit, daß sein ganzes Reden auf der Kanzel mit seinem Thun und Lassen im reinsten Einklange stand; daß er kein Gebot gab, keine Pflicht empfahl, keinen Trost ertheilte, keine Hoffnung verhieß, die ihn des Unglaubens, des Wankelmuthes, des Ungehorsams in seinem Verhalten bezüchtigte. Wer ihn so genau kannte, als seine Familie, der fand in ihm das wohlgetroffene Bild des Edlen, der zu vorzüglichern Tugenden sich stark fühlt und sie übt, als es bei gewöhnlichen Alltagsmenschen, die mit dem gehaltlosen Schimmer sittlicher Güte glänzen und täuschen, der Fall nicht ist. Er konnte sich selbst verläugnen, schwere Opfer bringen, wenn er seinen Mitmenschen dadurch Gutes bereitete. Sein Glaube erzeugte in ihm eine Liebe, eine Duldsamkeit, eine Demuth, ein Ebenmaaß in der Anwendung seiner Kräfte, einen Muth, eine Zuversicht, wie sie nur das Eigenthum und der Schmuck eines durch die Religion erleuchteten und geheiligten Christen ist. Er war es in dem engeren Cirkel seiner Lieben, der die zarten Anlagen und Fähigkeiten seiner Kinder entwickelte und nährte; der ihnen den Sinn für das Göttliche einflößte; der sie mit Grundsätzen, um die Anfälle des Bösen zu besiegen, ausrüstete und den Trieb, das Beste zu erringen, in ihnen erweckte und begeisterte. Das Gute und Christliche, was er anpries und empfahl, sahen sie ihn durch sein eigenes Beispiel ehren.

Keine unfreundliche Rauhheit entfernte die Gatten und Eltern von einander. Jeder Dienst wurde mit Liebe gefordert und mit gleichem Sinne geleistet. Die

gegenseitige Achtung war auf gleiche Tugend gegründet. Glücklich waren und fühlten sich die Kinder unter der Beschirmung und Leitung solcher Eltern und der Grund, glücklich zu werden und zu machen, wurde hier in ihnen gelegt.

Die Freude, das innere Wohlseyn der Kinder, war mit der Ruhe und Zufriedenheit der geliebten Eltern auf's innigste verbunden, ohne ihre Theilnahme und Zustimmung gab es kein Glück für sie. Ohne reichen Lohn blieb ein solches Familienleben nicht. Der Gegenstand der Liebe und Verehrung waren den Kindern die Eltern und die Kinder den Eltern der Preis ihres Lebens, der Trost ihrer alten Tage. Wenige Zeit vor seinem Ende hatte der ehrwürdige, glaubensvolle Simeon noch die Wonne, daß seine beiden, von ihm entfernten Söhne, in seine Arme zurückkehrten und Thränen weinten, einen solchen Vater wieder zu sehen.

So lieb und theuer ihm die Seinen waren und so gewiß ihm der Todesengel die Trennung von ihnen ankündigte, trostlos und verzagt wie die, welche die Hoffnung des Wiedersehens, der unzertrennlichen Vereinigung in einer bessern Welt, nicht haben, war der Greis nicht. Sein Tod erschien ihm als ein Vorangehn, um den Seinen die selige Stätte zu bereiten; er beruhigte die um ihn Klagenden mit den Worten: „gesegnet sey mir mein Ende.“ So nur kann der Christ sprechen, der am Ende des irdischen Lebens an seine Geburt für den Himmel glaubt; der sich vorbereitet hat zu dem Hingange in sein rechtes Vaterland, der

sich's an jedem Tage deutlich bewußt blieb: wir haben hier keine bleibende Stätte, die zukünftige suchen wir; wir leben oder sterben, so sind wir beide des Herrn.

Wenn er es in den besseren Augenblicken der letzten Zeit, wo sich Alles zu seiner Auflösung anschickte, an deren Nähe er nicht mehr zweifelte, mit Rührung wahrnahm, daß die Hoffnung seiner Wiedergenesung die Traurigkeit der Seinen erheiterte, die er nicht zerstören wollte, da sprach er mit glänzendem Auge und froher Miene: „dem, der dem Winde seinen Lauf und den Wolken ihre Bahn bestimme, stelle er seine Sache anheim, der es mit ihm nach seiner unendlichen Güte machen werde. Christus sey sein Leben und Sterben ihm Gewinn."

Als er aber in dem Herrn entschlief, dieser von den Seinen so unendlich geliebte Mann; als sie sich von ihm verlassen und verwaist fühlten, da war's ihnen, als ob ihnen die Krone vom Haupte genommen, das theuerste Gut ihnen entrissen sey und sie den edelsten Schatz verloren hätten. Ihre Thränen flossen und mit Wehmuth und Schmerz, für den nur die Religion und Zeit lindernden Balsam hat, schauten sie hin auf die entseelte Leiche, die die Hülle eines so milden Geistes, eines so liebreichen Vatersinnes war; da wurden sie von den Bildern der Erinnerung an sein Wohlthun, an seine Güte und Liebe umschwebt; da empfanden sie die wirkliche Größe ihres unersetzlichen Verlustes, wie sie ihn früher so lebhaft sich nicht zu denken vermogten.

Was viele seiner innigsten Freunde und Verehrer

fürchteten, den Tod des verdienstvollen, bis nahe an das Ziel seiner Tage so rühmlich thätigen Sack's, das bestätigte die Nachricht von seinem Hinsterben, die viele Herzen schmerzlich rührte. Linderung der Größe ihres gerechten Harms fand seine Familie in der allgemeinen Theilnahme guter, um den Verstorbenen mitklagender Menschen. Eine große Zahl seiner Gemeineglieder hatte er, in ihrer Kindheit, in den ersten Religionserkenntnissen unterrichtet, sie standen zum Theil auf verschiedenen, dem Vaterlande nützlichen Posten, oder waren Väter und Mütter geworden. In dankbarer Erinnerung an den trefflichen Lehrer, durchlebten sie mit ihm eine Reihe von Jahren und ernteten die Früchte des Saamens göttlicher Wahrheiten, die er in ihren Seelen befestigte. Eben sie waren seine treuesten Zuhörer, wenn er von heiliger Stätte der Verkünder solcher Lehren war, die ihr gereifter Verstand jetzt erst ganz begriff, durch die er sie zu einer höhern Vollkommenheit zu führen suchte. Sie gestanden es laut, wie seine Lehrweisheit es war, die durch die Kraft, das Erleuchtende und Rührende der Rede, so gerade den Weg zu ihrem Herzen fand, und Liebe zum Guten, Trost und Hoffnung in ihnen begründete; wie er durch seine inhaltsreichen, auf ihr Bedürfniß berechneten, aus dem Quell der Religion geschöpften, so einfachen, aber doch erhabenen Vorträge, ihre ununterbrochene Aufmerksamkeit fesselte, ihren Glauben stärkte und ihren Fleiß in guten Werken beförderte. Noch sahen sie ihn im Geiste, wie er, mit der vollen Würde eines Religionslehrers geschmückt, die durch keinen Widerspruch, durch keine Unebenheit im Leben entstellt wurde, wie ein Freund und Vater in ihrer Mitte stand, der zu seinen Kindern spricht, deren Wohl und

Heil die wichtigste Sorge seines Geistes ist, die er so glücklich wünscht, als es der, vielen irdischen Unfällen unterworfene Mensch zu werden vermag.

Für den wichtigsten Theil seiner Amtsführung aber galt ihm immer der Unterricht im Christenthum, den er der Jugend ertheilte, die nach erlangter Religionserkenntniß durch den Genuß des heiligen Abendmahls das Bekenntniß ihres Glaubens feierlich bestätigen sollte. Die Glücklichen aus allen Ständen, von den Fürstenkindern bis zu den armen und hülflosen Waisen, haben es gewiß in treuem, dankbaren Andenken bewahrt, wie gütig, freundlich und herablassend er ihnen da aus dem Schatze seiner Weisheit und Erfahrung mittheilte. Er selbst glänzte ihnen vor Augen, als das Vorbild des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung; aus seinem ganzen Wandel sprach die unerschütterliche Redlichkeit der Gottesfurcht, die er mit einem Nachdruck, mit einer so seltenen Gabe überzeugender Deutlichkeit, mit einer Erhebung zu dem Göttlichen ankündigte, die die jugendlichen Gemüther ergriff, die den Vorsatz in ihnen bestärkte: so müssen wir seyn und werden, wenn es uns wohl gehen soll im Himmel und auf Erden.

Wer mag sie zählen die Summe des Guten, wer die Zahl der Tugenden berechnen, die er den jugendlichen Herzen einpflanzte, daß die Kinder die Freude und Wonne der Eltern, die beste Stütze in ihrem Alter wurden; daß sie, bei gereiftern Jahren, als Gatten, ihre Wohnung zum stillen Sitze aller christlichen, bürgerlichen und häuslichen Tugenden weihten; daß sie wieder wohlthätig auf ihre Kinder wirkten und mit herr-

lichen Erfolgen die Erziehung derselben besorgten; daß sie, als Männer in öffentlichen Aemtern, treu und gewissenhaft, fleißig und strebsam ihre Pflichten erfüllten! Groß, gewiß sehr groß ist in dieser Hinsicht der Segen, den die Welt unserm Sack verdankt, und das Herrliche, Unvergängliche belohnte ihn im Leben schon, was er geschafft hatte, und reichlich wird ihm im Himmel vergolten werden. Hier schon weidete er sich an dem Gedanken: wie wird mich einst das Glück erfreuen, wenn ich hier der Retter vieler Seelen war!

Ehe wir den Verewigten als Schriftsteller würdigen und das Urtheil der Leser durch einige Stellen aus seinen Schriften selbst über ihn entscheiden lassen, können wir uns nicht enthalten, zuerst die Worte an seinem Grabe, von dem Hofprediger Stosch gesprochen, anzuführen, die in gedrängter Kürze ein schönes Zeugniß von dem Vollendeten ablegen. Diese Worte, die wir im Anhange der vom Hofprediger Theremin auf Sack gehaltene Gedächtnißpredigt fanden, lauten also:

„Zwar bedeutend fortgerückt auf der Bahn der Erdenwallfahrt, doch zu früh für die Wünsche Tausender, entfloh zum höhern Leben der Geist, dessen sterbliche Behausung wir hier niedersenken. Um ihn sind viele Augen naß, steigen der Seufzer viele zum Himmel, und der Schmerz bricht in die Klage aus: ach! daß er heimging, der uns liebte und so werth uns war!“

„Oft wird die Wehmuth sich erneuern, oft wird in's Gedächtniß zurückkehren: wie in dem Verewigten

sich von uns trennte der Weisen und Edlen Einer, ein ächter Jünger des Erlösers, ein freudiger Verbreiter seines Reichs, ein redlicher Förderer des Heils der Kirche und des Vaterlandes, ein apostolischer Prediger, ein bewährter Menschenfreund, der liebevollste Gatte und Vater.“

„Nun, dem Arbeiter ward gerufen, daß er den Lohn empfange. Still mache uns der Gedanke: der Abschied vom Zeitlichen war kein Uebel für den Vollendeten! Aufrichtung gebe den Gemüthern der Glaube: nicht verloren ist die Saat, die er ausstreute; nicht verloren ist er selbst in Gottes unermeßlichem Reiche! Gemildert werde die Betrübniß der Seinigen, die ihm mit unübertrefflicher Liebe anhingen, durch das Bewußtseyn, daß sich kein Vorwurf und keine Reue darein mischt. Beschwichtigt werde ihre Wehklage durch das lebendige Gefühl der Dankbarkeit für die Tröstungen, Segnungen und Freuden, die sein Wohlwollen ihnen bereitete!“ ꝛc.

In den Jahren von 1781 — 1800 erschienen von Sack, aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt, vier Bände Predigten von Hugo Blair, — der fünfte Band ist von dem D. Schleiermacher verdeutscht — einem der vorzüglichsten geistlichen Redner seiner Zeit. Die Pre-

digten kann man Muster der englischen Kanzelberedtsamkeit nennen. Zehn Auflagen erschienen in einem Jahre. Sack kündigt seine treffliche Uebersetzung mit der ihm eigenen Bescheidenheit in der Vorrede zum ersten Bande an. Er sagt: „Die Kenner mögen es beurtheilen, wie viel die ungemeine Eleganz des englischen Ausdrucks eingebüßt habe. Wer sich mit einer Arbeit der Art nicht bloß mechanisch beschäftiget hat, wird es wissen, welche Schwierigkeiten sie habe, und es dann auch so hoch nicht aufnehmen, wenn er hin und wieder einen weniger kraftvollen Ausdruck, hie und da eine Metapher, mit einer weniger angemessenen, wegen Armuth oder Eigenheit der Sprache vertauscht, und überall bei der Lesung des deutschen Blairs nicht dasselbe Vergnügen findet, das das Original einem jeden Leser von Geschmack so durchaus gewähren muß.“

Als erfahrner Weise und richtiger Denker führt er in derselben Vorrede noch die lesenswerthe Stelle an: „so meine ich auch nicht, daß, was die Methode selbst anbetrifft, nach welcher die Wahrheiten der Religion in öffentlichen, zur Erbauung bestimmten Reden vorzutragen sind, sich irgend ein allgemein brauchbares Muster aufstellen lasse. Die Regeln, nach welchen eine gute Predigt zu verfertigen ist, lassen sich zwar überhaupt leicht geben; aber die Anwendung dieser Regeln ist etwas durchaus Relativisches, und richtet sich sowohl nach Beschaffenheit der Materie selbst, über die geredet wird, als auch der Zeit, des Orts, der Umstände, insbesondere aber der Zuhörer, die der christliche Redner vor sich hat. Wie hoch herauf, oder wie tief herab der Ton zu stimmen, wie die Wahrheit darzustellen, und auf wel-

chem Wege, und in welcher Bekleidung sie dem Zuhörer entgegen zu bringen sey, um auf die Seele die sicherste und dauerhafteste Wirkung zu thun: das müssen die Fähigkeiten, die Kenntnisse, und selbst die Vorurtheile derer, die man zu unterrichten und zu erbauen hat, bestimmen. Es läßt sich also eben so wenig sagen, ein jeder müsse predigen, wie Saurin oder Massillon, als es sich fordern läßt: ein jeder müsse sich nach dem würdigen Tobler, oder nach irgend einem andern guten Prediger richten. Man lerne den Meistern die Kunst ab, das zur Sache Gehörige mit Würde und richtigem Geschmack, und auf eine dem Zweck des christlichen Predigers angemessene Weise zu sagen; aber man prüfe, was die Manier selbst anbetrifft, sehr wohl, was auf der einen Seite die Beschaffenheit und Mischung eigener Seelenkräfte erlaubt, und auf der andern Seite das Bedürfniß und die ganze Lage der Zuhörer nöthig macht."

In dem Sendschreiben an die Geistlichen der protestantischen Kirche in der preußischen Monarchie (Berlin, 1814) haben wir folgende Stellen, als höchst beachtenswerthe, gefunden, die geeignet sind, den Geist und das Herz des ehrwürdigen Verfassers deutlich zu bezeichnen. Er ermuntert in der Schrift seine Amtsbrüder, alle ihre Kräfte aufzubieten, um der tief gesunkenen Religiosität aufzuhelfen, und spricht: daß sie dazu durch Dankbarkeit gegen Gott, durch Liebe gegen das Vaterland und die jetzige Stimmung der Gemüther verpflichtet werden.

1. Dankbarkeit gegen Gott.

„Selbst der Ungläubige ist genöthigt gewesen, ergriffen von der Macht der Wahrheit, das Walten des Allmächtigen (in der Rettung des Vaterlandes von Feindesgewalt) zu erkennen. — Wie könnten denn, unter dem Jubel geretteter Völker, diejenigen nur Freude und nicht Dank empfinden, die vor andern gewohnt seyn müssen, in allen Begebenheiten der Welt das unsichtbare Wirken der allgegenwärtigen Gottheit anzubeten?“

2. Liebe gegen das Vaterland.

Das Vaterland wird redend eingeführt und es spricht zu den Geistlichen: „Helfet ihr alle, die ihr das moralische Verderben für die ergiebigste Quelle menschlicher Noth erkennet; trage ein Jeder, der mir wohl will, dazu bei, daß die Ketten innerer Laster zerbrochen werden, die mich noch fesseln. Von eurer Treue und Gewissenhaftigkeit, von eurer weisen, unverdrossenen Benutzung der Mittel zur Beförderung christlicher Gesinnung und Hoffnung, die euch zu Gebote stehen, erwarte ich vornämlich meine Erlösung von der Tyrannei meines furchtbarsten Feindes. Verkennet nicht eure Würde, eure Ehre, eure Pflicht, und erfüllet die Hoffnung, die ich auf euch gründe.“

„Sollte Jemand unter euch sagen: was vermag ich Einzelner? Der Strom der Sittenlosigkeit hat alle Stände überflutet; der Allmächtige allein kann ihm Einhalt thun. — Wo die Pflicht gebietet, darf Niemand fragen: was wird es helfen? Thue das Deinige und

vertraue Gott. — Alles, was wir aus Pflichtliebe und im Gehorsam gegen den göttlichen Willen zur Beförderung des Guten thun, das hilft, ob viel oder wenig, darauf kömmt es nicht an; kein Beitrag zum gemeinen Besten geht verloren. — Anstrengung, fester Wille und Ausdauer vermögen unbegreiflich viel. — Hat die Idee von Erlösung aus der Knechtschaft des Irrthums und der Sünde keine Kraft mehr, eure Herzen zu erwärmen? — Der Krieg ist geendigt, der so viel Blut und so viele Thränen gekostet hat; aber ein anderer Krieg muß noch fortgesetzt werden, ein Krieg, mit noch mehrerem Recht ein heiliger genannt, in welchem ihr die Anführer und Verfechter seyd. Er darf nicht aufhören. Mit dem bösen Princip, mit der menschlichen Verkehrtheit in allen ihren Gestalten darf in Ewigkeit weder Waffenstillstand, noch Vertrag, noch Friede geschlossen werden. Darum legt die Waffen nicht aus den Händen. — Euren Händen vornämlich ist anvertraut das Salz, welches die Welt vor der moralischen Fäulniß bewahren soll; gebrauchet es mit Klugheit, und wie ihr es vor Gott und vor euch selbst verantworten könnt."

„Ihr haltet die Lehre, die ihr verkündiget, für ein Werk aus Gott, und ihr meinet, daß es untergehen werde? Ihr sprechet von einem Gottesreiche, und besorget, daß die Macht der Hölle es überwältigen mögte? Gebet entweder euren Glauben auf, oder lasset euer Mißtrauen fahren. — Lehre und Beispiel, welche wunderbare Kraft haben sie! Wir haben den edlen Beruf, alle Menschen zu lehren und zu ermahnen. Talent und Geschick muß vorhanden seyn, wenn die öffentliche Rede des Predigers Erfolg haben soll. — Es giebt

eine Beredtsamkeit des Herzens, die mehr werth ist, als alle Kunst eines Demosthenes und Cicero; und gerade die ist's, um die wir uns zu bewerben haben. Wer Glauben hat an das Evangelium, und einen zu seinem Geschäfte gebildeten Geist, lernt sie leicht, wenn anders ein liebevolles Herz in seiner Brust schlägt. Die Kanzel ist keine Rednerbühne, auf welcher es auf Ueberraschung und Bestechung des Urtheils, oder auf Erregung leidenschaftlicher Gefühle ankömmt; sie ist eben so wenig ein Katheder, von dem herab der Gelehrte den Verstand seiner Zuhörer wissenschaftlich bildet, mit dem Herzen aber nichts zu thun hat. Christus, unser Herr, war kein Redner, wie ihn die Schule bildet, aber er trug Gottes Wort und die Liebe zu seinen Brüdern im Herzen, und so lehrte er gewaltiglich, und nicht wie die Schriftgelehrten."

„Ohne Zweifel werdet ihr mit mir darin einig seyn, daß derjenige Geistliche, der durch einen oder zwei Kanzelvorträge in der Woche seine Pflicht gethan zu haben meint, den Umfang seiner Bestimmung und seiner Nutzbarkeit verkenne, und gerade das übersehe, was die Hauptsache in seiner Amtsführung seyn soll. Daß ich diese Hauptsache in der Unterweisung der Jugend, und in der gewissenhaften Aufsicht in deren Bildung in der Schule und im elterlichen Hause setze, darf ich nicht erst sagen. Mit Bedauern müßt ihr wahrgenommen haben, daß dieses hochheilige Geschäft von so Manchem auf eine unverantwortliche Weise vernachlässiget wird; und doch ist gerade hier so unglaublich viel Gutes zu stiften. Der Saamen frommer Tugenden, der im kindlichen Gemüthe ausgestreuet wird, geht zu irgend einer

Zeit auf; und eine frühe, eben so gründliche Anleitung zu religiösen Empfindungen läßt unvertilgbare Eindrücke in der Seele zurück. —"

„Der Volkslehrer soll nicht bloß ein verständiger und in dem, was ihm obliegt, tüchtiger Mann seyn, sondern er muß selbst den Weg gehen, den er andern als den rechten anzeigt. — Kein verachtungswertherer Mensch, als ein Lehrer des Christenthums, der sein heiliges Amt als ein Handwerk treibt, der nicht glaubt, was er sagt, und dessen Wandel die Widerlegung seiner Lehre ist! Er empfiehlt die Demuth, und sein Herz ist voll pharisäischen Hochmuths; er predigt Erhebung über das Zeitliche, und er klebt an der Erde mit seinen Gedanken und Bestrebungen; er spricht von der Liebe, und Haß und Neid beherrschen sein Gemüth; er verlangt Mäßigkeit und Mäßigung, und er ist ein niederer Sklave thierischer Begierden; er dringt auf Versöhnlichkeit und Vergebung des erlittenen Unrechts, und wehe dem, der ihn beleidigt hat; er will Sanftmuth und Mildigkeit von Andern geübt wissen, und er ist rauh und hart und zurückstoßend in seinem Benehmen; mit einem Worte: er preiset die Tugend mit seinem Munde, und das Laster mit seinem Leben. O des Unwürdigen! er nutzt nicht allein der Gemeine nichts, der er vorgesetzt ist, er schadet ihr auch unfehlbar, wäre er auch der Beredteste und Gelehrteste seiner Zeitgenossen."

3. Die jetzige Stimmung der Gemüther.

„Schon die so allgemeine und so wunderbar ver-

breitete, patriotische Begeisterung, die alle Stände und alle Alter ergriffen hat, ist mit der Religion nahe verwandt. Sie hat die Gemüther gereinigt und erhoben; sie hat verdrängt die niedrige Selbstsucht und gestählt die Brust zur Ertragung des Ungemachs, auch des bittersten. — Sie ist es, diese Begeisterung, die die Großthaten erzeugt hat, welche uns in Erstaunen gesetzt und Europa gerettet haben. Seelen aber, die einmal geweckt sind zu großen Ideen, und zu lieberalen, uneigennützigen Entschließungen, solche Seelen sind auch aufgelegt zu jeden erhabenen Gefühlen von Gott, so verschlossen sie denselben auch vorher unter der erschlaffenden Herrschaft des Egoismus und der Eitelkeit gewesen seyn mögen. — Ein durch Gott erfreutes Herz ist auch ein jedem religiösen Eindrucke sich öffnendes Herz, und in der wieder froh und frei athmenden Brust findet fromme Dankbarkeit einen so viel leichtern und ungehindertern Eingang. — "

„In der Zeit herzzerreißender Wehmuth hat die Religion, als treue Freundin der Unglücklichen, ihren Trost angeboten, und ihre Gabe ist nicht verschmäht worden. Auf dem Grabe der geliebten Todten ist das Bedürfniß des Glaubens und der Hoffnung tief empfunden, und wer auf Erden keine Zuflucht mehr fand, hat sehnsuchtsvoll den Blick zum Himmel gerichtet. — "

„Kanzel und Altar werden nicht mehr als lästige Ueberbleibsel alten Aberglaubens verachtet, und die Prediger der christlichen Lehre nicht ferner als unnütze und nur des Pöbels wegen noch zu duldende Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft gering geschätzt. Allgemein

wird es wieder erkannt: Unglaube sey nicht Bildung, und Verspottung der Bibel sey nicht Aufklärung."

„Wenn dies unsere erfreuliche Erfahrung ist, kann es uns, meine theuren Brüder! da noch zweifelhaft seyn, wie wir uns jetzt zu verhalten haben? — Womit wollen wir uns rechtfertigen, wenn wir das glückselige Erwachen unserer Zeitgenossen zu einem bessern Sinn uns nicht einen Antrieb seyn ließen, aus allen Kräften die zum Vortheil der Religion entstandene Revolution zu befördern? — Wollen wir kalt und gleichgültig zusehen, wohin es mit der wiederkehrenden Liebe zur Religion und mit der neugefühlten Sehnsucht nach einem besseren Zustande hinaus will, ungeachtet wir vor Andern berufen sind, diese Liebe zu unterhalten und diese Sehnsucht zu stillen? Das sey ferne! Jetzt ist der Moment, in dem wir hoffen dürfen, mit Erfolg zu wirken zur Ausbreitung des Reiches Gottes; jetzt, oder nimmer werden unsere Lehren Eingang finden; jetzt also laßt uns mit vereinten Kräften den Triumph der Wahrheit beschleunigen; jetzt die Wege ebenen dem wiederkehrenden Glauben. Das geschehe aber mit der vorsichtigsten Umsicht und Klugheit, damit die erwachte Liebe zur Religion nicht ausarte in schwärmerische, dunkle Gefühle, oder sich an dem hange, was nur als äußere Schale christlicher Frömmigkeit Werth hat. Zu leicht geht der Unglaube in Aberglauben über, so wie dieser in jenen, und bedenklich sind die Zeichen der Zeit; wir wollen sie nicht unbeachtet lassen. — "

Wahr und kräftig sind in dieser Schrift die Schlußworte über das gebrechliche Kirchenwesen, die so

im Auszuge lauten: „Erlasset mir das niederschlagende Geschäft, aufzuzählen alle Gebrechen und Mängel der protestantischen Kirche. — Wir können es uns nicht verhehlen, daß, wenn nicht bald eine gründliche Reform zu Stande kömmt, unsere Kirche in Kurzem nur dem Namen nach eine Kirche seyn werde; denn sie ist einem lecken Schiffe gleich, das jeden Augenblick in Gefahr ist, zu sinken. Wir wissen es zwar, daß die wahre, die unsichtbare Kirche des Herrn nicht untergehen werde, welche Stürme auch die äußere umherwerfen, so wie der Geist des Menschen nicht vergeht, wenn auch die irdische Hülle, in der er wohnt, zerfällt; — aber doch bekümmert es das Gemüth, das Band immer loser werden zu sehn, das die Christen auch äußerlich durch Gesetz und Ordnung und Sitte zusammenhalten soll. Da wird nur zu leicht das Herz muthlos; die Lust, zum Besten einer Gesellschaft mitzuwirken, die ihrer Auflösung nahe ist, verliert sich; der Eifer erkaltet. Aber so sollte es nicht seyn, sondern gerade das Gegentheil sollte Statt finden. Der kranke Zustand der Kirche sollte uns nicht bewegen, nachzulassen in unserm Eifer, sondern uns anfeuern, zur Heilung des Uebels mitzuwirken, so viel wir können. Liegt auch Vieles ganz außerhalb der Sphäre unserer Macht, was zu der so hochheiligen Kirchenverbesserung gehört: so ist auch wieder dessen viel, was wir zu derselben beizutragen vermögen. — Und dürfen wir es wohl leugnen, daß ein großer Theil des kirchlichen Verfalls auf unsere Rechnung zu schreiben sey? Oder sind wir etwa ganz außer Schuld an der Verachtung, in welche unser Stand versunken ist; an der Leerheit unserer Kirchen; an der Fruchtlosigkeit unserer Predigten? — Es steht uns wahr-

lich nicht zu, über das Verderben der Kirche zu klagen, da wir selbst ein Hauptbestandtheil der Kirche sind, und gerade bei uns am meisten zu bessern ist. Wie es bei der allervollkommensten Kirchenverfassung doch nicht gut stehn wird um die Beförderung des wahren Christenthums, wenn die Lehrer der Kirche ihr Geschäft, ich will nicht sagen, durch ihre Laster verunehren, sondern nur es nachlässig, oder als ein gemeines Handwerk treiben; oder wenn sie nicht Christum, sondern sich selbst; nicht Wort Gottes, sondern Menschenwort verkündigen: so wird auch bei allen Mängeln des Kirchenwesens doch viel gewirkt werden für den heiligen großen Zweck des christlichen Lehramtes, wenn die, welche dieses Amt verwalten, ganz sind, was sie seyn sollen. — Schlägt es uns nieder, Viele in unserer Mitte zu sehen, die in jedem andern Geschäftskreise mehr an ihrer Stelle seyn würden, als in dem eines christlichen Predigers: so erhebe und tröste uns wieder der Gedanke, daß es noch der Edlen viele unter uns gebe, die die Hochachtung aller Guten verdienen, und sich würdig zeigen des Amtes, das sie bekleiden. Welche niedrige Gesinnung, welche Schlaffheit und Trägheit, welche Herzlosigkeit und Unsittlichkeit wir auch um uns her wahrnehmen: so laßt uns doch in dem Bewußtseyn der Heiligkeit unsers Geschäfts nicht müde werden."

„Daß von oben herab alles geschehen werde, was weltliche Macht vermag, um der kirchlichen Verfassung eine bessere, zeitgemäßere Gestalt zu geben, dafür bürgt uns die Gesinnung unseres theuersten Königs; ihm ist, wie wir zu unserer Freude wissen, Religion eine eigene, heilige Angelegenheit, und wie ernstlich er es wünsche,

sie in seinem Volke befördert zu sehen, hat er oft erklärt, und auf mancherlei Art bewiesen. Dafür bürgen uns aber auch so viele Anordnungen der Vorsteher des Kirchenwesens, die keinen andern Zweck haben, als die Kirche wieder emporzuheben und sie von ihren Gebrechen zu befreien. Wie sollten wir daher nicht auch in diesem Stücke auf eine bessere Zukunft hoffen dürfen, wie aber auch nicht aus allen Kräften das Unsrige thun, daß diese Hoffnung erfüllt werde!"

Magazin
der
Biographien
denkwürdiger Personen
der
neuern und neuesten Zeit.

Ein
historisches Journal in zwanglosen Heften.

Herausgegeben
von
einer Gesellschaft von Gelehrten.

Vierten Bandes drittes Heft.

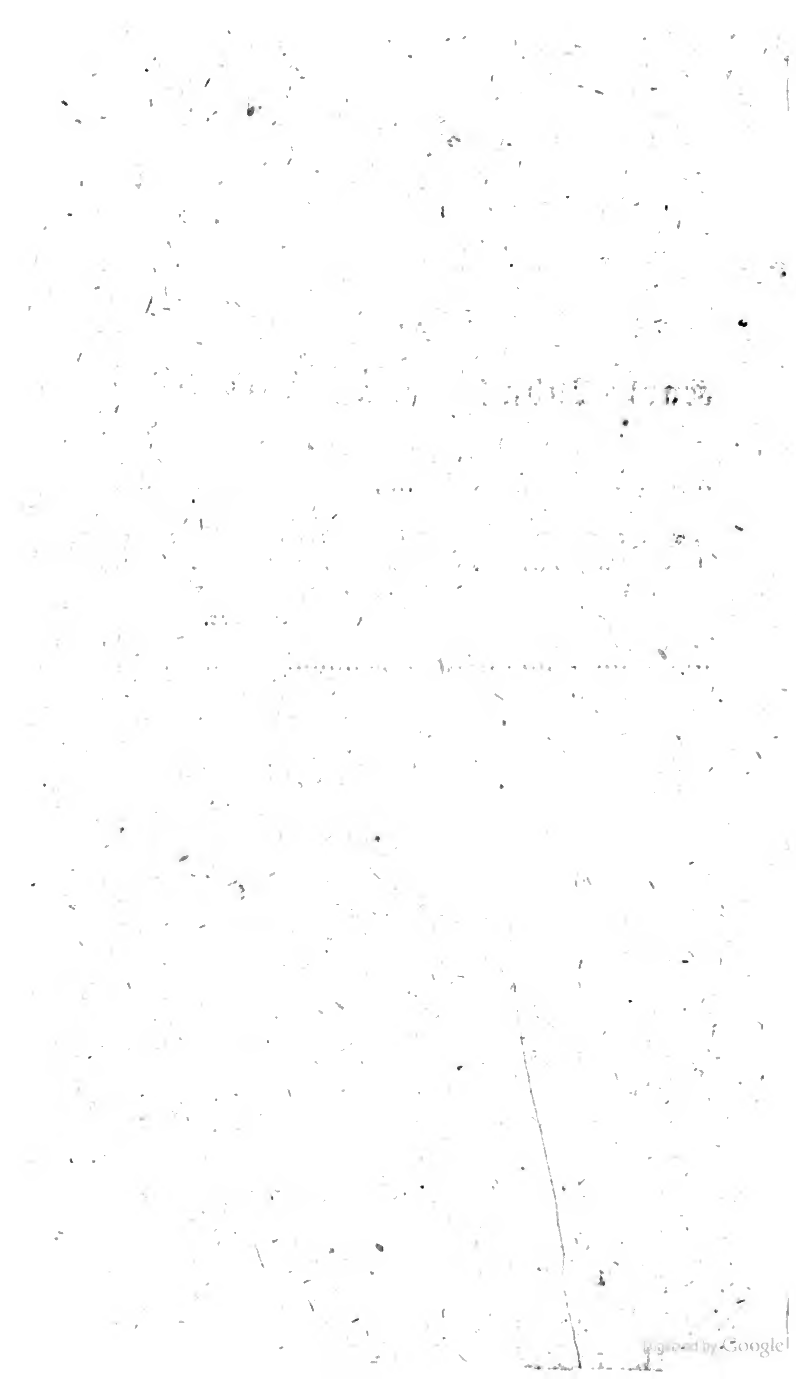
Quedlinburg 1819,
bei Gottfried Basse.

I.

Karl Ludwig von Woltmann.

Wer unter den Sterblichen kann sagen, daß er das reine Bild der Menschheit, das in ihm liegt, erreiche oder erreicht habe?

Herder.



Karl Ludwig von Woltmann.

Es giebt Männer von entschiedenen Talenten, welche in Erstrebung ihrer Ziele weder die gewöhnlichen Wege einschlagen, noch auch, um sich neue Bahnen zu brechen, den Beistand und die Erfahrung Anderer viel zu Hülfe nehmen mögen. Ein gewisses Selbstgefühl sagt ihnen, daß sie um ihrer Talente und Verdienste willen hervorgehoben werden müssen; sie verschmähen es daher, sich selbst hervorzudrängen, und treten lieber bescheiden zurück, wenn die Umstände und Verhältnisse ihre Hoffnungen und Forderungen an das Schicksal nicht begünstigen.

Einer von diesen Männern war Karl Ludwig von Woltmann. Keiner hat vielleicht empfindlicher erfahren, wie sehr selbst ausgezeichnete Kenntnisse und Verdienste um die Wissenschaften über Ansichten und durch die Umstände vernachlässigt werden; Keiner viel-

leicht später erkannt, daß das Glück sich durch keine Macht der Erde fesseln läßt, und aufrichtiger bereuet, dem Einflusse der Verhältnisse lange die gebührenden Huldigungen verweigert zu haben. Und hierin zeigt sich dieser gründliche Geschichtsforscher desto eigenthümlicher, je früher und je mehr seine tiefe, geschöpfte Kenntniß der Geschichte ihn in das Leben und Wirken der Menschheit hätte einweihen mögen.

Woltmann ward am neunten Februar 1770 zu Oldenburg geboren. Sein Vater, ein Bauerknabe aus dem Bremischen, hatte sich durch ausgezeichnete Naturgaben und Empfänglichkeit für höhere Bildung dem älteren Grafen Lynar, einem der gebildetsten, vermögendsten und kenntnißreichsten Diplomatiker seiner Zeit, empfohlen. Er hatte als Begleiter des jungen Grafen Lynar, nicht eigentlich, um dort zu studiren, die Universität Göttingen besucht, und dort die Mutter unseres Woltmann kennen gelernt, welche aus Hildburghausen gebürtig war. Späterhin war der Vater in Hamburg bei der dänischen Post, nachher bei der dänischen Stadthalterschaft in den Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst angestellt gewesen, beides durch Vermittelung seines Gönners. Zuletzt ward ihm ein kleines Amt bei dem oldenburgischen Landgerichte. Im Hause des Grafen Lynar bildete der ältere Woltmann seinen Geschmack und seine Anlage zur Deklamation, welche der Graf in erlesenen Privatgesellschaften öfters durch Vorlesungen und Vorträge seiner Arbeiten beschäftigte.

Erst nach dem früh erfolgten Tode seiner Frau zog sich der Vater unseres Woltmann mehr in sich selbst zurück. Schon als ein Knabe von sechs Jahren verlor

dieser an einer auszehrenden Krankheit, erst einige drei=ßig Jahre alt, seine Mutter. Diese hatte ihn mehr geliebt, als ihre übrigen Kinder alle. Als sie an ihrem Sterbetage ihre Kinder im Kranken=Zimmer zu Mittage essen ließ, wachte ihr Auge noch darüber, daß ihr Liebling nicht vergessen würde. Ja ihre Vorliebe für ihren Karl war so groß, daß der Superintendent davon in einem seiner Vorträge Veranlassung nahm, diese älterliche Schwachheit zu rügen. Und als derselbe bei einem Besuche derselben mißbilligend erwähnte, strich sie den Liebling über den Kopf und sprach: „er ist ein guter Junge.“

Sie war todt und Woltmanns Vater blieb unverheirathet. Im Kreise seiner Kinder suchte er Entschädigung für den Verlust, welchen er schmerzlich empfand. Er suchte sich durch Erzählungen aus seinem und Lynars Leben zu zerstreuen, und indem er so die Dämmerungsstunden auf eine ihm trostvolle, ja angenehme, seinen kleinen Zuhörern, zumal unserem Karl Ludwig, gar nützliche und unterhaltende Weise verplauderte, streuete er den Samen der edelsten Nacheiferung und pflanzte Ideale in die junge Seele, welchen die Zeit Gedeihen und Reife gab. Die Professoren, vorzüglich Theologen, zu Halle und Jena, welche der Vater mit treffendem Griffel zu zeichnen verstand, Hamburg, Berlin und sein Friedrich, Gellert, den der ältere Woltmann in Begleitung des Grafen Lynar, bei dem Besuche einer demselben verwandten fürstlichen reussischen Familie, sah, standen lebendig vor ihm.

Den stärksten Eindruck auf das kindliche Gemüth des jungen Woltmann machte indessen der unglückliche

Struensee, welchen der Vater in Halle als einen großen, schlaffen Jüngling gekannt hatte, der nur auf unnütze Streiche bedacht war. Die Erschütterung, welche Dänemark durch denselben erfuhr, sein Emporkommen und mehr noch sein Fall hatten den Knaben so entscheidend angezogen, daß der Gedanke, dänischer Staatsminister zu werden, ihn unwillkürlich fesselte. Daneben entflammte jedoch der fromme Sinn im älterlichen und Lynarschen Hause den Eifer für religiöse Vorträge, wie er sie öfters vom Vater mit Ausdruck und Wohllaut hatte vortragen hören, und dann mogte er lieber ein großer Kanzelredner werden.

Seine erste Bildung erhielt also Woltmann durch seinen Vater, immer einen schönen Ersatz für die zu früh verlorne Mutter, welche dem Knaben vielleicht, bei ihrer Vorliebe für denselben, nicht zu der Festigkeit erzogen hätte, zu welcher sein Geist unter Entbehrung der mütterlichen Zärtlichkeit und Pflege, bei einem noch schwächlichen Körper, schon früh erstarkte, um sicheren Schrittes durch ein Leben voll mannigfaltiger Prüfungen und Wechsel zu gehen. Und neben dieser Selbstständigkeit, die aus frühem Entbehren hervorgieng, senkte der Vater durch eine liberale Erziehung, welche Wort und Leben des Knaben der Fesseln entledigte, den Keim zu einer anderen, tief in Woltmanns Schicksale eingreifenden Triebfeder in dessen Seele, den Freiheitssinn. Dazu gesellte endlich der Tod seiner Mutter, seine Kränklichkeit im früheren Kinderalter und die Einsamkeit, in welcher er oft ganze Stunden und Tage hinbrachte, ohne an den Spielen anderer Kinder von gleichem Alter Antheil nehmen zu können, eine schwermüthige Stimmung, welche durch die religiösen Gedichte und Sterbelieder,

die der Vater alljährlich noch aus blutendem Herzen auf den Tod seiner geliebten Gattin dichtete, und dem Knaben vorlas, oder mit wohlklingender Stimme in den Abendstunden vorsang, an Nahrung gewinnen mußte. Am meisten zog ihn der Einklang der Gefühle zu seiner ältesten Schwester, Sophie, welche nach dem Tode der Mutter die Leitung des Hauswesens übernahm, aber auch schon ein Opfer ihrer frühen Anstrengung wurde, als unser Woltmann noch in den Jünglingsjahren war.

Mit dem Geiste erstarkte allmählich auch der Körper. Der Knabe gewann den Spielen und Wagnissen der Jugend Geschmack ab, wiewohl die Leibeskraft seiner Kühnheit nicht gewachsen war. Wie ein starker Schild stand ihm in allem Streit der Jugend sein älterer Bruder zur Seite, welchen er selbst als biederen und arglosen, aber unlenksamen Sinnes schildert *). Aber der feurige Muth desselben konnte ihn nicht schützen gegen die Gefahren der erwachenden Kraft und Lust zur Leibesübung. Bei einem gewagten Sprunge in freiem Felde zerbrach Woltmann den rechten Schenkel. Als er unter den heftigsten Schmerzen, erst von seinen Mitschülern getragen, dann auf einem Leiterwagen fahrend, in der Stadt anlangte vor dem Hause des Wundarztes, drängten sich Neugierige um einen durchreisenden Fremden. Woltmann fragte nach dem Namen des Mannes, hörte, daß es Gleim war, und prägte unter den heftigsten Schmerzen des Leibes ein lebendiges Bild des Dichters in seine Seele. Trennten sich seine Mitschüler

*) v. Woltmanns Selbstbiographie im ersten Bande seiner Werke, herausg. von Karoline v. Woltmann. S. 26.

in Amerikaner und Engländer, die damals vor den Augen der Welt auf den Kampfplatz traten, so gesellte er sich zu dem Anführer der Amerikaner, welcher die Freiheit seines Volks verfocht und erkämpfte; aber ohne Theilnahme zog er sich in sich selbst zurück, wenn solche Uebungen kindischen Spielen ohne Geist und Leben das Feld räumten.

Inzwischen war er unter Anleitung des Historikers Kruse, damaligen Kollaborators, dann Subrektors an der Schule zu Oldenburg, in die Elemente der Sprachen und Wissenschaften eingeweihet. Vorzüglich hatte dieser seinen Eifer für die Geschichte zu befeuern gewußt durch eine sinnreiche Darstellung und glückliche Methode; vielleicht der erste Anlaß, die spätere Wahl des Jünglings für diese als Hauptstudium zu entscheiden. Es gab fast keine härtere Strafe für ihn, als eine nüchterne Aufzählung nackter Begebenheiten, durch welche Kruse die Verstöße seiner Schüler gegen gute Ordnung und Sitte ahndete. Nichts desto weniger mußte Woltmann die ganze Strenge seines verdienstvollsten Lehrers erfahren, da er bei der Rekapitulation einer geographischen Lektion einen seiner Mitschüler laut auslachte, welcher auf der weißen Kehrseite der Charte das große Rußland im Ländchen Jever nachweisen wollte. Mit dem Aufblühen seiner Gesundheit wuchs nun auch Gabe und Neigung, das Lächerliche an Andern zu bemerken und hervorzuheben; die ihn am genauesten gekannt haben, versichern, ohne hämische Beziehung auf Persönlichkeiten *).

*) Nachträge zu Woltmanns Autobiog. von Karol. v. Woltm. Sämmtl. Werke I., S. 99.

Woltmann war nun bis in die höheren Klassen der planlos besorgten Hauptschule seiner Vaterstadt vorgerückt, ohne in den Mittelklassen, unter Anleitung eines alten, kraftlosen Lehrers, die guten Eindrücke aus Kruse's Schule zu verlieren. Hier verließ ihn sein älterer Bruder, um in eine Schreibstube zu gehen, und sich für eine Bedienung, wie die väterliche, vorzubereiten. Aber der feurige Jüngling verschmähete die engen Gränzen seiner neuen Bestimmung. Als sein Principal ihn wegen seines leichtfertigen Redens mit dem Gesinde bei dem Vater zu verklagen drohete, verließ er Haus und Vaterstadt, gieng bei Elsfleth in Begleitung eines Schifferknaben über die noch kaum zugefrorne Weser, und trat darauf in holländischen Seedienst. Noch ehe Woltmann Oldenburg verließ, hatte der rasche, nur allzukühne Jüngling in der Ferne seinen Tod gefunden, beweint von seinem Bruder und Vater.

Was Kruse auch für Sprach- und Wissenschaftskunde that, die Schule, der es an einem durchgreifenden Lehrplane fehlte, selbst ihre Hauptstütze, der biedere Rektor Manso, konnte den Mangel an Geschmack und Wissenschaftlichkeit durch Geradsinn und mannigfaltige Kenntnisse nicht ersetzen. Woltmann ersetzte daher, jedoch leider stets mit Ueberspringung des Leichteren, die Mangelhaftigkeit des öffentlichen Unterrichts durch Privatfleiß, und lebte und webte schon als Jüngling in Homer, Tacitus, Sophokles, ohne noch der griechischen Sprachlehre mächtig zu sein. Kruse lobte seinen Eifer, verließ aber nun als Lehrer der Prinzen von Oldenburg die Schule. Woltmann, auf die Lückenhaftigkeit seines Wissens aufmerksam gemacht durch Uelzen, einen gründlich unterwiesenen Schüler Heyne's,

welcher 1788 als Lehrer des ein Opfer der Tyrannei gefallenen von Berger nach Oldenburg kam, widmete die letzte Zeit seines Aufenthalts im väterlichen Hause mit verdoppeltem Eifer den häuslichen Studien, ohne die Schule noch länger zu besuchen, jedoch im besten Vernehmen mit dem braven Manso.

Eine Ode aus dem Horaz, welche er bei Gelegenheit seiner letzten Schulprüfung übersetzte, gewann ihm Liebe und Vertrauen des gelehrten und verdienten Regierungsraths von Halem, welcher ihn seitdem durch seine Bibliothek und Kritik unterstützte; zur Aufmunterung des talentvollen Jünglings aber auch die ersten schwermüthigen Gedichte desselben im deutschen Museum, im Merkur und andern Zeitschriften zur Oeffentlichkeit beförderte. Der Kirchhof, wo seine Mutter begraben lag und die Wolkenbilder des stürmischen Himmels wurden die Heimath seiner Phantasie. Klopstock, Hölty und Ossian, der ihn begeisterte, waren nicht geeignet, ihn aus diesem Nebel der Einbildung emporzuheben, mit welchem die Schicksale seiner Jugend und die Natur seines Vaterlandes ihn früh vertraut gemacht hatten.

In einen auffallenden Widerspruch mit dieser Stimmung seiner Gefühle war seit seinem funfzehnten Jahre, mit welchem seine Gesundheit mehr Festigkeit erlangt hatte, nicht allein die Neigung zur Satyre getreten, sondern auch Erkaltung für den religiösen Glauben. Jene verleitete ihn, selbst auf seine Mitschüler Spottgedichte zu schreiben, deren eins seiner Freunde einem in die Hände fiel, der es, nicht ohne Absicht und Aergerniß, dem arglosen Rektor Manso in der Schule deklamirte; diese

ließ ihm nun im Christenthume nichts als ein historisches Phänomen erblicken, der Kritik der Geschichte unterworfen, wie andere Weltbegebenheiten. Verdrängte diese Ansicht den Wunsch aus seinem Gemüthe, Prediger zu werden, so mußte der dänische Staatsminister den großen, begeisternden Gestalten der alten Welt weichen: kurz, Alles vereinigte sich, den Funken der noch bewußtlosen Vorliebe für die Geschichtsforschung, der in der Asche zu glimmen begann, zu entflammen, bis er endlich in klarem Lichte in der Seele des Jünglings aufblitzte, und damit die Richtung seiner Studien und im Wesentlichsten auch sein Schicksal entschied.

Inzwischen übte er seine Dichtergabe in Liedern, Oden und Hymnen in lateinischer, griechischer und deutscher Sprache. Unter den vaterländischen Dichtern begeisterte ihn Friedrich Leopold, Graf zu Stolberg, den er einst zu sehen und zu bewundern das Glück hatte. Eine Ode auf diesen geistreichen Sänger, welche Halem dem Gefeierten mittheilte, ward Veranlassung, daß ihn dieser öfters und auf längere Zeit zu sich einlud. Im Kreise hochgebildeter Frauen und Männer, wie Stolberg, Halem und Uelzen, welche ihn in die höhere Literatur einweiheten durch Zusammenlesen, gelehrte Gespräche über die Dichter der Alten, zumal Homer und Aeschylos, öfters auch über die vornehme und politische Welt, gewann der junge Woltmann Kenntniß der feineren, geistreichen Geselligkeit und Geschmack an dem Umgange mit Gebildeten, welchen er später gern wieder aufsuchte.

Ein kleiner Antiquarhandel hatte ihm früher die nöthigsten Bücher verschaffen helfen, die sein Vater ihm

nicht zu kaufen vermogte. Die Freude an dem Sohne aber, der nun die Odyssee fast auswendig wußte, und seine Stunden am liebsten in Homers Gesellschaft oder mit poetischen Ergüssen beschäftigt, in einer alten Linde hinter dem väterlichen Hause verlebte, spornte den Vater, nichts zu sparen, was in seinen Kräften stand. Halem's Bibliothek that ein Uebriges, und wenn der geistreiche Mann dem Jünglinge den Ardinghello verweigerte, ja ihm den Raub wieder abnahm, als er ihn kecklich zu sich gesteckt hatte, so versorgte er die Wißbegierde desselben dafür mit desto nahrhafterer und kräftigerer Speise. Und wie sehr sich Woltmann im Genusse derselben vergessen konnte, zeigte sich da, wo er von dem Lieblingsbaume in des Nachbars Garten, oder, bei der Deklamation einer Stelle aus Klopstocks Messias, beinahe von der Fenst.rbank im zweiten Stocke des väterlichen Hauses auf die Straße fiel.

Im Herbst 1788 gieng Woltmann nach Göttingen, fest entschlossen, seinem braven Vater recht viele Freude zu machen, und für den Schmerz der Trennung von seiner Schwester Sophie, die damals noch lebte, und von einem jüngeren Bruder sollten ihn die Schätze der Wissenschaft am Ziele seiner neuen Bestimmung reichlich entschädigen. Freigebigkeit und Dienstfertigkeit hatten ihn hier in wenigen Wochen fast aller seiner Wäsche beraubt, seine Baarschaft, welcher der Vater den dritten Theil seiner Einnahme opferte, selbst mit einem Geschenke seines Landesfürsten verbunden, reichte nicht zu, die Ausgaben ganz zu decken.

Wiewohl er die juristischen Studien als Berufswissenschaft gewählt hatte, weil er sich durch diese am leich-

testen Eingang in das höhere Geschäftsleben zu bahnen hoffte, so war doch in der That sein Wunsch, seine Studien nach Neigung zu wählen. Hätte er von der Freigebigkeit der vorzüglichsten Professoren zu Göttingen auch Erlassung des Honorars erlangen können, dennoch mußte der Vorwand, die Vorlesungen nicht honoriren zu können, die Versäumniß derselben beschönigen. Woltmann hatte bereits, von Spittler an Hugo empfohlen, eine Zeitlang mit angestrengtem Fleiße die historisch kritischen Vorträge des Letzteren über das römische Recht benutzt; nun sollte Privatstudium Alles ersetzen. Er trat jedoch in das philologische Seminarium, unter Heyne's Leitung, und der Erfolg seiner philologischen Studien mußte ihm schon damals neue Hülfsquellen seiner Subsistenz in Göttingen eröffnen.

Lobte nun Bürger, dem er durch Stolberg empfohlen war, seine Gedichte und räumte ihnen eine Stelle in seinem Musenalmanach ein, so waren alle Vorlesungen vergessen und es ward an keinen Studienplan mehr gedacht. Der Reitz der spanischen Sprache und Literatur kettete den Jüngling an einen Italiener, Namens Calvi, damals Lektor der italienischen Sprache zu Göttingen, wiewohl er kein Wort Deutsch verstand. Dieser beredete Woltmann, in Gemeinschaft mit ihm eine spanisch deutsche Grammatik nebst einer prosaisch poetischen Chrestomathie herauszugeben und das Honorar zu theilen. Das schlechte Buch kam zu Stande, sagt Woltmann in seinen eigenen biographischen Nachrichten, und trug Jedem siebzig Thaler ein. Dies war Alles, was er als Student durch Schriftstellerei erwarb; dahingegen versorgte ihn die Kenntniß der spanischen Sprache durch einen Kaufmann, welchem er

damit bei seiner Korrespondenz nützlich wurde, mit Zucker und Kaffee.

Unter seinen Freunden auf der Universität nennt uns Woltmann Alexander von Humboldt und Friedrich Schlegel, beide ihm nützlich durch überlegene Kenntnisse; denn Humboldt, welcher anderwärts seinen Studienplan schon unverrückt zum Ziele verfolgt hatte, hielt in Göttingen nur noch Nachlese, und Schlegel hatte die Gabe, Bücher gleichsam zu verschlingen, und Massen des Wissens in seinem Geiste zu häufen, jedoch ohne sie zu gestalten. Sein Vertrautester aber war ein Freiherr von Schilden, an welchen ihn die Feinheit der Sitten für immer kettete, wie früher an Halem und Stolberg. Den kindlichen Seetzen begleitete er oft auf seinen naturwissenschaftlichen Wanderungen, und verirrte sich mit demselben in den romantischen Gebirgsgegenden des nachbarlichen Hessenlandes, wo sie ihren Hunger mit Wurzeln stillen mußten, welche der naturkundige Seetzen auswählte. Auch Wardenburg, der, als Arzt berühmt, in Polen starb, der unglückliche v. Berger und Beindorff, dessen Vater einst Klopstocks Oden aus dem Eise des Belts gerettet hatte, waren ihm vertrauter, als ehemals die höfliche Sitte in Göttingen die studirenden Jünglinge überhaupt einander zu nähern pflegte.

So wie Woltmann ihre Vorlesungen wenig beachtete, vernachlässigte er auch persönlichen Umgang mit den Professoren, wiewohl mehrere derselben, als Spittler, Hugo, Heeren, Feder und Heyne ihm freundlich begegneten und seine Achtung gewannen. Bürger, wenig von der Mehrzahl der Studenten,

nicht viel mehr von den Professoren geachtet, entfernte ihn durch die Unbehülflichkeit, mit der Kantischen Philosophie umzugehen, zu welcher er sich bekannte. Woltmann zog sich lieber in die Einsamkeit der Natur zurück, welche hier anmuthiger, üppiger und wilder unter seinen Augen aufblühete, als über den Sandhügeln und in den sumpfigen Niederungen seiner Heimath. Die Frühlings- und Sommertage, welche er in ihrem Schooße auf den Trümmern der Plesse oder in einem anmuthigen Landhause verlebte, begleitet von Tacitus, von dem Lichte, womit Spittler die Tiefen der Geschichte erhellte, von dem Feuer, wodurch Schiller in seinem Abfalle der Niederlande ihre Muse entflammte, eröffneten ihm tiefe Blicke in das Gebiet der Vergangenheit.

Woltmanns Entschluß war gefaßt, sich der Geschichte zu widmen. Sein ernstes Bemühen war nun, die Lücken im Ueberblick der allgemeinen Weltgeschichte so schnell als möglich auszufüllen. Darauf wagte er sich an ein planmäßiges Studium der Quellen der deutschen Geschichte, ohne die Bilder, zu welchen sich nun sein gründlicheres Wissen mehr und mehr gestaltete, durch Schrift und Druck der Kritik anzuvertrauen. Er mogte seine ersten historischen Arbeiten nicht, wie Schiller seinen Abfall der spanischen Niederlande *), aus vollströmenden Quellen schöpfen, um den Leser nicht durch das Anziehende der Begebenheit zu fesseln, und sein Verdienst hauptsächlich in rednerischer Darstellung suchen zu müssen; Woltmann erkannte ein höheres,

*) Famianus Strada über den belg. Krieg.

obgleich nicht so belohnendes Verdienst des Geschichtsforschers darin, aus ärmlichen Notizen über einen in Quellen nirgends erschöpften Gegenstand ein historisches Ganze zu gestalten, und damit zuerst hervorzutreten. Ein schönes Ideal für den Historiker, wie für den Alterthumsforscher überhaupt, welcher nun auf seiner Hut sein muß, von der Spreu der Notizen keine zu übersehen, keine unbenutzt zu lassen, wie ihm Woltmann denn getreu und rühmlich bei der Ausarbeitung seines ersten Geschichtswerks, Kaiser Otto III., nachgeeifert hat. Voll heimlicher Freude über das gelungene Werk, sandte er es an Schiller, ob dieser es in seiner eben begonnenen Thalia aufnehmen würde. Weder Aufnahme, noch Antwort wollte erfolgen. Dadurch ließ sich der emsige Woltmann jedoch nicht abschrecken, Wochen-, ja Mondenlang mit unermüdetem und ununterbrochenem Fleiß im großen Felde der Geschichte fortzugehen.

Störend trat ihm nur der Gedanke bisweilen in die Seele, daß er nun den Sitz seiner Muse bald verlassen und diese vielleicht mit juristischen Schülerarbeiten vertauschen sollte. Und gleichwohl hatte ihn sein Vater viertehalb Jahr in Göttingen erhalten, und durfte nun seine Rückkehr ins Vaterland fordern. Nur die Hoffnung, in Oldenburg bei der schönen Bibliothek angestellt zu werden, welche der Herzog gerade damals von den Brandes'schen Erben zu Hannover gekauft hatte, konnte ihn beruhigen. In der juristischen Laufbahn durfte er vom deutschen Staatsrecht, welches er, ohne Pütter zu hören, näher kennen gelernt hatte, und vom Völkerrecht wenig Nutzen erwarten, und das Privatrecht war vernachlässigt. Seine Alterthumskunde, Kenntniß der alten und neuen Sprachen, Bekanntschaft

mit dem römischen Recht und der Diplomatik, die er unter Gatterer geübt hatte, schienen ihn für etwas Höheres zu bestimmen, ungeachtet er in der juristischen Laufbahn von dem Herzoge bald Beförderung erwarten durfte.

Er mußte sich nun von Allem trennen, was ihn in Göttingen gefesselt hatte, von dem Unitistenorden, dem er angehört; von einem schönen, frommen Mädchen, der Tochter eines Schmidts, welches er nicht ohne tiefe Rührung gesehen und kaum zweimal gesprochen hatte, um auf immer Abschied von demselben zu nehmen; von den Schätzen für Sprache und Wissenschaft, welche ihn hier so angenehm gefesselt hielten. Bei seiner Ankunft im väterlichen Hause hatte er einen schweren Kampf mit seinem Vater zu bestehen, welcher nicht zweifelte, daß der Sohn, dem der Ruf bereits Partheien zuführte, ihm Sachwaltungen zu übertragen, als Rechtsgelehrter eine rühmliche Laufbahn antreten würde. Nicht weniger, als der Vater, sah sich der Herzog in dieser Hoffnung getäuscht, welchen Woltmann, einverstanden mit seiner damals noch lebenden Schwester Sophie, daher auch nicht um Unterstützung seines nun auch für die Universität bestimmten jüngeren Bruders anzugehen rieth. Dagegen begann er Vorlesungen über die deutsche Geschichte für die Schüler der ersten Klasse des Gymnasiums, welche mit Begeisterung die Vergangenheit schilderten, aber auch anständig honorirt wurden. Eine treffliche Vorbereitung und Aufmunterung für einen jungen Mann, welcher Beruf in sich fühlte, als akademischer Lehrer der Geschichte aufzutreten, obgleich ihm Spittler in Göttingen dafür nicht die günstigste Aussicht zu eröffnen vermogte.

Gleichwohl kehrte er nach geschlossenen Vorlesungen und kaum hergestellt von einer schweren Krankheit, der Folge allzu großer Anstrengung, aus dem Kreise seiner gebildeten Freunde zu Oldenburg, unter welchen er nur den edlen Stolberg vermißte, welchen der Tod seiner Agnes verscheucht hatte, nach Göttingen zurück. Ueberall begleitete ihn als leitender Genius die Liebe zu seinem, nun dem Greisenalter sich nähernden Vater, obgleich der Biedere jetzt nichts mehr zur Unterstützung seines älteren Sohnes beitragen konnte.

Aber weder Feder, noch Schlözer, dessen Vorlesungen Woltmann in Göttingen versäumt hatte, mogten sein Gesuch um die Freiheit, akademische Vorlesungen halten zu dürfen, unterstützen, zumal da er die akademische Magisterwürde weder erlangt, noch gerade jetzt zu erwerben die Mittel in Händen hatte. Bürger mußte ihm eine neue Quelle seiner Subsistenz eröffnen in einer Beschwerniß, seinen Otto, der nun in der neuen Thalia wirklich erschienen war, nicht für seine „Akademie der schönen Redekünste" erhalten zu haben, mit dem Zusatze, wie ansehnlich der Verleger ähnliche historische Arbeiten honoriren würde.

Ungesäumt wurden die Quellen zur „Geschichte der Deutschen in der sächsischen Periode" zusammengebracht, Excerpte gehäuft und geordnet. Die Chronik von Wittichind begann das Quellenstudium und Heinrich der Vogler die Geschichte. Bei dieser Arbeit entwickelte sich Woltmanns Methode, zu schreiben; genaues, kritisches Quellenstudium gieng voran, die schwierigen Punkte wurden mit Citaten und eigenen Ansichten kurz angemerkt, und nun ward jede einzelne

Parthie nach dem Bilde, welches dem Verfasser vor der Seele schwebte, in einem Strome hingegossen. Von Zeit zu Zeit folgte Vergleichung mit den Quellen und Nachtrag der Citate. Seine Handschriften, ja selbst die Diktate seiner letzten Arbeiten bedurften selten der Feile und Nachbesserung, nie der Abschrift. Durch diese Reinheit nicht minder, als durch historischen Geist und einfache Darstellung gewann die Geschichte der Deutschen Bürgers und Spittlers günstiges Urtheil. Auf solche Empfehlungen nahm Dietrich das Buch in Verlag und zahlte das Honorar zur Hälfte baar, zur Hälfte in Büchern.

Wiewohl Woltmann für den zweiten Theil dieser Geschichte das Leben Heinrich II. zurückbehalten und andere Vorarbeiten dazu begonnen hatte, von denen zwanzig Jahre später zu Berlin die Untersuchungen über Heinrich den Städteerbauer erschienen; so verleidete ihm dennoch die Fortsetzung das Bewußtseyn, den Grund der Begebenheiten in der ersten Abtheilung nicht gehörig geschildert zu haben, und das Werk blieb unvollendet. Vielmehr begann er sofort die Geschichte der Hohenstaufen in Italien, entschlossen, ein viel reiferes Werk zu liefern, obgleich die Geschichte der Deutschen mit großem Beifall aufgenommen worden war; aber Bürgers Tadel wog ihm Spittlers Lob dieser schon gekünstelteren Arbeit auf, und er unterdrückte sie. Nur ein Bruchstück derselben erschien in den Memoiren von Schiller und Woltmann.

Dichtung und Spekulation waren ihm nicht fremd. Die Bilder, welche seine lebendige Phantasie in jener Zeit erfüllten, spiegeln sich in den Ergüssen, welche der

göttingische Musenalmanach von 1794 von ihm aufnahm. Die vertrautere Bekanntschaft mit der Kantischen Philosophie bestärkte ihn in der Ansicht, daß Völker, gleich Individuen, in ihrer Entwickelung unaufhaltsam fortschreiten, und die Menschheit sich dem Ziele der Vollendung immer mehr nähere. Ein Volk, welches sich entwickelt, geblühet hatte und untergegangen war, glich ihm einen Verstorbenen, der die Resultate seiner Forschungen der Nachwelt als Erbe hinterläßt. Lebte er gern in Idealen, ergriff er, von allzu feuriger Phantasie und Freiheitsliebe irre geleitet, mit Begeisterung das Außerordentliche und Ungemeine, ohne noch das wirkliche Leben richtig zu fassen; so bewahrte ihn doch Kants Philosophie vor Schwärmerei. Aber weder die Liebe zur Dichtkunst, noch die Spekulation konnte ihn der Geschichte entreißen. Vielmehr ertrotzte sein Eigenwille jetzt die Freiheit, Vorlesungen halten zu dürfen, welche ihm früher hartnäckig verweigert war; Spittlers Hörsaal ward auch der seine, und der Gegenstand seiner ersten akademischen Vorträge war — die englische Revolution.

In Frankreich waren die Schrecken des Umsturzes der alten Ordnung noch nicht erschöpft; noch blendete das Gepränge mit Freiheit und Gleichheit manches Auge, und betäubte manches befangene Ohr. Auch Woltmann schwindelte in kühnen Hoffnungen von dieser Weltbegebenheit, die Geschichte hatte ihn, wie er späterhin selbst gesteht, noch nicht gelehrt, „daß das Menschengeschlecht unter solchen Stürmen in seiner Entwickelung kaum einen Strohhalm breit vorrückt.“ Er irrte daher in der Voraussetzung, „daß einzelne Männer, ja Partheien von jener

widerwärtigen Nationalität frei sein könnten, und der Gewinn jener Revolution, mit welchen Greueln sie auch behaftet sei, ein Riesenschritt in der Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts sein müsse." Wie er, dachten und hofften damals Mehrere; es war daher vielleicht eben so sehr dem Stoffe, als seinem Vortrage beizumessen, daß die Vorlesungen über die englische Revolution eben so viel Beifall, als Zuhörer fanden. Wenn aber die Folgezeit die Meisten von jenem Irrthume heilte, und darauf eine sicherere und bessere Hoffnung glücklicherer Tage gründete, gewiß wieder mit zu großem Vertrauen auf den Zeitgeist und die Macht der Erde; so blieb Woltmann, vielleicht aus Konsequenz, noch lange darin befangen.

Inzwischen gewannen ihm die ersten schriftstellerischen Produkte und seine besuchten Vorlesungen so Heyne's Wohlwollen, als Pütters Interesse. Letzten zog vornehmlich das Urtheil Woltmanns über Schubarts „Hutten" an: „die Biographie habe einen Hauptfehler, nämlich zwei Helden, Hutten und Schubart," womit dessen Kritik dieses Werks in den gött. gel. Anzeigen anhob. Heyne meinte, eine Professur könne nicht fehlen. Allein durch Spittlers Vermittelung entschied sich ein Ruf nach Jena, und Woltmann eilte nun in die Nähe von Schiller und Göthe, mit Vernachlässigung der Stelle eines Legationssekretärs des Herrn von Dohm, welcher er nicht abhold gewesen war.

Unter Vorbereitungen für die Vorlesungen in Jena, die sich jedoch nur über Aegypter und Israeliten erstreckten, verfloß der Winter, und Woltmann schied mit

Wehmuth von Göttingen, mit Schmerz von dem sterbenden Bürger. „Gehe es Ihnen besser unter den gelehrten Zünftlern, wie es mir gegangen ist!“ sprach dieser scheidend, wie aus dem Grabe. Seine Stimme hatte den lyrischen Wohllaut verloren, wodurch sie sonst erfreuete, sein Geist die Lust zum Leben und die Heiterkeit, seitdem er mit der letzten, seiner so unwürdigen Frau in Verbindung getreten war. Aber nicht minder erschütterte Bürgers schon wankende Gesundheit der Wahn, in Schillers bekannter Kritik seiner Dichtungen auch seine Dichterehre untergehen zu sehen. Die schönen Tage aus Molly's Leben waren dahin!

Woltmann traf zu Jena ein, nachdem er mit Kries, Jakobs, Schaz und Gotter zu Gotha gesellige Stunden verlebt, aber Schillern fand er nicht bei seiner Ankunft. Dahingegen hatte sich der ältere Humboldt in Jena niedergelassen, dem er manche neue Ansicht des Lebens verdankte, und bald kam auch Fichte zu Jena an, mit ihm in die Nichtachtung hergebrachter Verhältnisse stimmend und großmüthig, aber zurückschreckend durch heftige und einseitige Unart, wenn er gereitzt war. Woltmann eilte dann nach Weimar. Göthe, der einst ihn fesselte durch seine Iphigenia, nicht minder durch den Werther und mehrere seiner kleineren Dichtungen, am meisten durch den Faust, empfieng ihn mit seiner eigenthümlichen Milde und Freundlichkeit, und im Gespräche mit ihm entwickelte Woltmann das Geheimniß der darstellenden Kunst, Individuen lebendig auftreten zu lassen, zu mehrerer Klarheit.

In Jena hatte der Geist der Spekulation alle Liebe zur Geschichte unter den zahlreichen Studirenden unter-

drückt. Woltmann, wie sehr sich verwahrend gegen allen Einfluß der Philosophie auf die Geschichte, konnte sich es dennoch nicht versagen, ihr eine Idee a priori unterzulegen, die er als Resultat der Menschengeschichte lieber hätte anschließen mögen: die fortschreitende Entwickelung des Menschengeschlechts mittelst freier Staaten und freier, dem Rechte entsprechender Staatenvereine. Drei Professoren der Geschichte hatten in Jena vergeblich danach gerungen, den Geschmack an den historischen Studien zu beleben; Woltmann begann seine Vorlesungen, und zwei hundert Zuhörer liehen seinem sprudelnden Freiheitsgeiste zwei Jahre nach einander das Ohr. Seines Plans zu histor. Vorlesungen, welchen seine Kollegen unverständlich fanden oder doch mißbilligten, erwähnte Johannes v. Müller lobpreisend in der Literaturzeitung, und Woltmann fühlte sich durch dieses Lob sehr gehoben, denn er bewunderte den Geist des Verfassers der Schweizergeschichte. Seinen „Grundriß der neuern Menschengeschichte" verwarf er späterhin selbst, und wünschte sich Glück, ähnliche Entwürfe über die europäische Staatengeschichte, die deutsche G. und die Kirchengeschichte nie haben drucken zu lassen.

Das äußere Leben befreundete ihn nun mit dem freundlichen Schütz, den beiden Hufeland, dem scharfsinnigen Juristen und dem berühmten Arzte, auch mit Schiller. In diesem Lieblinge der Musen, dessen sanfter Blick, gedämpfte Stimme und hohe, hagere Gestalt ihm ehrfurchtsvolles Mitleid einflößten, fand er eine Art freundlichen Schutzes, Ersatz für Bürgers Freundschaft, wieder. Er fühlte sich hochgeehrt, als ihn Schiller nebst Göthe, Fichte und Humboldt zur Herausgabe der Horen einlud. Wie sehr diese Ver-

bindungen seine Liebe für höhere Studien auch befeuerten, eine lebhafte Sinnlichkeit, anfangs durch die gute Sitte gedämpft, welche er aus dem väterlichen Hause mitbrachte, späterhin durch eifrige Beschäftigung mit den Wissenschaften, rächte sich jetzt an ihm. Sie entzog ihn den Kreisen jener hochgebildeten Männer, zersplitterte seine Stunden im Kreise der Schönen, und brachte ihn bald um die Lust zu ferneren Vorlesungen über seine Wissenschaft, ja um den Geschmack an ihr selbst. Dennoch sollte keines von Beiden durch Vernachlässigung leiden, und dadurch entstand eine aufreibende Spannung seiner Kräfte, welche ihm einen Blutsturz zuzog. Hufeland, unterstützt von Woltmanns Jugendkraft, rettete ihn vom Rande des Grabes. Mit seiner Genesung reifte aber auch der Entschluß zur Ausführung, das akademische Lehramt wenigstens für die nächsten Jahre aufzugeben. Aber die Liebe zur Geschichtsforschung erwachte von neuem. Aufsehen erregende Recensionen, die nur zum Theil aus Quellen gearbeitete Geschichte Frankreichs, die weit gründlicher geschriebene ältere Menschengeschichte, die originelle, ganz aus den Quellen geschöpfte Darstellung der Geschichte der Aegypter und Israeliten sind Früchte derselben. Hier zeigt sich die Gabe des ächten Historikers, seine Geschichte rein zu halten von der Salbung, welche ähnlichen Arbeiten der Theologen öfters anklebt. Dann folgten zwei Bändchen kleiner historischer Schriften von sehr ungleichem Gehalte und unvollendete Nachbildungen des Tacitus für die Horen, welche nach Woltmanns eigener Versicherung gefälliger waren, und den Zeitgeschmack besser angesprochen haben würden, als späterhin seine Uebersetzung jenes großen Klassikers.

Im Mai 1796 verließ Woltmannn Jena, um in seiner Vaterstadt wieder neue Kräfte zu sammeln. In Göttingen, wo Bürger gestorben war, welches Spittler verlassen hatte, fesselte ihn Heyne durch die Hoffnung, an Spittlers Stelle zu treten, und zuvor, als Nachschule für einen tüchtigen Geschichtsforscher, vor dem Antritte seines Lehramts auf Kosten der Regierung die wichtigsten Länder Europa's zu bereisen. Vielleicht mit zu großem Vertrauen auf diese Andeutungen, arbeitete Woltmann in Oldenburg, zur Vorbereitung auf seine neue akademische Laufbahn, voll Eifers an der Geschichte Englands. Erst als die Bibliothek zu Oldenburg nicht mehr ausreichte, mitten im Winter 1797, eilte er nach Göttingen. Anonyme Schriften hatten ihm bis dahin seinen Unterhalt verschafft.

Seine Besuche in Hannover auf der Durchreise und nun selbst die wiederangeknüpften Verbindungen zu Göttingen schienen nicht zum Ziele zu führen. Woltmann arbeitete daher desto emsiger an seiner Geschichte Großbritanniens weiter und war im August größtentheils mit dem ersten Bande zu Ende, wie dieser bald nachher erschien. Plank gewährte ihm damals den lehrreichsten Umgang, und Joh. v. Müller befreundete sich bei der Herausgabe des ersten Bandes der englischen Geschichte näher mit Woltmanns historischer Muse, wie er solches in seiner lobpreisenden Beurtheilung jenes Werks in der hall. Literaturz. unwidersprechlich ausdrückte. Als ersten Anlaß aber, daß seine Bestimmung wiederum eine andere Richtung erhielt, hatte er ein Honorar von hundert Friedrichsd'or für die letzte historische Arbeit, um die Hälfte vermehrt durch einen, unter

seinem Namen bekannt gewordenen Roman „Mathilde von Meerveldt,“ zu betrachten. Er glaubte nun, seine Sehnsucht nach der Ferne auch ohne Unterstützung der hannöverischen Regierung befriedigen zu können, und eilte nach Berlin, ohne sich um die Professur zu Göttingen weiter zu kümmern. Der Harz erregte den Wunsch, hier, im Schooße einer herrlichen Natur, irgend eine Zeitlang der Geschichte und sich selbst zu leben; aber der instehende Winter wollte kein Säumen mehr gestatten.

In Berlin suchte ihn Struensee, welchen er als einen Mann von kühnem, aber biederem Charakter, als Gelehrten und Praktiker der Staatswissenschaften in seltener Mischung schildert, für den preußischen Staatsdienst zu gewinnen, aber ohne Erfolg. So sehr hieng er der eigenen Neigung nach, daß er in dem darauf folgenden Winter auch einen Wink von Göttingen, den Ruf von Seiten der nun bereitwilligen Regierung zu Hannover vollziehen zu lassen, nicht weiter beachtete. Auch erfuhr er, daß die Geschichte Frankreichs und noch mehr Müllers Beurtheilung derselben in der allgem. Literaturzeitung ihn des Jakobinismus verdächtig gemacht. Ja, in Berlin fanden sich sogar Schriftsteller, welche ihn in Briefen an Fürsten oder auf solche berechneten Schreiben als Jakobiner verunglimpften. Ungeachtet Woltmann selbst eingesteht, von mehreren Männern der Revolution zu hoch und zu gut gedacht zu haben, so spricht er sich dennoch von aller Partheisucht und Sektirerei los, und beruft sich mit Befugniß dabei auf seine, ihn als Geschichtsforscher bezeichnende strenge Wahrheitsliebe.

Es empörten zwar die Gewaltthätigkeiten der Revolution sein sittliches Gefühl; doch war er den Girondisten sehr geneigt, und begleitete ihre Fortschritte mit Innigkeit. Für Danton, nicht um seiner rohen Sitten, sondern um seiner genialen Kraft willen, und für Marrat hatte Woltmann eine große Vorliebe. Mit Schmerz erfüllte ihn der Sturz der Gironde, herbeigeführt durch Dantons Verbindung mit dem Wüthrich Robespierre. Desto mehr begeisterte ihn die plötzliche Erscheinung Bonaparte's; an diesen knüpfte er jetzt seine ganze Liebe und Hoffnung. „Wo so viel Genie ist, da ist auch ein gutes Herz," pflegte er zu sagen, ein Ausspruch, welcher in seiner Richtigkeit wohl niemals greller, schimpflicher für den Helden und schmerzhafter für Europa widerlegt worden ist, als gerade durch diesen Bonaparte. Und hat sich Woltmann in seinem Lieblinge nicht ganz geirrt, so war die Größe, die er seinem Helden beimißt, die Kraft der Hölle, welche Fluch über die Menschheit bringt, wo der Himmel segnen würde.

Treu seinen Ansichten siegte und triumphirte Woltmann mit seinen Franzosen, und versank in ungeheuren Schmerz „bei der Nachricht" kurz vor der Einnahme von Mantua im Sommer 1797, daß Bonaparte mit seiner Armee geschlagen und vernichtet sei. Er befand sich damals schon wieder zu Göttingen, um dort den zweiten Band seiner Geschichte Großbritanniens auszuarbeiten, und dann durch Holland, Belgien und Oesterreich nach Berlin zurückzukehren, wo er mit dem Buchhändler Unger in nähere Verbindung getreten war, und spätestens mit dem Jahre 1800 eine Zeitschrift für Geschichte und Politik beginnen wollte. Als er aus

dem Schooße der reichen Trösterin Natur zurückkehrte, welcher er die Schmerzen über den vermeinten Fall seines Helden geklagt hatte, begegnete ihm Heyne, tief betrübt über die leidige Siegsbotschaft des werdenden Tyrannen. Woltmann feierte nun im Stillen den Sieg seines Ideals bei einer Flasche Steinwein mit erneuerten Hoffnungen einer herrlichen Zukunft. Mit derselben Anhänglichkeit vertheidigte er in der Folge in mehreren politischen Aufsätzen die Annahme der Kaiserwürde, Bonaparte's Verfahren gegen Moreau und Pichegru, so wie die Wiedereinsetzung des Geburtsadels. Noch schien es, als könne der Held seiner Idee weder irren, noch fehlen. Wir dürfen nicht rechten mit dem Verewigten über seine Hoffnungen, welche nur über den Aschen- und Leichenhügeln des Vaterlandes zur Wahrheit hätten aufblühen können; mögen sie im Geiste des denkenden Geschichtsforschers aufgefaßt worden sein; das Gemüth hat keinen Antheil daran gehabt.

Eine langwierige Krankheit seines Freundes Wardenburg, der zu Göttingen die Arzneikunde lehrte, vereitelte ihm Studien- und Reiseplan. Sein Reisegeld war zersplittert; er begleitete daher seinen Freund nach dessen Genesung nach Oldenburg und kehrte erst gegen Anfang des neuen Jahres 1800 nach Berlin zurück. Unbedingten Glauben verdient seine Versicherung, in Helmstädt mit Henke und Häberlin einen wahrhaft deutschen Abend verlebt zu haben.

Die nun mit Eifer begonnene historisch politische Zeitschrift hatte zwar anfangs raschen Abgang; aber sie fand bald ein Hinderniß in der eingeschränkten Presse und ein noch größeres in der allzu feurig gepriesenen

Genialität Bonaparte's. Einigen, vom Censor gebilligten Artikeln verschloß das Kabinet, andern das deutsche Herz den Eingang, und sechs Jahre siechte die Zeitschrift fort, ohne je zu neuer Jugendkraft zu erstarken, obgleich der Herausgeber von Zeit zu Zeit auch an den Deutschen etwas Auszeichnendes entdeckte und hervorhob, nach eigner Versicherung „herzlicher und unbedingter." Was ihn mehr an Berlin fesselte, als dieses literärische Unternehmen, die Liebe für Preußens Hauptstadt und Verwaltung, welche ihm dennoch mehr die Miene der Rüstigkeit anzunehmen, als solche wirklich zu besitzen schien, war wohl Joh. v. Müllers persönliche Freundschaft, seitdem er mit demselben in Briefwechsel getreten war, und ein edler Ehrgeitz, welcher, unterstützt von seltenen Kräften, auch nach höheren Zielen ringt. Nächst Berlin sollte Wien der Schauplatz seines Wirkens werden, und im Hintergrunde war die Hoffnung, auf Kosten der hannöverischen Regierung Europens Hauptstaaten zu bereisen, noch nicht ganz aufgegeben.

Inzwischen nahm er einstweilen die ihm durch den Kabinetsminister, Freiherrn von Alvensleben, einen aufgeklärten Staatsmann und Gelehrten, ausgewirkte Residentenstelle des Hessen-Homburgischen Hauses an, wiewohl mit geringen Einkünften. Er kam dadurch den politischen Geschäften näher, und wurde 1801 auch von der freien Hanseestadt Bremen zum Geschäftsträger gewählt. In ihren Angelegenheiten lernte er den patriotischen Senator Schmidt zu Bremen und den Herrn v. Dohm, einen der gründlichsten und gediegensten Diplomatiker, kennen. Aber die Geschäfte und Zerstreuungen des Diplomatikers konnten ihn der Geschichte nicht entfremden. Zur Säkularfeier des preußi-

schen Königthums schrieb er „das brandenburgische Haus." Gegen die Ansicht des Ministers v. Haugwitz suchte er in dieser Schrift anschaulich zu machen, wie Preußen seine Größe dem Streben für die politische Einheit Deutschlands verdanke. Dann folgte in drei Bänden die Geschichte der Reformation in Deutschland, eine Schilderung der politischen und kriegerischen Bewegungen bis zum Religionsfrieden, so fern sie durch Luther veranlaßt waren, zum Theil nach Plank, zum Theil aus den Quellen gearbeitet, aber im Ganzen genommen ihrem Werthe nach nicht allgemein anerkannt. Am meisten hätte dies die originelle Darstellung Karls V. verdient; freilich hätten die Noten nicht wegbleiben dürfen, welche die Kritik und das Quellenstudium des Verfassers in dieser Schrift beurkunden sollten. Neben diesen Arbeiten beschäftigte ihn nicht allein sein diplomatischer Beruf, sondern auch die Fortsetzung seines Journals und mancher Beitrag für den historischen Kalender der Berliner Akademie der Wissenschaften.

Woltmann bewohnte anfangs Ungers Landhaus im Thiergarten, kaufte sich aber bald nachher in dessen Nähe selbst an, ohne jedoch den Sitz seiner Muse im Schooße der freien Natur ganz sein nennen zu können. Eine andere Leidenschaft, welche ihn damals ergriff, entzog ihn der Geschichtsforschung eine Zeitlang, obschon die Geliebte den Musen nicht abhold war, und entführte ihn in „öde Zerstreuungen," über welchen er viel Zeit der kräftigsten Lebensjahre verlor. Zur rechten Stunde rief ihn das Schicksal jetzt nach Hamburg, jener Stadt voll Leben und freien Verkehrs, welche ihn nun auch, wenigstens interimistisch, zu ihrem Geschäftsträger

am Berliner Hofe bestimmt hatte. Hier hatte er die Freude, seinen alten Vater zu treffen, welchen er auf einige Tage nach Oldenburg begleitete, um von da nach Bremen zu reisen, wo ein Besuch „bei den alten Rheinweinen des Rathskellers und der darauf folgende Ehrenschmaus auf dem Rathhause ihn in die Zeiten der alten Hansa versetzten.“ Die Blüthe der Republik ward ausgebracht, welche der Gast damals wohl nicht allein von Bonaparte erwartete, der Bremen später zu seiner guten Stadt erniedrigte.

Seit 1805 wurde Woltmann als beständiger Geschäftsträger der Hansestädte am preußischen Hofe mit 2000 Thalern angestellt. Davon in Berlin ein Haus zu machen, sagt Woltmann, wäre unmöglich gewesen, wenn nicht andere diplomatische Verbindungen den hanseatischen Geschäftsführer durchgeholfen hätten. Im Jahre 1804 war er durch Vermittelung des Nürnbergischen Konsulenten Roth, eines Mannes von Geschmack und Kritik im politischen und historischen Fache, auch als Geschäftsträger der freien Stadt Nürnberg beglaubigt worden. Aber leider wollte ihm die Zeit nicht mehr gestatten, für seine Kommittenten etwas Entscheidendes zu wirken, was namentlich für die Hansestädte einem dort eingebürgerten, mit ihrem Geist und Leben vollkommen vertrauten Manne eher thunlich gewesen sein würde, als einem Fremdlinge unter ihnen, der Lübeck nicht einmal gesehen hatte.

Johannes v. Müller, welcher jetzt in Berlin als Historiograph angestellt worden war, schloß sich zwar weniger durch persönliche Freundschaft an, als durch die in Briefen über historische Objekte früher eingeleiteten

Beziehungen. Es scheint daher mehr das Bemühen, den Widerspruch gegen eigne Ansichten zu rächen, und eine überlegene Größe herabzuwürdigen, als vorurtheilsfreie Einsicht in das Wesen der ächten historischen Kunst und redlicher Wahrheitssinn gewesen zu sein, was dem allzu scharfsichtigen Woltmann in seinem mit eben so viel Bosheit, als Geist geschriebenen Werkchen über Johannes von Müller (übrigens dem Besten, was Woltmann jemals leistete) die Feder geführt hat. Woltmann suchte im Ganzen genommen Müllern mehr, als dieser ihn. Als aber dieser die Stelle eines Residenten des Kurerzkanzlers, nachmaligen Fürsten Primas und Großherzogs von Frankfurt nicht übernehmen konnte, empfahl er Woltmann dazu, und Dalberg setzte diesem nicht allein einen bleibenden Gehalt fest, sondern setzte es auch am kaiserlichen Hofe durch, daß Woltmann in den Reichsadel erhoben wurde, der letzte Edelmann, welchen der Kaiser vor Auflösung des römischen Kaiserthums patentirte.

Jetzt erst, im Herbst 1805, söhnte sich seine Leidenschaft mit der Liebe zur Geschichtsforschung und mit den äußern Verhältnissen aus, welche ihm jahrelang den Besitz der gewünschten Gattin verweigerten. In der ältesten Tochter des verdienstvollen und geachteten Arztes, Geheimeraths Stosch, erhielt er eine liebenswürdige Gattin, welche ihm durch Geist und Geschmack an der Theilnahme seiner historischen Studien die Stunden der Liebe zu den schönsten und reichsten Genüssen seines Lebens erhöhete, und Woltmanns Idee von einer glücklichen Ehe zu verwirklichen fähig war, da keine Kinder aus früherer Ehe der Annäherung zu jenem Ideale entgegenstanden. Hatte ihn sein Urtheil über

Bonaparte jetzt beinahe in allen seinen Beziehungen in Berlin, wie in den Hansestädten verdächtig, ja verhaßt gemacht, eine Spaltung, welche er, wie Spittler ihm einst in einem Briefe andeutete, durch seine Neigung, Alles mit der Feder abzuthun, nur vergrößern konnte, durch seine Persönlichkeit vielleicht noch ausgeglichen haben würde; so fand er nun Entschädigung für die verlorne Geselligkeit, welche er bis dahin höchstens an öffentlichen Orten, ungekannt und unbeachtet, gesucht und gefunden hatte, in dem genußreichen Zusammenleben mit einer wahrhaft gebildeten Gattin.

Den Winter über wohnten sie im Thiergarten, und lebten der Dichtkunst, wovon die vier ersten Bände ihrer vereinten Schriften Früchte sind. Die Kritik der „faktiösen“ ästhetischen Literatur in Deutschland, wie Woltmann sie charakterisirt, kümmerte sie so wenig, daß dieselbe jahrelang unbeachtet blieb. Das Bild einer glücklichen Liebe hatte sich Woltmann in den Tagen der Jugend von Friedrich Stolberg und dessen Agnes eingeprägt; sein jetziger Wohlstand, der Sinn für Wissenschaft und Kunst, eine ländliche Umgebung verhieß ihm selbst nun ein ähnliches Glück. Einen Kreis von Verwandten und Freunden bildete er hier gastfreundschaftlich um sich her, welchen er als Rathgeber und Gesellschafter mit dem Reichthume seiner Wissenschaft, mit einer seltenen Gabe ruhiger und faßlicher Darstellung und wahrhafter Wohlmeinung zur Seite stand. Eine heitere Schilderung des häuslichen Glücks liefert Karoline v. Woltmann in den Nachträgen zu der Selbstbiographie ihres verewigten Gatten, „wie er im nachfolgenden Sommer 1806 auf sei-

nen einsamen Gängen an den blühenden Obstbaumreihen sein Auge weidete, dann an der Rosenpracht, am Sternenschimmer über dem dunkeln Waldsaume seines Gartens, am Treiben der Vögel und seiner Hausthiere, von welchen er einst noch eine Psychologie zu schreiben gedachte, wenn Lebensmuth und ländlicher Besitz ihm auch im Alter verbleiben sollten.

Aber solches Glück war ihm nicht lange vergönnt. Woltmann hatte geweissagt, daß die Preußen geschlagen werden würden; Haugwitz antwortete: „Schlagen wird sich unsere Armee ganz herrlich, sie will ja den Krieg." Als Woltmann die Aechtung aller Deutschen in Anregung brachte, welche mit den Franzosen gegen Preußen zu Felde zögen, ein Vorschlag, dessen er selbst als eines Belegs für sein deutsches Herz erwähnt, erfolgte keine Antwort. Statt deren rückten die Franzosen bald darauf in Berlin ein; Woltmann, welcher sich, von mannigfaltigen Geschäften bedrängt, in die Stadt zurückgezogen hatte, weidete sein Auge an den feindlichen Heeren, welche durch Preußens Hauptstadt zogen, wohl nicht allein um ihres „historischen Interesse's" willen. War er schon früher, selbst nachdem sein Journal für Geschichte und Politik aufgegeben war, durch sein günstiges Urtheil über die Franzosen den Berlinern ärgerlich geworden, so verargten sie ihm nun auch seine Freude an jenen Legionen des siegreichen Napoleon, uneingedenk, daß er kein Preuße war, und den Ausgang des Kriegs vorhergesagt hatte. Was ihn eher Schutz gewährt gegen den Verdacht der Freude an Deutschlands Leiden, die von dem Behagen an Frankreichs Größe unzertrennlich war, ist der von ihm hervorgehobene Umstand, daß er

nun die Gunst der Franzosen und ihres Oberhaupts, welchem er sich nicht vorstellen ließ, nicht eifriger suchte, als vordem die seiner Landsleute.

Hätte solche Gunstbewerbung überhaupt in Woltmanns Charakter gelegen, der mehr gesehen werden, als sich zeigen mogte, so wäre sie jetzt desto weniger zu bewundern gewesen, da sein diplomatischer Beruf nach und nach aufhörte, und mit demselben ansehnliche Einkünfte verloren giengen. Nur v. Dalberg hatte noch Gehör für Woltmanns Mittheilungen, und erwiederte dieselben auf eine geistreiche, oft nur leise andeutende Weise, welche nur Deutsche wie Woltmann verstehen mogten, währenddessen Andere den ehemals hochgefeierten Fürsten in Absicht seiner Deutschheit öfters bitter in Anspruch nahmen.

Kaum blieb dem Geschichtsforscher so viel Muße, um eine flüchtige Geschichte der Margarethe von Anjou auszuarbeiten, und dennoch mußte der Schriftsteller nun wieder den Diplomatiker unterstützen, nachdem der Wechsel der Dinge auch ihm so manchen empfindlichen Verlust zugezogen hatte. Ein Bau zur Verschönerung seines ländlichen Aufenthalts hatte eingestellt werden müssen, weil die Quelle der Ausgaben, die dazu erforderlich waren, versiegt war. Anforderungen derer, welche dabei interessirt waren, zum Theil roher Leute, andere Kümmernisse der Zeit, geistige Anstrengung Woltmanns bei einer Verdeutschung aller vorhandenen Schriften des Tacitus, dessen Urstyl der Verfasser nach Geist und Leben zu übertragen beflissen war, warfen ihn auf das Krankenlager. Zwei Nervenfieber unmittelbar nach einander erschütterten seine Gesundheit,

und ließen eine Schwäche zurück, welche ihm erst in der Mitte des Winters 1807 die Geschichte des westphälischen Friedens zu beginnen erlaubte. Dieses Buch ward ohne sein Wissen als Fortsetzung des dreißigjährigen Krieges von Schiller herausgegeben, mit welchem es in keinem Betracht Aehnlichkeit hat. In dieser Schrift zeichnet sich der Diplomatiker vor dem Geschichtschreiber aus, welchem unverhältnißmäßig kurze Abfertigung einzelner Theile, z. B. der Geschichte der schwedischen Genugthuung, mit Recht zum Vorwurf gemacht worden ist. Im Frühjahre 1809 war mit der gedachten Schrift auch eine Geschichte des deutschen Helden Georg v. Frundsberg und eine Uebersetzung des Sallustius, nach denselben Grundsätzen gearbeitet, wie die des Tacitus, größtentheils beendigt.

Noch erfreueten ihn unter dem Drucke der Zeit in seiner Zurückgezogenheit der gelehrte, heitere und witzige Wolf, auch der als Gelehrter nicht nach Verdienst gewürdigte Friedrich Buchholz bisweilen durch ihren Besuch; der bekannte geistreiche Komponist Zelter erheiterte ihm manche trübe Stunde. Aber aller seiner Anstrengungen ungeachtet, mußte er am Ende doch seinen anmuthigen Landsitz aufopfern, und das eigene Gespann, welches ihn sonst mit Blitzesschnelle auf den Schauplatz der Geschäfte führte, gieng nun unersetzlich für Woltmann verloren, als endlich auch ein Gesandter vom Fürsten Primas zurückkehrte. Er bezog nun in der Stadt die Hallen, „welche Prinz Louis Ferdinand," sagt Woltmann, „durch manches lustige Vorspiel zu dem tragischen Kriege bezeichnet hatte, in welchem er zuerst fiel."

Hier schrieb er für Göschen's ersten Kriegskalender, von mancher historischen Erinnerung in seinen nächsten Umgebungen angeregt, „die einzige Art, wie Napoleon eine Universalmonarchie stiften könne, nämlich auf die heiligste Achtung gegen Freiheit und Nationaleigenthümlichkeit der Völker," eine Idee, welche die Geschichte aller großen und glücklichen Eroberer bestätigt, so fern sie nicht Despoten waren. Allein dazu bedurfte es eines hohen Grades von Selbstbeherrschung, die am wenigsten im Schooße der Herrschsucht statt findet, um mit wahrer Selbstverläugnung fremde Formen auch da bestehen zu lassen, wo sie dem eignen Ideale der Staatsverfassung und Verwaltung nicht entsprechen. Das war nicht die Sache Napoleons, dem die alten Formen unter dem Drucke seines Machtspruchs nie schnell und geräuschvoll genug zusammenbrechen konnten, um die Welt eher mit Furcht vor seiner Allgewalt, als mit Liebe und Achtung gegen die schonende Milde des Siegers zu erfüllen. Er bedachte nicht, daß die Furcht des Gemißhandelten endlich in Verzweiflung übergeht, welche zertrümmert, wo die Liebe bauet und stützt.

Woltmanns Geist der neuen preußischen Staatsverfassung überraschte die Staatsmänner, welche hier zum Theil die Ideen aufgespürt fanden, von welchen sie bei dem Entwurfe derselben geleitet waren; die Recensenten nannten sie äußerst flach und unbefriedigend, und sprachen damit dem Verfasser und seinen Gewährsmännern zugleich das Urtheil. Noch empfindlicher wurde er angegriffen bei dem Erscheinen seines Buchs über Johannes von Müller, welchen er selbst für den besten Geschichtschreiber der Deutschen er-

klärt. Sein Urtheil über dessen Verdienste und Styl, angeblich gegen Unverstand und Rohheit im Urtheil über Geschichte, gegen jugendliche Frechheit und Partheigeist über einen solchen Mann berechnet, und der Ton, welcher darin herrscht, mußte befremden, wenn Woltmann v. Müllers Freund gewesen zu sein versichert, um so mehr, wenn er sich selbst von dem faktiösen Geiste und der Sektirerei der deutschen Literatur frei spricht. Und stimmen die Unbefangenen vielleicht alle ein in den Sinn des Urtheils, welches Woltmann über Müller fällte, so werden sie doch vielleicht alle die Sprache mißbilligen, in welcher es ausgedrückt ist. Aber freilich waren beide Männer sich zu unähnlich in ihren persönlichen Eigenschaften und Ansichten, als daß eine innige Befreundung zwischen ihnen hätte statt finden können: Woltmann in Idealen der Geschichte lebend, welche er im Gange der menschlichen Schicksale der allmähligen Verwirklichung entgegen reifen ließ, Müller mit Wehmuth überall eine traurige Wiederholung der Geschichte seines Volks erkennend. Woltmann die Hauptmomente seiner Studien im Geiste, Müller sie in Excerpten niederlegend; jener voll Sehnsucht nach Einsamkeit, dieser ein Freund der Gesellschaft; der erstere kalt gegen Besitz und Erwerb, wofern es nicht einen Gewinn für die Liebe oder seine Studien galt, der letztere nach Besitz strebend und liebenswürdig dafür verpflichtet *). Woltmann erinnerte durch seine Sinnesart an Tacitus über die Germanen: „sie freuen sich der Geschenke, aber weder rechnen sie gegebene an, noch werden sie durch empfangene verpflich-

*) Nachtr. zu Woltm. Biogr. S. 126.

tet.“ Wie wenig also Müllers Gemüth zu solchem Geiste stimmte, wie oft, bei so verschiedenen Ansichten, selbst wenn tieferes Gespräch über die Lieblingswissenschaft geflissentlich vermieden ward, die Offenherzigkeit einen freimüthigen Widerspruch erforderte: dennoch versicherte Müller, bald wieder kommen zu wollen, aber er blieb aus.

Die Befeindung, welche Woltmann wegen seiner Schrift über Müller erfahren mußte, kümmerte ihn in seiner näheren Beziehung zum Hofe, wo literärische Fehden unbeachtet bleiben, weniger, als es unter andern Umständen der Fall gewesen sein würde. Nach dem Tode seines drei und achtzigjährigen Vaters, welcher im Sommer 1809, noch vor dem Einbruch des unglücklichen Schicksals über Oldenburg, an einem kalten Fieber gestorben war, bewarb er sich, sorgenfreier in Rücksicht seines äußern Lebens, um Anstellung bei dem Staatskanzler, Fürsten von Hardenberg, dem Manne, welcher ihm zur Belebung einer neuen Organisation ganz vorzüglich geeignet schien, dem Neuen in der Hülle des Alten Eingang zu verschaffen, und den schwankenden Zustand des Staats so zu fristen wußte, wie es unter solchen Verhältnissen am dienlichsten war. Woltmann erhielt eine ehrenvolle Zusage.

Als indessen Friedrich Wilhelm 1810 mit der königl. Familie nach Berlin zurückkehrte, verlangten die Hansestädte ausdrücklich, Woltmann solle sich vorstellen lassen. Von der Zeit an vermied er das Hofleben weniger, als sonst, und wiewohl er dem Hofceremoniel mehr innere Bedeutung wünschte, fand er hier doch auch manche schöne Befriedigung seiner Anforderungen,

wie bei dem Bruder der verewigten Königin, dem Erbprinzen von Meklenburg-Strelitz und einem alten Bekannten zu Göttingen, dem Oberhofmeister von Schilden. Er selbst gewann dabei an Gewandtheit und Leichtigkeit im Verkehr mit den Großen, ohne den Genuß seiner häuslichen Freuden, den Austausch der Gedanken mit seiner Gattin und die gemeinschaftliche Fortsetzung ihrer wissenschaftlichen Arbeiten darüber aufzuopfern. Dies konnte in den Abendstunden, oft noch bis nach Mitternacht, um so ungestörter geschehen, weil ihre Ehe kinderlos blieb, wie sehr Woltmann auch in Kindern fortzuleben wünschte.

Mit der Vernichtung der freien Hansestädte, welche dem französischen Reiche einverleibt wurden, fiel der Stamm seiner Einkünfte. Es blieb ihm nichts, als ein kleiner Jahrgehalt vom Großherzoge von Frankfurt. Ein Gesuch um Anstellung im französischen Reiche, von französischen Behörden veranlaßt, eröffnete ihm die Aussicht im Departement der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris, die er nicht beachten mogte. Auf sein Gesuch um Entschädigung für die verlorne Besoldung von Seiten der Hansestädte erfolgte die Anfrage: wie er angestellt sein wolle? Auch die Anstellung im preußischen Dienste fand neue Schwierigkeiten, weil ihm dazu, nun einem Unterthanen Bonaparte's, Erlaubniß von Seiten der französischen Regierung nothwendig war.

In dieser mißlichen und sorgenvollen Lage, noch peinlicher durch anhaltende Gichtschmerzen, bewies Woltmann ungemeine Seelenstärke und hohen Gleichmuth. Tacitus wurde zum andernmal sein Trost. Er beschloß ihn im Selbstverlage herauszugeben, und gieng ungesäumt an das Werk. Sein höchster Zweck hierbei,

„das Urbild des Originalgeschichtschreibers wiedergeben zu wollen,“ stellte die Natur der deutschen Sprache und die philologische Genauigkeit in Schatten, ungeachtet beide mit jedem folgenden Bande sichtbarer hervortraten; das Ganze war beinahe als ein neues Werk zu beachten, nicht als Ueberarbeitung, entstanden unter den marterndsten Gichtschmerzen. Kaum ließen diese dem Schwergeprüften noch einige Ruhe, an seinem dreißigjährigen Kriege und einer neu begonnenen Zeitschrift unter dem Titel „deutsche Blätter“ fortzuarbeiten.

Nun führte sich seine lebhafte Einbildungskraft, unterstützt von hellen Blicken in die Geschichte der Reformationen, ein neues Gebäude von Hoffnungen auf, welche alle, zum Heil der Menschheit, durch Bonaparte in Erfüllung gehen sollten. Denn dieser unruhige Geist, von eben so schreckhafter Kälte bei der Aufopferung seiner Hunderttausende, als heiß und unersättlich im Erstürmen seiner eroberungs- und herrschsüchtigen Zwecke, selbst von Woltmann nicht mehr für einen Mann von idealischen Gemüthsantrieben gehalten, blieb ihm immer ein Werkzeug der Vorsehung, bestimmt, ihre Zwecke zu erreichen, indem es seine eignen zu erstreben meinte. Woltmann ließ ihn nun mit seinen Schaaren nach Asien ziehen, um dort ein neues Leben anzuregen, hocherfreuet, unter dessen Fahnen die Deutschen sich zu einem Zwecke vereinen zu sehen; und voll des Trostes, daß in Deutschland ein neues, schöneres Leben erblühen werde aus französischen Keimen, wenn Asien der Tummelplatz neuer Thaten wäre. Ob Hunderttausende von deutschen Jünglingen aufgeopfert würden, das dünkte ihn nicht zu viel für solchen Ge-

winn. — So urtheilt ein kalter Geschichtschreiber, und die unglücklichen Familien, welchen die letzten Stützen, theure Söhne und geliebte Brüder in einen schauderhaften Tod dahingerafft wurden, welcher Ersatz, welcher Trost blieb diesen im Uebermaaß ihres Elendes und ihrer Schmerzen? — Kann nur auf solchem Wege „der Glanz eines reinen, gesellschaftlichen Zustandes der Nachwelt erscheinen, wo die Verfassungen und Verhältnisse der Staaten die höchste Vollkommenheit erreichen;" so bleibt nur die Nachwelt Zweck und die Menschheit, so lange sie Mittel und Werkzeug ist, das höchste Leben der idealisirten Welt vorzubereiten, ist ein leidiges, unglückseliges Nichts.

Der Ausgang des russischen Krieges 1812 richtete Woltmanns Hoffnungen schrecklich zu Grunde. Sein ungeheurer Schmerz ließ ihn Tag und Nacht nicht mehr ruhen, bis er ihm endlich den unwillkührlichen Entschluß abrang, sich der deutschen Sache anzuschließen.

Die Stunde der Begeisterung war da. Der Großherzog von Frankfurt hatte ihm seinen Jahrgehalt verdoppelt, und Anwartschaft auf einen einträglichen diplomatischen Posten gegeben. Woltmann ließ diese Aussicht fahren, und erbot sich dem Freiherrn von Stein, welcher ihm einst, wenige Tage vor seiner Aechtung durch Bonaparte, in einer Unterredung inniges Vertrauen eingeflößt, zu jeglicher Arbeit für ein neues Deutschland. Ob es ihm ein Ernst war mit diesem Anerbieten, nach so eifriger und konsequenter Vertheidigung des Franzosenthums bis zum Anbeginn seines Unterganges in Deutschland, muß dahingestellt bleiben. Vielleicht hatte die Nachricht von der schnellen

Hinrichtung seines Jugendfreundes v. Berger einigen Antheil an der plötzlichen Sinnesänderung. Die edle Freimüthigkeit seiner Gattin über Woltmanns Ansichten und Urtheile verstattet nicht, an einen Widerspruch seines Thuns mit seiner Ueberzeugung und seinem Willen zu glauben. Stiftung einer lebendigen Bundesgemeinschaft, Erhöhung eines werkthätigen, gemeinsamen Oberhauptes und Gründung einer Nationaluniversität waren nun die Ideen, in welchen sein Geist lebte. Er war der Meinung, die gesetzgebende und vollziehende Gewalt müsse bei dem gegenwärtigen Stande der Volksbildungen in Deutschland noch getrennt bleiben von dem Volke; zu seiner Genugthuung und fernern Entwickelung aber bedürfe dasselbe eines verfassungsmäßigen Organs, wodurch es seine Ansichten über eigne Staatsverhältnisse, Erforderlichkeit gewisser Gesetze wechselseitig sich selbst und der Regierung offenbaren könne.

Noch ehe er zur Ausführung der ihm von dem Freiherrn v. Stein angedeuteten Aufträge schreiten konnte, traten Umstände ein, welche bedenklich wurden. Die Schlacht von Lützen, der Uebergang der Franzosen über die Elbe, die blutigen Vorgänge bei Groß-Görschen droheten seiner Existenz den Untergang. War er der Sache der Franzosen einmal ungetreu geworden, so war sein Leben, als das eines französischen Unterthanen, in augenscheinlicher Gefahr. Er verließ daher Berlin, wo er auch jetzt noch alle Vorrechte des Diplomatikers genossen hatte, und floh, von Gichtschmerzen gefoltert, nach Breslau.

Hier schrieb Woltmann seine Ideen über Föderativsystem, insbesondere die künftige politische

Verfassung der Deutschen für den Freiherrn v. Stein. Zwei Principe stellte er in Deutschland fest, das vorherrschende oder Oesterreich und das erregende oder Preußen, dieses mächtig genug, um jenes innerhalb der Schranken der Nationalfreiheit zu halten, doch nicht so mächtig, um Oesterreichs konstitutionelles Vorwalten beeinträchtigen zu können.

Nun rückte die Gefahr auch Breslau näher. Woltmann flüchtete weiter nach Böhmen, obgleich seine Schmerzen ihm nur während der Reise einige Erleichterung gönnten. In Prag fand er den Minister v. Stein, welcher ihn durch Vermittelung einer Verbindung mit dem Handelshause Ballabenn Beruhigung verschaffte über das Drückende seiner äußeren Lage, zu einer Zeit, wo von schriftstellerischem Fleiß, ja von keinem Verkehr in Deutschland viel zu erwarten war. Bald schien es auch, zumal nach den Vorgängen bei Dresden, als sollte Prag selbst den Feinden in die Hände fallen. Hier hielt den Vielversuchten seine Krankheit gefesselt; er hätte sich dem Schicksal ergeben müssen. Da erhob sich bei Culm ein glücklicheres Gestirn am schwerbewölkten Himmel, und freier athmete Deutschland. Woltmann fühlte sich zu neuer Thätigkeit gestärkt, und gieng bald an die Geschichte Böhmens, welche in zwei Bänden erschien, ein Werk, in welchem Licht und Schatten treffender und mannigfaltiger wechseln, als in Woltmanns früheren historischen Arbeiten, obwohl die Quellen noch nicht genügend benutzt worden sind. Eine Umarbeitung seiner Uebersetzung des Sallustius, nach seinen feststehenden Ansichten betrieben, gewann durch strengere Rücksicht auf philologische Genauigkeit und Eigenthümlichkeit der deutschen Sprache.

Wie sehr ihm anfangs der Rost alter Sitten und Gebräuche, selbst im Geschäftsgange, mißfiel, dennoch gewann die Milde der Regierung, die Umgebung Prags, das Gewicht des wohlhabenden Adels, die Nähe berühmter Heilquellen seinem Herzen bald ein nicht bloß historisches und politisches Interesse ab. Waldstein, welchen er selbst dargestellt hatte, wandelte hier gleichsam neubelebt in den einsamen Gängen seiner Heimath, zwischen dem hohen Gemäuer, über welches nur die Burg mächtig hervorragte. Ja Woltmann hatte das Glück, daß ihm selbst, wie er immer gewünscht hatte, in dem Majoratshause zu Prag eine ähnliche, in großem Styl geschmackvoll und geräumig erbauete Wohnung ward. Sie vereinigte das Gewühl des bürgerlichen Verkehrs und die Reitze einer schönen Natur. Von einem Hügel unterhalb der Burg, aus deren Fenstern einst die Statthalter herabgestürzt an dem noch blühenden Flieder niederglitten, blickte Woltmann aus seiner Wohnung auf die Moldau und das Moldauthal, auf den romantischen Lorenz- und Ziskaberg, welcher ihm Ziska's und Friedrichs Zeiten vergegenwärtigte, und zog er sich in seinen Saal zurück, so umschwebten ihn die Bilder von Joseph II., von Maria Theresia und Marie Antonie. Die Wohnung des Historikers nennt v. Raumer in seiner Herbstreise nach Venedig diese Halle, in welcher Woltmann seitdem einen großen Theil seiner Zeit auf Kritiken für die jenaische Literaturzeitung verwendete, um mit den Edelsten und Gebildetsten des Volks hier die Angelegenheiten Deutschlands zu erwägen, wie viel Widerspruch er auch dadurch erweckte.

Begünstigt von der österreichischen Regierung, ins-

besondere durch Böhmens Oberburggrafen v. Kolowrat und den Polizeiminister, Freiherrn von Hager, mit welchen er durch seine Anstellung in Verbindung trat, dadurch in den Stand gesetzt, sein Leben größtentheils dem Schriftstellerberufe zu widmen, entsagte er nun auch der immer noch nicht verdunkelten Aussicht, durch Vermittelung des Fürsten Staatskanzlers in den preußischen Staatsdienst zu treten, entschlossen, seine Zeit einem großen, umfassenderen Geschichtswerke zu widmen, als alle seine früheren Arbeiten. Eine Geschichte der Deutschen sollte es werden vom allgemeinen Landfrieden bis zur Vollziehung des westphälischen, ein See, welcher alle die Bäche und Ströme seiner Vorarbeiten aufnehmen würde. Und zu dem Zwecke gedachte er zuvor noch Ungarn, Oesterreich und die Rheingauen zu bereisen, nachdem er während seines persönlichen Verweilens in Böhmen noch so viel gelernt hatte. Der Anfang zu jenem Werke, in zwei Fragmenten über Maximilian I. und den Anfang der Vollziehungsgeschichte des westphälischen Friedens bestehend, ist verloren gegangen. Dahingegen erschienen Oesterreichs Kaiserhaus und Politik, auch zwei Bände Memoiren des Freiherrn v. L—a, letztere des Verfassers in vieler Hinsicht unwürdig.

In diesen Tagen der Ruhe und Zufriedenheit, als gerade zwei Jahre vor dem Hinsinken der leiblichen Hülle Woltmanns Glücksstern kulminirte, Natur und Menschen im Schatten des Hollunders und entzückt vom Rosendufte seines Parks, sich mit ihm freueten, störte den Glücklichen nichts in seinem Genuß, als der nimmer rastende Gichtschmerz. Töplitz sollte ihn lindern, aber heftige Anfälle von Podagra brachte der Leidende

zurück, unterwegs von einem entsetzlichen Hagelwetter ereilt, welches ihn aus seinem Reisewagen warf, so daß er eine halbe Stunde bis über die Knöchel im Wasser stehen und endlich durch den tieferen Graben an der Landstraße waten mußte, um Gattin, Schwester und Wagen wieder zu erreichen. Keine Klage kam über seine Lippen, aber seine Nerven waren sehr angegriffen, und ein Heer leiblicher Uebel wechselte seitdem, seine Gesundheit gänzlich zu Grunde zu richten. Noch munterte ihn bisweilen ein freimüthiger Widerruf harter Urtheile von seinen Gegnern, oder ein Besuch älterer Freunde aus der Ferne, wie Göthe's, auf und flößte ihm Hoffnung ein, sein Haus zum Centralpunkte einer engeren Verbindung Norddeutschlands mit den Schätzen für Kunst, Wissenschaft und Natur im Oesterreichischen werden zu sehen, welche bis dahin für den Norden so gut als nicht vorhanden waren; so wie er denn überhaupt die Scheidung eines Süddeutschthums von einem Norddeutschland haßte.

Seit dem Jahre 1816 verließ er das Krankenlager nicht mehr, und brachte mit Hülfe seiner unermüdeten Gattin nur noch die Fortsetzung der Memoiren des Freiherrn v. S—a und seine Selbstbiographie zu Stande. Die Stelle eines Historiographen des österreichischen Hauses, welche sich Woltmann wünschte, hätte eine Veränderung seines Glaubensbekenntnisses erheischt, die er sich kaum als möglich dachte; der Ruf ward dem Freiherrn v. Hormayr. Seitdem arbeitete jener an einer Sammlung des Klassischen aus der deutschen Literatur für das Alter von zehn bis siebzehn Jahren, so wie an seinen Anmerkungen zur Uebersetzung des Tacitus; auch vollendete er die Abhandlungen über Leben,

Geist und Werke des Tacitus. Dann studirte er das Niebelungenlied, mit immer steigendem Interesse, je tiefer er sich hineinarbeitete.

Indessen wankte seine Gesundheit immer mehr, wie wenig er auch, an unregelmäßige Anregungen seines Körpers gewöhnt, darauf achtete. Auf geringe körperliche Bewegung folgte Fieber, wobei seine Nerven stets merklich litten. Umstände verleideten ihm nun auch seine Wohnung. Kaum acht Tage hatte er sie verlassen, als er in eine tödtliche Krankheit verfiel, aus welcher er noch einmal erstand, um Spittlers und Ifflands Biographien zu schreiben. Ein Gnadengeschenk der Regierung, welche ihm ihre Zufriedenheit zu erkennen geben wollte, stärkte seine Nerven; doch war die Freude nur von kurzer Dauer. Schon im Februar 1817 überfiel ihn ein zweites Schleimfieber, mit welchem sich alle seine früheren Leiden wieder einstellten. Standhaftigkeit und Geduld waren die Stützen, an welchen sich sein Geist aufrichtete; nur leise Klagen entschlüpften ihm in den Stunden des heftigsten Schmerzes. Reisebeschreibungen, „eine Nachlese vergessener Früchte," mußten ihn jetzt erquicken, denn stärkere Nahrung vertrug sein Geist nicht mehr.

Unter der rechten Brust hatte sich endlich eine Beule zusammengezogen, welche der ärztlichen Hülfe zu bedürfen schien. Woltmann verheimlichte sie, noch immer nicht ohne Hoffnung, die Bäder von Baden mit Erfolge zu benutzen, und sich durch Reisen in der schönsten Jahreszeit wieder zu stärken. Das Manuskript von St. Helena und Gerstenbergs Ugolino waren die letzten literarischen Produkte, welche ihn mit Freude

und Schmerz erfüllten. Die Beule brach auf und bekam ein so fistelartiges Ansehen, daß ein herbeigerufener Arzt auf die schleunigste Operation drang. Woltmann ertrug sie standhaft. Nur aber fand sich ein alter, tiefer liegender Schaden, welcher ihm nicht länger mehr gestattete, Geistesgegenwart, siegende Kraft des Willens und Selbstbeherrschung aufrecht zu erhalten. Er erlag der allzu großen Anstrengung, und seine sonst blühende Farbe verwandelte sich in eine todtenähnliche. Es zeigte sich, daß edlere Theile angegriffen waren.

Seine Heiterkeit erhielt er sich noch auf einzelne Stunden, anfangs mit Bewußtseyn, dann in Phantasiegebilden. Am Morgen seines Todestages erkannte er noch seine Aerzte, und bat sie um Verzeihung wegen seiner Ungesprächigkeit. Als sie sich in einem Nebenzimmer über die Heilmittel beriethen, äußerte Woltmann: „Sie wollen mich zum Drittenmal operiren? nur Heute nicht, meine Nerven sind zu sehr angegriffen.“ „Es ist ein krasser Zustand,“ setzte er hinzu, „schwer krank zu liegen, und mit sich schalten zu lassen.“ Darauf dankte er, noch ohne Argwohn, seinen Aerzten.

Jupiter leuchtete hell auf sein Sterbelager. „Siehst Du den schönen Stern wohl?“ fragte ihn seine geängstigte Gattin. „O ja,“ erwiederte er, „aber die Sterne“ —. Unvollendet blieben seine letzten Worte; heiter und bewußtlos gieng er dann in ein anderes Leben über.

„Selbst indem man fühlt, daß der Tod auf dem hellen Erkennen stünde," schreibt Woltmann einst aus der Fülle seines Herzens, „es nicht scheuen, das ist unaussprechlich schön. In der Klarheit untergehen, ist ein beneidenswerther Tod. Nie habe ich begreifen können, warum man Tod und Grab nächtig gebildet hat; der Tod ist ja nur eine Handlung des Menschen, um zur höchsten Erkenntniß zu gelangen." Diese schönen Worte mögen die Stelle seiner Grabschrift vertreten, dem Menschen, wie dem Gelehrten in Woltmann gewiß aus tiefer Seele gesprochen. Darum scheuete er sich niemals, seine Ueberzeugung unumwunden auszusprechen, und wenn er mit der Welt darüber zerfallen wäre; darum achtete er das Opfer nicht zu groß, der Wissenschaft Gesundheit und Leben zu widmen. Unter dem Drucke seiner sehr zahlreichen Arbeiten fast noch mehr, als unter dem der Zeit sank seine, sonst ungemeine Muskelstärke, erlosch das Feuer in seinem braunen Auge, trübte sich die einst so lautere Quelle seiner Säfte. Durch das religiöse Gefühl aber, welches ihn nun beseelte, fühlte er sich zur Freude an Gott gestärkt, wenn er im Zimmer auf- und abwandelnd ein religiöses Lied sang; für das Unglück reichte er aus mit der Philosophie. Ueberhaupt lebte Woltmann mehr in Idealen, als in der Wirklichkeit; er liebte das Große, Umfassende, Außerordentliche, und besaß wohl Ausdauer und Willen, es in seinem Wirkungskreise und Streben zu Stande zu bringen. Aus dieser Quelle entsprang zum Theil eine gewisse Nichtachtung, ja Vernachlässigung der Verhältnisse, selbst der Glücksgüter, wenn ihn nicht das Bedürfniß erinnerte. Er war häuslich und gastfrei; eine seltene Freigebigkeit bewies er dem Lehrlinge eines Chirurgus, welchen dieser nicht entlassen

wollte, nachdem ihm Woltmann eine Stelle in der Pepinière ausgewirkt hatte. Sein Wohlthäter gab, da ihm das Geld fehlte, dem jungen Menschen seine goldne Uhr zur Verpfändung, ohne dieselbe je wieder zu fordern.

Seine Persönlichkeit hatte viel Empfehlendes, ungeachtet er nicht durch gewandtes und glänzendes Auftreten imponirte. „Er hörte mit Geduld," sagt die zartfühlende Verfasserin der Nachträge zu seiner Biographie, „er widerlegte mit Gelassenheit, er billigte mit Umfassung, jeden Einwurf rasch in seiner Ideenfolge ordnend, durch nichts zerstreut, auch nicht darin versunken, entwickelte er mit warmer Beredtsamkeit, und brach mit Anmuth ab." „Er gewann durch Heiterkeit, Aufmerksamkeit und Höflichkeit; sein Witz traf wie ein Blitz der Erkenntniß." — So war Woltmann. —

Die Werke desselben werden nach und nach von seiner Gattin, Karoline v. Woltmann, in drei und dreißig Bänden von zwanzig bis vier und zwanzig Bogen erscheinen. Drei solche Bände bilden eine Lieferung, auf Druckpapier 3 Rthlr. 16 Gr. sächs. Pränumeration, nachher 5 Rthlr., bei Joh. Benj. Georg Fleischer in Leipzig. Die Haupttitel sind: größere historische Werke (mit Ausnahme der Geschichte der Deutschen während der sächsischen Periode, Biographieen, Charakterschilderungen, Kritik (Auswahl aus Woltmanns Recensionen), vermischte Schriften historischen, politischen und philosophischen Inhalts, Romane, Gedichte und Briefe.

Die größeren Geschichtswerke sind nach der Idee gearbeitet, Völker, gleich Individuen, in ihrer Entwickelung, Blüthe und im Verfall, als die Stützen zu betrachten, auf welchen das Gebäude allmähliger Vervollkommnung des Menschengeschlechts bis zum Ideale der Vollendung aufgeführt wird. In diesem Sinne ist die Geschichte der Aegypter und Israeliten als Beginn zur ältern, die von Frankreich aber als Beginn der Schilderung einer späteren Epoche der Menschheit abgefaßt. Die Geschichte der Indier, mit welcher eine Darstellung der älteren Menschengeschichte beginnen sollte, lag noch zu sehr im Dunkel, als Woltmann an diese Arbeiten gieng. Am meisten wird er immer als Uebersetzer des Tacitus und Sallustius, so wie als Verfasser der Reformationsgeschichte und des westphälischen Friedens geschätzt werden. Beiden Geschichtsbüchern giebt außer den oben angedeuteten Vorzügen die strenge Unpartheilichkeit einen noch höheren Werth.

N—l.

II.

Olaus Gerhard Tychsen.

Les talens sont distribués par la nature sans égard aux généalogies.

Friedrich d. Große.

Olaus Gerhard Tychsen.

Der Ruhm ist nicht immer ein Sohn des Verdienstes. Mancher Staatsmann und Krieger, welchen Geburt und Gunst an die Spitze vieler Tausende gestellt haben, erwarb einen hochgefeierten Namen, und wurde von der Menge vergöttert, ohne sich vielleicht das Räthsel seiner Größe selbst zu lösen. Wie viele Ehrenmänner bleiben hingegen der Welt unbekannt, ungeachtet ihre Schicksale, Kenntnisse und Verdienste die größte Bewunderung zu erregen vermögend und als ewig denkwürdige Erscheinungen in dem großen Getümmel des Lebens aufbewahrt zu werden würdig sind! Auf der Nachwelt ruhet die heilige Pflicht, die Namen solcher Männer, welche selbst von den Verehrern und Jüngern der Musen nicht genug gekannt und nach Verdienst gewürdigt sind, der Vergessenheit zu entreißen. — Der Mann, dessen Namen diese Skizze führt, lebt zwar und wird in Wort und Schrift der Gelehrten fortleben;

doch ist gewiß hier ein Versuch statthaft, auch denen, die nicht Theologen sind, oder die Weihe der Wissenschaft noch zu erringen streben, das Bild desselben als einen Schattenriß der eigenthümlichsten Züge näher zu stellen.

Olaus (eigentlich Oluf) Gerhard Tychsen stammt von norwegischen Eltern ab. Sein Großvater, Ulph Tuka, war ein norwegischer Bauer, welcher erst in seinen männlichen Jahren zum Seedienst ausgehoben, in den Kriegen gegen die Schweden verwundet und dann an die flensburgische Küste ausgesetzt wurde, wo ihn die Noth zwang, um Almosen zu bitten. Er ließ sodann seine Frau und den einzigen Sohn aus Norwegen herüberkommen, nachdem er sein, von einfallenden Schweden öfter geplündertes Eigenthum daselbst verkauft hatte, und begab sich endlich, nach dem Tode seiner Frau, nach Tondern zu seinem dort mit einem jütländischen Mädchen verheiratheten Sohne Jern Tuka. Dieser, der Vater unseres Tychsen, stand als Unterofficier bei dem dortigen Regimente, und trieb nebenbei das Schneiderhandwerk. Er hatte bereits zwei Söhne in zartem Alter verloren, deren einer Oluf, der andere Gerhard geheißen. Die vorurtheilsvolle Mutter beschloß, dem dritten beide Namen beizulegen, damit er, nun einer längeren Lebensdauer gewiß, das Andenken seiner frühverstorbenen Brüder erhielte. So wurde denn der dritte Tukason, welcher am 14ten Decbr. 1734 zu Tondern das Licht der Welt erblickte, Oluf Gerhard getauft.

Es ist leicht begreiflich, daß der Vater für die erste Erziehung des Knaben wenig thun konnte; die Mutter

strebte jedoch höher, und der Großvater rühmte viel von hochgeehrten Voreltern. Dies blieb nicht ganz ohne Eindruck auf den Enkel; noch mehr aber weckten die Erzählungen der Thaten und Schicksale auf den Seereisen durch mehrere europäische Meere im Munde des Alten den geheimen Wunsch in der kindlichen Seele, sich hervorzuthun. Der Knabe wählte sich jedoch ein anderes Feld, die Wissenschaften, wie sehr sein Vater, seines geringen Vermögens wegen, auch widerstrebte.

Bis in das elfte Jahr genoß Oluf in der deutschen Stadtschule zweckmäßigen Unterricht in den Vorbereitungswissenschaften unter Anleitung eines tüchtigen Mathematikers, Namens Lorenzen. Von der Zeit an bildete er sich unter Overbeck, dem Rektor der lateinischen Schule, welcher im Griechischen und Hebräischen gründliche Kenntnisse besaß, bis in das siebzehnte Jahr, und legte hier den Grund zu einer tiefen Kenntniß der morgenländischen Dialekte. Schon damals hatte der Jüngling der Versuchung nicht widerstehen können, die Aehnlichkeit seines Namens mit dem Griechischen τυχη und das in Schleswig anhangsweise bei den Familiennamen häufig gebrauchte sen (son, Sohn) zu einer gelehrt klingenden Aenderung des väterlichen Namens zu benutzen, woraus er beiläufig folgert, daß er seinen Namensverwandten übrigens fremd sei. Er behielt den, nach dem Beispiele der Gelehrten im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, gewechselten Namen nun auch bei, als er Tondern verließ, um sich auf die ihm hochgepriesene lateinische Schule nach Ripen zu begeben, ehe er die Universität bezöge.

Seine Mutter begleitete ihn dahin, um ihn dem

Rektor für eine der dort gestifteten Freistellen zu empfehlen. Sie hatte demselben vier recht ausgesuchte Käse zum Geschenke mitgenommen, um seiner Gunst desto gewisser zu werden. Diese wurden angenommen, aber die Freistelle ward abgeschlagen. Weinend verließ die Getäuschte das Haus des hartherzigen Mannes, und befahl ihren Sohn im Gebete in den Schutz des Höchsten. Gerührt sprach Oluf (Olssen, wie Herr Hofrath Tychsen zu Göttingen den Vornamen desselben anstatt des Familiennamens angiebt): „Mutter, weine nicht! der unfreundliche Mann soll die Käse schon wieder hergeben.“ Spornstreichs gieng er zurück und forderte dreist seine Gabe von dem Rektor zurück, da er ihm ja doch nicht helfen wolle. „Tag dem die Hundedreng!“ schrie dieser wüthend, und schleuderte dem Knaben, der freudig mit der Beute hinauseilte, das Buch nach, welches er gerade in der Hand hielt. Bei seiner Rückkunft in Tondern erfuhr Tychsen, zur großen Freude seiner Mutter, daß der damalige Amtmann, der geheime Konferenzrath von Hollstein, bei welchem Tychsens Vater öfters gearbeitet, ihm eine Stipendiatenstelle mit Freischule und freier Wohnung zu Altona ausgewirkt hätte. Empfohlen von jenem Biedermanne und seinen Lehrern eilte er frohen Muths mit drei Thalern und vier Schillingen im April 1752 seiner neuen Bestimmung entgegen.

Auf der zahlreich besuchten Lehranstalt zu Altona fand Tychsen Nahrung für seinen frommen Sinn, und hätte ihn dieser früherhin für die Sprache der alttestamentlichen Urkunden empfänglich gemacht, so überließ er sich nun schon sichtbar der Vorliebe für die morgenländischen Dialekte. In der That aber sammelte er,

nach seiner durch eine gedruckte Matrikel dokumentirten Aufnahme in das Gymnasium zu Altona, schon als Jüngling durch unersättliche Wißbegierde und unermüdeten Fleiß einen Schatz seltener Kenntnisse und durch einen wahrhaft frommen Wandel auch die Liebe und Achtung seiner Lehrer, unter welchen sich der berühmte Maternus de Cilano und der Orientalist, Prof. Sticht, seiner väterlich annahmen. Jenem verdankte er eine vertrautere Bekanntschaft mit den späterhin weniger begünstigten Sprachen und Alterthümern der Griechen und Römer, auch mannigfaltige Gelegenheit zum Unterricht in angesehenen Familien und zur Unterstützung seiner Eltern; diesem die Unterweisung im Rabbinischen und andern morgenländischen Mundarten. Von dem gelehrten Oberrabbiner Erbeschütz aber und aus den vielfältigen Unterredungen mit den Juden gewann er eine vertraute Bekanntschaft mit dem Talmudismus und der neueren jüdischen Literatur, so daß er bald fähig ward, die talmudisch rabbinischen Schätze der hamburgischen öffentlichen Bibliothek mit Vortheil zu benutzen. Selbst das Marokkanische hatte Tychsen von einem Kaufmanne erlernt, welcher viele Jahre in Nordafrika seine Handelsgeschäfte betrieben hatte, und verstand es eben so gut zu sprechen, als zu schreiben. Ein Jahr nach seinem Aufenthalt in Altona konnte er schon öffentlich als Opponent gegen einige gedruckte philologische Theses von Sticht auftreten; als Respondent eigner Theses erhob er sich 1756 zum letztenmal in Altona, um zugleich in einer lateinischen Rede von der dortigen Bildungsanstalt Abschied zu nehmen. Mit seinen verdienstvollen, erst 1772 und 1773 verstorbenen Lehrern blieb er durch lebhaften Briefwechsel stets in Verbindung.

Einseitig gebildet und in seinen religiösen Ansichten verschränkt in die engen, doch unantastbaren Gränzen des orthodoxen Lutherthums kam Tychsen im April 1756 zu Halle an, um die Tiefen der Theologie vornehmlich auf dem Wege des orientalischen Sprachstudiums zu ergründen. Aber gerade von dieser Seite fühlte er sich bald am meisten verlassen, und waren S. J. Baumgarten, der ältere Knapp, Semler, Chr. Ben. Michaelis, Eberhard, Lange und Andere, die Männer, welche ihn in die historischen, exegetischen, mathematischen und physikalischen Studien einweihen konnten; als Orientalist mogte der Greis Michaelis, wie berühmt er auch war als solcher, seinen Zuhörer nicht mehr befriedigen. Im Talmudisch-Rabbinischen stand der Schüler bereits über dem Lehrer.

Diese seltne Erscheinung erregte bald die Aufmerksamkeit mehrerer Professoren. Der berühmte Baumgarten übertrug seinem aufmerksamen und wißbegierigen Zuhörer Tychsen zum Theil schon die Ausarbeitung der Nachrichten von merkwürdigen Büchern, Halle 1752—58. 12 Bde. 8. und der verdienstvolle Vorsteher des Waisenhauses, Aug. Franke, verlieh ihm darauf eine Lehrerstelle an der lateinischen Schule dieser Anstalt. Hier unterrichtete Tychsen beinahe seit seiner Ankunft in Halle im Hebräischen, Lateinischen, Griechischen und Französischen, in der Religion und Geschichte nach gerade in allen Klassen; so daß ihm seine Armuth nach dem Abgange von Tondern eigentlich nicht mehr drückend gewesen ist, um so weniger, da auch Privatunterricht und Unterstützung von Seiten tondersche und altonaer Gönner hinzukam.

Daneben erwarb sich nun der Günstling der morgenländischen Muse, unter Anleitung eines Benjamin Schulz, welcher vier und zwanzig Jahre als Missionarius in Tranquebar, Madras und Kudulur zugebracht hatte, gründliche Kenntnisse in der englischen, hindostanischen und malabarischen Sprache. Die Anfangsgründe des Aethiopischen verdankte er dem Prof. Michaelis. Mehrere seiner Universitätsfreunde, unter denen vorzüglich Korhammer und Röper, letzterer sein nachmaliger Gefährte auf der Apostelreise zur Judenbekehrung, genannt werden, unterwies er im Rabbinischen und Jüdischdeutschen, und mit den Juden knüpfte er hier und da einen Briefwechsel in jenen Mundarten an. Rabbinische und hebräische Gedichte entflossen seiner Feder, und seine Schüler in den ersten Klassen des Waisenhauses redeten bei Gelegenheit einer öffentlichen Prüfung, zum Staunen der Zuhörer und zum innigen Kitzel des Lehrers, in allerlei fremden Zungen. Für seinen vornehmsten Gönner Franke übersetzte er eine Schrift aus dem Englischen in das Deutsche, vor seinen Schülern hielt er Predigten und Andachtsübungen, im stillen Kämmerlein widmete er manche Stunde der Selbstbeschauung und Unterhaltung mit Gott; denn die Pietistenschule, welche sich in Halle gebildet hatte, seitdem Spener die Jahrhunderte hindurch mit Erbitterung geführten Streithändel über die unfruchtbarsten Formeln der systematischen Theologie durch dringende Anempfehlung der Moral und eines sittlichen Wandels verdrängt hatte, konnte keinen empfänglicheren Jünger aufnehmen, als Tychsen, und wiederum konnte keiner mit wärmerem Gefühle für den frommen Sinn und Wandel und unlenksamer diese Schule verlassen, als gerade er. Daher erhielt denn seine religiös

theologische Bildung eine Richtung, welche ihm den Zugang zu einer freieren Ansicht gänzlich und für immer versperrte, so daß Tychsen auch in späteren Jahren die Bekanntwerdung mit den Erzeugnissen der historisch-kritischen Bearbeitung der biblischen Bücher stets verschmähete, und immer ängstlich am Buchstaben des Gesetzes hieng. Nur eine sehr oberflächliche Bekanntschaft mit den Schriften der Theologen, welche den rationalistischen Ansichten nach und nach mehr Eingang in das Heiligthum des Glaubens bahnten, schöpfte er aus gelehrten Zeitschriften.

Tychsen hatte jetzt eine Hauslehrerstelle bei dem Prediger Lilje in Elmshorn angenommen, und war im Begriff, dahin abzugehen, als ihn unvermuthet Dr. Callenberg, der Stifter und Vorsteher des Instituts für die Bekehrung der Juden und Muhamedaner, am 26sten März 1759 zu sich rufen ließ, und ihm die Stelle eines Judenbekehrers antrug. Unstreitig war er dazu durch seine ausnehmenden Kenntnisse fast aller morgenländischen Mundarten, des Talmudischen, Rabbinischen und Jüdischdeutschen vorzüglich empfohlen und vermöge seines heiligen, beschränkten Eifers für die Kirche des Herrn auch tüchtiger, als jeder Andere. Diese Eigenschaften konnten dem Prof. Callenberg, einem hochbegeisterten Schüler des berühmten Spener, um so weniger entgehen, da ihm an eifriger Verbreitung eines gebesserten Herzens und christlich frommen Wandels Alles gelegen war. Tychsen aber, welcher, mit Zurücksetzung tieferer Forschung im Gebiete der Theologie, sich auch vornehmlich an frommen Sinn und Wandel hielt, weil es ihm an eindringendem Scharfsinne fehlte, war nicht abgeneigt, sich einer Anstalt zu widmen,

die in Europa das Werk der Bekehrung beginnen sollte, wie zuvor ähnliche Institute in England und Dänemark das Heil der asiatischen und amerikanischen Heiden in's Auge gefaßt hatten. Seine Einwendungen, von Untüchtigkeit und Schwächlichkeit hergenommen, waren bald niedergeschlagen, und bald war dem Prediger zu Elmshorn ein anderer Lehrer ausgemittelt.

Die wichtigsten Vorarbeiten für den Zweck der Bekehrung der Juden und Muhamedaner schreiben sich her von zwei, durch Franke, dem Hofprediger des Königs Friedrich IV. von Dänemark empfohlne Missionarien, Ziegenbalg und Plütschau, welche Luthers kleinen Katechismus und andere Erbauungsschriften in's Portugiesische und Tamulische übersetzt hatten, und schon 1703 nach Tranquebar abgegangen waren. Von einem Prediger Möller war das N. T. in die jüdischdeutsche Sprache übersetzt; dazu hatte Casp. Calvörs einen Judenkatechismus geschrieben. Demnächst hatte der obgedachte Benjamin Schulze einige biblische und Religionslehrbücher in das Hindostanische, Warugische und Malabarische übersetzt, und seit seiner Rückkehr aus Asien, 1743, auch dadurch dem Missionsgeschäft mächtigen Vorschub gethan. S. Negri aus Damaskus und K. Dadichi aus Antiochien, welche der 1711 zu London verstorbene Lildolf auf seinen Reisen als vorzügliche Stützen für die Verbreitung des christlichen Glaubens kennen gelernt, und für seine Zwecke gewonnen hatte, verbreiteten im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts die Liebe für das orientalische Sprachstudium. Dadichi hatte sogar den Koran in das Lateinische übersetzt. Callenberg, welcher unter Negri's Anleitung den ganzen Koran durchgearbeitet hatte, Chr.

Ben. Michaelis und Andere giengen aus dieser Schule hervor. Zu London waren in einer von Negri gestifteten arabischen Druckerei mehrere biblische Bücher zur Verbreitung des Christenthums unter den Türken, Luthers kl. Katechismus, das neue Testament, die Psalmen, Vater Unser u. s. f. in arabischer Uebersetzung erschienen. Dazu kam eine größere Schrift zur Bekehrung des Volks Israel, „Licht am Abend" von dem Pred. Müller zu Gotha, welche der von dem Judenthum zur christlichen Religion übergetretene Dr. Frommann zu Halle unter Callenbergs Beihülfe zum Drucke befördert hatte. Was Wagenseil in seiner „Hoffnung der Erlösung Israels" Lehrreiches über den Zweck einer Bekehrungsanstalt gesagt hatte, war auch gehörig gewürdigt worden, um endlich eine jenem Zwecke entsprechende Anstalt durch Callenberg entstehen zu sehen, welche die Juden mit ihren eigenen Waffen, d. h. durch emsigen Unterricht ihrer Glaubensboten im Talmudischen, Rabbinischen und Jüdischdeutschen besiegen, so ihren starren Sinn brechen, und für das Heil der Lehre Jesu vorbereiten sollte *).

Die Missionarien, welche in den Plan dieser Anstalt begriffen und für ihre Bestimmung unterrichtet waren, hatten dann auf ihren Reisen jede Gelegenheit sorgfältig aufzusuchen und zu benutzen, mit Juden zusammen zu treffen, Unterredungen mit denselben anzu-

*) Hartmanns D. G. Tychsen oder Wanderungen durch die mannigfaltigsten Geb. der asiat. Literat., Bremen 1818, liefert vollständige Literarnotiz über diese Anstalt und ihre Vorbereitungen.

knüpfen und nicht lange mit der Frage zu zögern: wie sie seelig zu werden gedächten? Damit war die Bahn gebrochen zu dem eigentlichen Bekehrungsgeschäfte, welches bei den Starrsinnigen mit einer schreckhaften Drohung der bevorstehenden Erfüllung aller von den Propheten verkündigten Strafgerichte schließen sollte.

Durch obige Schriften und Callenbergs mündliche Unterweisung ward nun der junge Tychsen in diesen Plan eingeweihet; reichlich ausgerüstet, wie wir wissen, mit den erforderlichen Sprach- und Sachkenntnissen. In Gesellschaft seines Freundes und Gehülfen, des noch lebenden Präpositus Röper zu Doberan, verließ er am 8ten Mai 1759 Halle, begleitet von einer hebräischen Bibel, einigen Medikamenten und einem Schätzlein im Geiste der oben erwähnten Vorarbeiten ausgearbeiteter Schriften für die Bekehrung der verstockten Juden. Seine Bestimmung führte ihn durch Anhalt, Magdeburg, Braunschweig und Lüneburg nach Hamburg, wo er durch seine Gelehrsamkeit bei den Juden und ihren Rabbinen große Bewunderung erregte. Aufgemuntert durch den erweckten Beifall, wiewohl noch keine verlorne Seele für das gepriesene Heil gewonnen war, begann Tychsen dann mit seinem Gefährten in der berühmten Synagoge zu Altona öffentlich zu predigen. Auch hier versammelte das Feuer und die Gelehrsamkeit des Redners eine Menge aufmerksamer Zuhörer um ihn, und alle hörten ihn mit gespannter Aufmerksamkeit und Erwartung. Er war bis zu dem Artikel von der Beschneidung vorgerückt. Jedes Ohr lauschte auf die Worte, welche jetzt dem Munde des Bekehrers entflossen. Nicht eine äußere, sondern eine innere Beschneidung sollte es sein, welche den Geist

der Ueppigkeit und des Wuchers, die Schlacken des Judenthums, sonderte von dem Golde eines gediegenen Herzens, und diese hatte der wahre Messias gelehrt, um die Menschheit, zumal die Juden, aus dem leidigen Sündenschlafe zu wecken. Unwillen sprach jegliches Antlitz in der umstehenden Versammlung aus; es entstand ein lautes Murren gegen den verwegenen Verächter des mosaischen Gesetzes, und der Bußprediger trug, zum Schlusse des Akts, anstatt des süßen Bewußtseins des gelungenen Werks, eine herbe Dosis Prügel davon. Der Eifer des Volks Israel, hier noch thätiger, als der Enthusiasmus des pilgernden Apostels, hätte, strenge untersucht, wohl schlimme Folgen haben können für die mosaische Heerde; aber der versöhnliche Tychsen, welcher beinahe zum Märtyrer der Wahrheit geworden wäre, vergaß Alles, sobald er sich wieder frei und gestärkt fühlte.

Holstein, Schleswig, Jütland, Fynen, Seeland und hier Kopenhagen, sahen die apostolischen Brüder auf ihrer ferneren Pilgerung, ohne irgendwo ein israelitisches Herz von der Kruste des Irrthums zu befreien. Auch auf der ganzen Rückreise durch das östliche Holstein, Hamburg, Braunschweig, Halberstadt, Mansfeld und den Saalkreis, nun eine Wanderung von 280 Meilen, war kein verstocktes Herz bekehrt worden, so daß Tychsen bei seiner Rückkunft als Resultat seiner Bemühungen schrieb: „ich habe keinen sichtbaren Nutzen von meiner Arbeit bemerkt. In Altona hätten sie mich beinahe todt geschlagen, in Elmshorn wäre es mir fast eben so ergangen. — Im Preußischen sind die geringsten Bedienten so erstaunlich grob, daß man es kaum ausdrücken kann, in Halle, wo wir die so lange ge-

wünschte Ruhe suchten, ist uns auf das unvernünftigste begegnet worden.“

Er hatte inzwischen in Tondern Mutter und Geschwister gesehen, tiefere Blicke in das Judenthum gethan, und manche wichtige Bekanntschaft, wie mit dem berühmten Grafen Bernstorf in Kopenhagen und mit der verwittweten Fürstin von Ostfriesland, angeknüpft. Dies mußte ihm als Erfolg seiner Bemühungen für jetzt genügen. Anstatt in Halle Dank dafür einzuerndten, neckten und höhnten ihn die Studenten auf offener Straße durch wildes Gelächter, und die Knaben aus der deutschen Schule des Waisenhauses schrieen bei seinem Erscheinen: Schmausse, Schmausse! Unstreitig hatte sein Pilgrimsaufzug und der jüdische Dialekt, welchen er sich angewöhnt hatte, nicht minder aber das über den tragischen Ausgang seiner Bemühungen verbreitete Gerücht dazu Anlaß gegeben. Dadurch bestimmt, zogen sich auch mehrere seiner hallischen Freunde von ihm zurück, und versetzten den guten Tychsen in eine so betrübte Stimmung, daß er sich den Tod wünschte.

Inzwischen ermunterten ihn freundliche Briefe von seinen Freunden in Holstein, Dänemark und Hamburg, und neue Lebenslust ergoß sich durch seine Adern. Eine zweite Apostelreise ward vorbereitet durch vielfältige Unterredungen mit den Rabbinen und Unterstützung neuer callenbergischer Entwürfe. Daneben mußte Tychsen, von Callenberg zu Hülfe gerufen, im März 1760 einigemal ganze Bündel jüdischdeutscher Briefe übersetzen, welche in Dessau der Post entnommen, und weil man wichtige Entdeckungen über Münzen und jüdische Kund=

schafter darin vermuthete, nach Halle geschickt worden waren. Er erfüllte die Aufträge mit vieler Treue, nicht ohne manchen Kern aus der ungenießbaren Schale herauszuwittern; beobachtete aber in Absicht der entdeckten Geheimnisse stets die angelobte strenge Verschwiegenheit.

Unter solchen Uebungen erschien endlich der fünfte Mai 1760, welcher zur Abreise festgesetzt war. Um sieben Uhr Morgens verließ Tychsen mit seinem Röper zum andernmal Halle, nun mit reiferer Erfahrung und vermehrter Umsicht, und zog durch Anhalt, die Mark Brandenburg, Meklenburg, Lauenburg, Lüneburg, Lippe und Hessen an den Rhein. Im rheingräflichen Städtchen Dhaun verweilte er unter andern auf dem Kuhmarkte, wo er eine zahlreiche Judenschaft in Handelsgeschäften versammelt fand. Sofort ward eine Unterredung angeknüpft *):

Tychsen: Habt ihr gut Glück auf dem Jahrmarkt gehabt?

Juden (mit Achselzucken): Kaum des Redens werth. Womit handelt er denn?

T. Mit der heiligen Schrift.

J. Die Waare ist gut, doch damit kann man nicht Weib und Kind ernähren.

T. Aber die Seele.

J. Da hat er Recht.

*) Hartmann O. G. T. oder Wander. u. s. f. 1 B. S. 56.

Tychsen setzte sich nun auf eine steinerne Mauer und versammelte einen Halbkreis von Zuhörern um sich. Er hatte die Bahn gebrochen, um von den Vorzügen der menschlichen Seele vor dem Leibe zu reden und wie man am besten für das Heil derselben zu sorgen habe. Mit Aufmerksamkeit hörten sie ihm zu, und schieden von ihm mit dankbarer Rührung, doch unbekehrt.

Eine andere Gelegenheit, welche sich dem Redner darbot, das Eine zu empfehlen, was Noth thut für die verirrten Schaafe der zerstreuten Heerde Israel, führte ihn von den Kälbern und Kühen des Viehmarkts auf die Opfer des alten Testaments und auf den Opfertod des Erlösers. Ein Strom biblischer Sprüche ergoß sich in seine Rede, welche eine ernstliche Ermahnung zur Buße und Bekehrung beschloß. Keiner wagte zu widersprechen, so zahlreich sich auch der Same Abrahams vom ganzen Viehmarkte versammelt hatte. Ja sie rissen sich sogar um seine Schriften, welche er nun auskramte, so bald sie erfuhren, daß diese unentgeltlich ausgegeben würden. Ein alter Rebbi, Namens Joseph, aus Raunen, welcher herbeigerufen war, schalt die Juden, daß sie ihm die ketzerischen Schriften nicht ausliefern wollten.

„Rebbi," sprach Tychsen, „ist das ein winsches (ketzerisches) Buch, welches nichts enthält, was nicht aus der Schrift bewiesen wird?"

Als der Rebbi verstummte, rief ein hinter ihm stehender Christ: Rebbi, kelt! er bekehrt dich? und lachte laut. Darauf folgte eine glückliche Strafpredigt aus Tychsens Munde, welche allgemeine An-

dacht und Rührung verbreitete. Er unterredte sich dann mit ihnen über die Beschneidung des Herzens und über die Auferstehungslehre. Eine Menge alberner Einwürfe und Mährchen, welche der Rebbi hierbei aussprudelte, wurden beseitigt, und der fromme Wunsch, daß das Heil der Erlösung sich auch über das Volk Israel verbreiten mögte, setzte der Buß- und Bekehrungsrede die Krone auf.

Gerührt nahmen alle Juden Abschied von dem Redner, die Christen lauschten, was sein Eifer gefruchtet hätte, und der ganze Vorgang erregte ein solches Aufsehen, daß die Gräfin Christiane unsern Tychsen in ihren Lustgarten zu sich berief, um sich durch ihn über Inhalt und Zweck seiner Rede zu unterrichten. Er war mit ihr im eifrigen Gespräche begriffen, als die alte Rheingräfin Luise zutrat und einfiel: er hot kewaltick keschmust!

Als Tychsen in Pyrmont angekommen war, fühlte er sich berufen, einen angeblichen Rebbi zu besuchen, welcher krank sein sollte. Er suchte das Herz desselben für den himmlischen Arzt zu gewinnen, welcher unsere Schmerzen getragen, und erschöpfte sich fast im Ergusse kernhafter Bibelsprüche. Der Rebbi blieb kalt wie Eis. Bald ergab sich, daß Tychsen betrogen und der Kranke ein verkappter, vom Nervenschlage getroffener Kapuzinermönch war.

Jetzt begegnete ihm der wahre Rebbi Hirsch auf der Straße, und klagte über Gliederschmerzen. Theilnehmend fragte ihn Tychsen: ob er nicht Hülfe suchen

wolle bei dem himmlischen Arzte? Sobald ich wieder gesund sein werde, antwortete Jener.

Einer Unterredung müssen wir hier noch gedenken, die Tychsen zu Pyrmont mit einer Jüdin hielt, welche ihm einen Rock zu Kaufe bot.

Tychsen: Hat sie das Beged oder Malbusch Jescha (das Kleid des Heils), so kaufe ich es.

Jüdin: Nein.

T. Weiß sie mir's nicht zu verschaffen?

J. Gehe er nach Amsterdam und lasse er sich beschneiden, so hat er Olam Habba (Theil an der künftigen Welt).

T. Wo steht das in der Mikra (Bibel)?

J. Das wird er von den Juden in Amsterdam schon hören.

T. Wird denn Keiner in Olam Habba kommen, der nicht die Mileh (Beschneidung) hat?

J. Nein.

T. Sie hat ja keine.

J. (nach einem Augenblicke der Verwirrung) Wenn ich mich bade, Licht putze, so ist dies eben so gut. — U. s. f.

Wer bedauert nicht einen Mann von so gründlicher Gelehrsamkeit in solchem Berufe! Nirgends Bekehrung, selten Dank, überall Nahrung für den Dünkel des Zuhörers, welcher den gelehrten Christen hier in seiner Mundart reden hört, und vielleicht nur deshalb ihm einige Minuten seine Aufmerksamkeit widmet. Es ist zweckmäßig und gut, dem Juden, welcher sich dazu gedrungen fühlt, den Uebergang zum Christenthume nach Möglichkeit zu erleichtern; aber zweckmäßiger und besser wäre, wenn Tychsen darin Recht hat, daß Eisenmenger in seinem entdeckten Judenthume die Greuel rabbinischer Satzungen noch lange nicht erschöpft habe, daß der Same Abrahams, wie unlängst verlauten wollte, einen neuen Gottesmann aus seiner Mitte erkieste, und das gelobte Land wieder eroberte, wo seine Erzväter ruhen. So lange die Bildungsanstalten des Volkes Israel ihre Wirksamkeit noch nicht alle über die Gegenstände des menschlichen Wissens verbreiten, welche in den christlichen Schulen abgehandelt werden, und der Wucher die vornehmste Nahrungsquelle dieses Mistels am Baume unserer Staatsverfassung bleibt, ist wenig Nutz und Frommen von diesen Fremdlingen unter uns zu erwarten. Was an einigen Orten von rechtdenkenden Juden für das Bessere geschehen ist, wie in Dessau, Berlin und Breslau, ist ein kleiner Anfang zu dem Riesenwerke der Methamorphose des jüdischen Volks.

Tychsen kam am 21sten September 1760 zum andernmal nach Halle zurück, ohne jedoch diesmal lange dort verweilen zu wollen. Auch auf dieser zweiten Apostelreise war kein verstocktes Herz bekehrt, und wiewohl der Eiferer wider das Judenthum eingestehen mußte, daß er keinen Erfolg seiner Mühen gesehen habe, so

wollte das Feuer der Bekehrungslust doch nicht ganz erkalten. Was ihm blieb von seinem frommen Beruf und Streben, war ein heiliges, stilles Sehnen nach dem Erlöser und ein weiches, religiöses Gefühl, welches sich auch bei geringem Anlaß in lange Gebete ergoß. Aber auch die Verzagtheit und Hoffnungslosigkeit, aus eigner Kraft etwas Bedeutendes zu Stande zu bringen, durch sich selbst sich aufzurichten in mißlichen Lagen des Lebens, war zum Theil eine Folge seines eiteln Bemühens für einen, nach seiner Meinung so edeln und herrlichen Zweck. Allein je weniger Vertrauen Tychsen zu sich selbst hatte, desto mehr setzte er in Gott und Jesus Christus. Seine skrupulösen Bedenken giengen so weit, daß er sich mit Cellarius Vorwürfe machte, den heidnischen Schriftstellern zu viel Zeit gewidmet zu haben, welche er der Unterhaltung mit Gott geraubt. Der Gedanke an den Tod und das jüngste Gericht mußte dann seinen feierlichen Entschluß unterstützen, den Trieb nach weltlichen Büchern bei ihm zu unterdrücken. Aber gerade in der Vernachlässigung der klassischen Literatur seit 1760 finden wir einen der hauptsächlichsten Gründe, warum Tychsen sich niemals zur freien Forschung und unbefangenen Ansicht anderer Schriften erheben konnte. Mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit floh er dann auch weltliche Zerstreuungen, z. B. das Kartenspiel, und nährte seine kränkelnde Phantasie stets mit süßen Bildern von der Liebe des Gekreuzigten und des Vaters im Himmel. Die Pietistenschule zu Halle hat vielleicht nie einen empfänglicheren und treueren Schüler gehabt, als diesen Tychsen; denn wie der Aberglaube seiner Eltern und die früheren Bebindungen mit Sticht und Cilano diesen Sinn geweckt, seine Lehrer und Freunde zu Halle, namentlich Callenberg und Franke ihn genährt hat-

ten, so befestigten ihn in seiner Dauer Tychsens spätere Verbindungen mit dem Probst Adler zu Altona, mit dem Staatsminister von Brandt zu Kopenhagen und mit seiner zum Pietismus hinneigenden Gattin, welche wir bald näher kennen lernen werden.

Die Zeit läuterte indessen diese Religiosität von den Schlacken der Frömmelei, welche ihren Ruhm im Heiligenscheine sucht, ohne der Welt durch Rath und That wirklich nützlich zu werden. Gewissenhafte Erfüllung seiner Pflichten, Wohlthätigkeit und unterbrochenes Fortarbeiten im Gebiete der theologischen Wissenschaften, waren Tychsen heilig. Doch blieben von seinen Studien die Schriften der Neuerer ausgeschlossen, welche allmählig unter dem verdächtigen Namen der Rationalisten und dem noch verächtlicheren der Naturalisten aus dem Schooße der Altgläubigen ausgestoßen worden sind. Es ist kaum denkbar, daß ein Mann von so überspannt religiösem Gefühle und einer fast zerschmelzenden Hinneigung zu Gott und dem Erlöser dem Geiste freier Forschung gehuldigt haben sollte. Und da ein tief eindringender Scharfsinn dem sonst so gelehrten Manne gerade am meisten ermangelte, so blieben seine theologischen Ansichten stets eingezwängt in den engen Panzer des orthodoxen Lutherthums, von welchem er kein haarbreit abwich. Wir finden hier die Bequemlichkeit wieder, welche, von einem guten Gedächtnisse begünstigt, die Mühe der Selbstdenker haßt und scheuet, und mit dem Katechismus abgefunden ist, wo diese sich in den Tiefen ihrer historisch-kritischen Forschungen verlieren. Biblisch paläographische und orientalisch-philologische Gegenstände beschäftigten Tychsen als Gelehrten fast ausschließlich, weil er in diesem Felde ganz zu

Hause war; aber weil es ihm an eindringlichem Urtheil und Freiheit des Geistes fehlte, so waren auch hier seine Hypothesen oft Irrlichter, durch welche nur er sich blenden ließ. Der jüdische Schulwitz, welchen er durch mündliche und schriftliche Unterhaltung mit so vielen Rabbinen eingesogen hatte, schimmerte durch seine Ansichten alttestamentlicher Vorgänge, und das neue las er nur als frommer Laje.

Tychsens frommer Sinn, seine Gelehrsamkeit und sein heiliger Eifer hatten ihn unter andern durch den Abt Steinmetz zu Kloster Bergen bei Magdeburg auch dem Herzoge Friedrich von Meklenburg Schwerin empfohlen. Dieser Fürst, von gleichen Gefühlen beseelt, trug Tychsen eine Magisterstelle auf der neu errichteten Universität Bützow an, während dessen er den guten Röper zum Pfarrer bestellte. Nachdem daher Tychsen in Halle einige Zeit verweilt und seine Angelegenheiten geordnet hätte, gieng er zu dieser neuen Bestimmung ab, und begann mit 200 Rthlrn. Jahrgehalt die akademische Laufbahn. Döderlein, damals noch in Rostock, aber zum Professor der Theologie nach Bützow bestimmt, und Callenberg, Tychsens vormaliger Lehrer und beständiger Freund, hatten ihn vorzüglich dazu ermuntert. Franke und Callenberg in Halle waren nicht damit zufrieden, und Tychsen selbst wünschte 1762, ein Jahr nach dem Antritt seines akademischen Berufs, durch mancherlei unangenehme Erfahrungen in seinen nächsten Umgebungen beleidigt und gedrückt, durch Mangel und Sorgen, welche er auf der wenig begünstigten Anstalt zu Bützow nicht zu besiegen vermogte, diesen Ort wieder zu verlassen. In diesem Vorsatze fühlte er sich um so mehr bestärkt, da er 1761 durch einen

hebräischen Brief von einem bei den preußischen Truppen befindlichen portugiesischen Juden, Namens Israel Pinto, in die größte Angst versetzt ward, wahrscheinlich weil einige von ihm durch Entzifferung jüdischer Briefe entdeckte Geheimnisse laut geworden waren. Inzwischen empfahl sich Tychsen dem Schutze seines Landesherrn, und fand eine Zuflucht in der Zurückgezogenheit. Ein anderer Umstand, welcher ihm seinen Standpunkt verleidete, war der erbärmliche Zustand der kaum errichteten Universität, deren Lehrer ein ganzes Jahr ohne Besoldung geblieben waren, und den wenigen Studenten dennoch freie Vorlesungen halten sollten. Tychsen würde unter der Last seiner Schulden erdrückt worden sein, hätten sich nicht jetzt seine fürstlichen Gönner und Seelenverwandten des armen Mannes angenommen.

Mit ihrer Beihülfe, namentlich von seinem Herzoge, welcher bei Tychsen mit vielem Erfolge das Hebräische erlernte, und von der frommen Fürstin von Ostfriesland unterstützt, verließ er 1762, um sich den Nachstellungen der Preußen zu entziehen, Bützow und gieng nach Hamburg, Lübeck, Tondern, welches er jetzt zum letztenmal besuchte und von da in drittehalb Tagen nach England über. Hier landete er in Customhouse zu London, um sich daselbst einige Wochen aufzuhalten, knüpfte aber nirgends wichtige Bekanntschaften von Erfolg und Dauer, sondern kehrte bald darauf nach Ritzebüttel zurück, wo er nach einer ungünstigen Fahrt von acht Tagen anlangte. Die Frucht seiner Reise waren sechs Centner orientalischer Schriften, zum Theil von Bedeutung, aber auch eine geschwächte Gesundheit. In Bützow blühete sein Glück noch immer nicht. Seine Anstellung durch den Landesfürsten, ohne

Vermittelung des Grafen von Bassewitz, der, wie noch jetzt die Herren von der Ritterschaft in Meklenburg-Schwerin, damals am Hofe großen Einfluß behauptete, und die engere Verbindung mit dem vielfältig angefeindeten Döderlein waren Grund genug, Tychsen alle seine Gesuche um Verbesserung seiner Lage zu vereiteln.

Im Jahre 1763 sehen wir den Magister Tychsen daher mehr auf Reisen in Meklenburg und Holstein, als in Bützow, vielleicht der kümmerlichsten Anstalt, welche je den Namen einer deutschen Hochschule geführt hat. Erst 1764 am 14ten April erhielt er die ersehnte ordentliche Professur der morgenländischen Sprachen mit 300 Rthlr. Gehalt, immer noch zu wenig, um ihn, selbst wenn er bei dem Entschlusse beharrte, unverheirathet zu bleiben, anständig zu ernähren. Im Mai 1765 erwärmte jedoch der mildere Frühling sein bis dahin für alle sinnliche Lust erstorbenes Herz durch das Feuer der Liebe. Aber auch diesmal war es ein verwandter Geist aus der Sphäre der Frommen, in der Tychsen lebte, welcher ihn in zwiefache Fesseln schlug.

Magdalene Sophie von Tornow, welche den kranken Professor, aus ächt religiösem Mitgefühl für den leiden Eiferer zum Ruhme des Evangeliums, sorgfältig gehegt und gepflegt hatte, überzeugte ihn von der Nichtigkeit des Cölibats und heilte sein verlassenes Herz von dem Wahne, in abgeschiedener Selbstbeschauung das Glück des Lebens zu finden. Dankgefühl und die innige Ueberzeugung von dem Werthe seiner Wohlthäterin, durch deren Beistand er nach einigen Monaten zur neuen Thätigkeit vom Krankenlager erstand, scheuchten seine natürliche Schüchternheit und bestimmten

ihn, um die Hochverehrte anzuhalten, obgleich diese um vieles älter war, als Tychsen. Seine Bitte fand leicht Gehör; schon im Mai 1765 wurde die Verlobung gefeiert. Aber kaum war dies ruchbar geworden, so schleuderte der adliche Oheim des Fräuleins, welches aus einer altadlichen Familie stammte, einen glühenden Bannstrahl gegen die pflichtvergessene Nichte. Der erbausiche Brief, welcher als ein originelles Aktenstück zur Geschichte der Vorurtheile und Narrheiten nicht zu überstehen ist, war mit diplomatischer Genauigkeit folgender *):

Meine liebe Cousine,

Mit der größten Bestürzung habe ich erfahren müssen, daß Sie sich entschließen können, bei ihren bereits in die vierzig gehenden Jahren zu einer Mißheirahtzu schreiten. So viele Jahre hat die erbarmende Liebe Gottes ihr erhalten, daß Sie Ihre Renommée nicht verloren und der ganzen Familie keinen Schimpf gemacht. Und nun, da die Jahre da sind, da man doch des Freyens Lust sich von selbst zu begeben pflegte, soll das Sprüchwort an Ihr erfüllt werden, daß das Alter der Thorheit nicht schade. Ich höre zwar, daß derjenige, dem sie ihr Herz zu widmen gedenkt, von Herzen Gott fürchten soll. Wie kann aber dieses damit bestehen, daß man der Ordnung Gottes entgegenhandelt **)? Gott selbst hat Stände nach dem kläglichen Sündenfalle geordnet, und sogar bei

*) Hartmann am angef. O. 1 B. S. 126.

**) Der Oheim hat die Stelle 1 Mos. 1, 26. unstreitig anders ausgelegt, als Tychsen.

den Israeliten, als dem eigenthümlichen Volke Gottes, war der ausdrückliche göttliche Befehl, daß keiner außer seinem Geschlecht und Stamme heirathen durfte. Ich weiß recht wohl, daß dieses eine weit höhere Ursache noch hatte. Indessen ist dieses doch davon nicht auszuschließen, daß die von Gott gemachte Ordnung der Stände beym Heirathen heilig beobachtet werden muß, und das Gegentheil sich niemals Gottes Seegen trösten kann. Fürchtet derselbe redlich Gott, so glaube ich gewis, daß er sich niemals unterstanden haben würde, Ihr anzusprechen, sondern ich und ein jeder vernünftige (?!) Mensch muß nothwendig glauben, daß sie ihm auf eine nicht rühmliche Art darzu selbst Gelegenheit gegeben habe. Wegen seiner Gottesfurcht würde ihn also allemal hochschätzen, aber als einen Vetter werde ich so wenig, als ein einziger in der Familie ihn erkennen, und ihre Person wird in der Familie nie als eine Verwandtin angesehen und angenommen werden.

Und was kann Ihr zu einem solchen Entschluß bringen? Nicht die Armuth, denn sie hat viele ihres Gleichen, welche noch weniger haben und dennoch lieber (?) unverheirathet bleiben, und sich honorable durchhelfen. Nach dem in Gottes Händen stehenden Ableben meiner geliebtesten Schwester erhält sie so viel, daß sie völlig auskommen kann. — Wofern meine seelige Schwester *) es vor ihrem Ende erfahren hat, so fürchte ich sehr, daß es mit eine Ursach ihres Todes gewesen. Denn ich weiß, wie sehr sich dieselbe die Hei-

*) Diese war kurz zuvor am 13ten Mai gestorben.

rathsumstände ihres seeligen Bruders *) zu Gemüte gezogen. Und obgleich ihre liebe Mutter ihre abgedrungene Einwilligung hat geben müssen, so kenne ich derselben Denkungsart, die sie mir in Vertrauen von ihrem seligen Sohne entdecket, und nach dessen Tode öfters gesagt: Gott hätte ihn darum so zeitig von der Welt genommen, weil er sich zum Spectacul der Welt gemacht, und bey keinem seiner Verwandten mit freiem Muthe kommen dürfen. Bedenke sie daneben, daß, wenn sie auch mit dem Professore Zeit seines Lebens Brodt hat, wie wird es darnach gehen, wenn — Kinder erfolgen, und sie Wittwe werden sollte? — Wie wird es denn aussehen? Denn einmal ist sie so denn schon nicht mehr verwandt, sondern hat sich selbst selbst aus der Familie ausgestoßen. Und andern Theils sollte sie sich doch wohl an dem Exempel ihres seligen Bruders spiegeln, da Gott ihm alle seine Kinder vor seinen Augen wegnahm, und gleich darauf frühzeitig über sein Leben gebot. — Noch ist's Zeit, umzukehren. Fürchtet der Professor Gott: so wird er von selbst von ihr ablassen, wenn sie es ihm vernünftig vorstellt, und sich eine Ehegattin von seines Gleichen nehmen. — Sollte sie aber meinen wohlgemeinten Rath und Warnung nicht annehmen: so ist dieses das letzte Mahl, daß ich ihr als Cousine nenne und erkenne, und die ganze Familie wird sich ihrer zu schämen Ursach haben und als eine verstorbene Person ansehen. Ich wünsche, daß sie dieses mit der Liebe annehmen möge, aus welcher es redlich geflossen, und daß sie auch zugleich die

*) Er hatte ein Kammermädchen geheirathet.

schuldige Pflicht in Gehorsam beweisen, da ich alsdann nie aufhören werde, zu sein — Meiner lieben Cousine treu verbundener und ihr zärtlich liebender Oheim (vom 19ten Mai 1765).

Diese wohlgemeinte (!) Warnung machte auf das jungfräuliche Gemüth so wenig Eindruck, daß am 2ten August bereits die Hochzeit gefeiert ward, und nach Jahresfrist das Kleeblatt durch ein Knäblein vollzählig wurde, welches der glückliche Tychsen Andreas taufen ließ. Sein Stern schien jetzt mit ungetrübtem Glanze sich dem Scheitelpunkte zu nähern, denn am 29sten Januar 1767 ward ihm auch die durch Carpovs Tod erledigte Besoldung von 500 Thalern zugesichert und unvermuthet der ganze Rückstand an Gehalt nachgezahlt. Tychsens Verhältnisse erheiterten sich, seitdem er 1766 zum erstenmal das Rektorat verwaltet hatte, und er würde nun, im Besitz einer wirklich geliebten Gattin und eines blühenden Söhnleins der glücklichste Mann auf Erden gewesen sein, mischte nicht ewig der bittere Wermuth sich in die Schaale, welche vom Nektar überströmen will. Am 14ten Oct. empfiengen ihn die Juden in ihrer Synagoge noch mit einem Mischeburach (Seegensspruch) für ihren Morenu (den höchsten rabbinischen Ehrentitel) seine Gattin und sein Kind; am 20sten Dec. streckte das Schrecken über einen vom Winde mit Heftigkeit gegen die Fenster geschleuderten Laden seinen einzigen Sohn durch einen Schlagfluß halb todt auf's Krankenlager, und vernichtete mit demselben auf immer die einzige Hoffnung der schwer geprüften Eltern. Durch Gebet und gelehrte Grabschriften suchte der bekümmerte Vater sein blutendes Herz zu kräftigen, Ersatz ward ihm nur in der treuen Liebe

und Häuslichkeit seiner treuen Gattin, mit welcher er, durch ihre wissenschaftliche Bildung und Buchstabenkenntniß der griechischen und mehrerer morgenländischen Sprachen in seinen gelehrten Arbeiten unterstützt, über vierzig Jahre glücklich verlebte, seit 1768 durch die Beerbung seiner zu Wismar verstorbenen Schwiegermutter auch über die Sorgen des äußern Lebens erhoben.

Seine Tage flossen ihm seit dieser Zeit friedlich hin gleich einem stillen Bächlein, welches nur selten von andringendem Windeswirbel getrübt wird. Die meisten seiner Stunden blieben seine ganze Lebenszeit hindurch ausschließlich dem morgenländischen Sprachstudium oder verwandten Forschungen gewidmet, und wo mit den männlichen Jahren in dem Leben des Helden glänzende Thatenreihen beginnen, da erwartet uns hier eine über funfzig Jahre lang ununterbrochene Folge gelehrter Arbeiten aus dem unzugänglichsten Gebiete ächt wissenschaftlicher Untersuchungen. Der Leser entscheide am Schlusse dieser Schriftfolge, ob und wieviel mehr Muth und Ausdauer im Kampfe dazu gehöre, mit Aufbietung aller hebräischen, arabischen, talmudischen, rabbinischen, syrischen Gewährsmänner und was der Orient sonst noch für Zungen hat, ein Heer grundgelehrter und hartnäckiger Feinde aus dem Felde zu schlagen, als einen Gewaffneten im Faustkampfe. Wir müssen uns begnügen, die seit dem Antritte des akademischen Lehramts zu Bützow von Tychsen abgefaßten Schriften nach ihrem Hauptinhalte nachzuholen, und aus den übrigen in ihren mannigfaltigen Beziehungen ein Bild des Schriftstellerlebens unseres Helden zu entwerfen, nachdem sein gelehrter Freund und Kollege, der Herr Konsistorialrath und Professor Hartmann zu Rostock,

uns mit einem schätzbaren Gemählde der Tychsenschen Gelehrsamkeit beschenkt hat.

Die 1763 erschienenen elementa dialecti rabbinicae (Anfangsgründe des rabbinischen Dialekts) lieferten, ohne erschöpfende Benutzung der Vorarbeiten, namentlich von Danz, eine Auswahl des Wissenswürdigsten.

1765 ließ Tychsen die disputatio hist. phil. crit. de pentateucho ebr. samaritano (historisch philolog. kritische Streitschrift über den hebräisch samaritanischen Pentateuch) drucken, welche der hebräischen, mit samaritanischen Buchstaben geschriebenen Handschrift des Pentateuchs den ihr von Andern beigelegten hohen Werth abspricht, eine Behauptung, die ihrem Urheber noch nach zehn Jahren mancherlei Streithändel zugezogen hat.

Von 1766 bis 1769 schrieb Tychsen die Bützowschen Nebenstunden, eine Zeitschrift, in welcher folgende Materien von ihm einer nähern Untersuchung gewürdigt wurden:

1. Jüdische Lehren und Religionsgebräuche. Z. E. jüdische Eide, Zeugenverhöre, Kalender u. dgl. Die gröbsten Entstellungen z. E. in den Angaben christlicher Fest- oder Kirchentage wieß er hier aus dem Altonaer jüdischen Kalender von 1768 nach, wo man statt Allerheiligen — aller H—r—n, statt dominica trinitatis — die unflätige Dreieinigkeit und ähnliche Lesarten findet, ein Unfug, welchen die jüdische Gemeine zu Altona mit 1000 Thalern und strenger Censur büßte.

2. Lästerungen gegen die Person Jesu, christliche

Gelehrte und Laien, aus jüdischen Schriften nachgewiesen und beleuchtet.

3. Geschichtliche Untersuchungen über die meklenburgische Judenschaft.

4. Uralte jüdische Grabschriften und paläographische Untersuchungen ähnlichen Inhalts.

5. Variantensammlungen aus Handschriften und

6. Beschreibungen von Bibelausgaben.

Cilano und andere gelehrte Freunde versicherten dem guten Tychsen, daß sie seine Nebenstunden mit Vergnügen läsen; das Volk Israel, wie sehr es dem Manne huldigte, welcher so helle Blicke in die verborgensten Tiefen seiner Weisheit gethan hatte, konnte den Eiferer nicht lieben, der seine alten Sünden mit so unerbittlicher Strenge an das Licht zog, und mit nimmer rastender Feder verfolgte. Oft waren daher auch die Griffel seiner jüdischen Gegner in Galle getunkt. Als aber Tychsen 1768 einen Aufsatz „über die Verschwendung bei den jüdischen Sabbathmahlzeiten" in den Schwerinschen Intelligenzblättern (St. 43 — 45) abdrucken ließ, erfolgte sogar eine allergnädigste Anweisung von der Regierung, solche Abhandlungen für die Nebenstunden aufzusparen. Diesen aber gieng es noch schlimmer; sie wurden am Hamannsfeste von der versammelten Judenschaft, wie der Verfasser einst in Altona, tüchtig ausgeklopft.

Das konnte jedoch den heiligen Eifer nicht stören,

die Quellen des Heils ferner und immer tiefer zu ergründen. Seit 1769 erschienen Nachrichten von Tychsen über biblische Handschriften, ihre Eigenthümlichkeiten in den Punkten, Randglossen und Gegenstände ähnlichen Inhalts, z. E. „über das Alter der hebräischen Punkte" ein Fehdehandschuh, welcher von den Recensenten mit Hast ergriffen ward und Anlaß gab zu manchem ärgerlichen Zwiespalt. Was inzwischen bei Christen und Juden auf der einen Seite verdorben war, das wußte der Vielbelesene auf einer andern bald wieder gut zu machen. War er seit dem Antritte seines Lehramts zu Bützow mit den berühmten Orientalisten des In- und Auslandes, einem Faber, Simone Assemann, Professor in Padua, Sylvester de Sacy zu Paris, de Rossi zu Parma, mit Schnurrer, Adler und vielen Andern in einen Briefwechsel getreten, welcher ihm an Porto nach Spanien, Portugal, Sicilien und vielen näher gelegenen Gegenden jährlich über hundert Thaler kostete; so wurden darum seine Verbindungen mit den Juden nicht abgebrochen. Tychsen setzte den eifrigen Briefwechsel mit den Rabbinen stets fort, und errang sich dadurch Diplome, welche ihn selbst zum Rabbi stempelten. Wie seine Briefe die Gelehrten des Volks Israel in Europa, Asien und Afrika heimsuchten, so fand ihn der pilgernde Same Abrahams aus den entferntesten Erdenwinkeln, selbst von Jerusalem, und schied mit Empfehlungen aus seinem Hause. Seine Vorliebe für das Rabbinische und Hebräische war so groß, daß er nur in diesen Sprachen dichtete, selbst Gelegenheitsgedichte zum Geburtstage adlicher Damen oder seiner ehrwürdigen Lehrer Sticht und Cilano, welche dann nicht anstanden, ihm das Abgeschmackte darin aufzudecken.

Nützlicher waren Tychsens Beantwortungen gerichtlicher Antworten in jüdischen Prozeßangelegenheiten und Wechselgeschäften, Uebersetzungen wichtiger Briefe und Deutung unter Juden abgeschlossener Verträge von Wichtigkeit. Hier erwarb er sich nicht selten den Dank dieser morgenländischen Fremdlinge unter uns, und Lobgesänge in rabbinischer und jüdischdeutscher Sprache feierten dann seinen Namen. Mit solchen Ergüssen der orientalischen Muse war er früher schon bei seiner Anstellung zu Bützow und zur Hochzeitsfeier überschüttet worden. Doch verdankte Tychsen, und das hatte mehr Werth für ihn, seinen vielfältigen Verbindungen mit den heutigen Sprößlingen vom Stamme Israel mancherlei kostbare Schriften und Kunstwerke, aber auch Aktenstücke, welche ihn selbst mit den gefährlichsten Lehrsätzen der Juden, ihren Eid und andere Verhältnisse zu den Christen betreffend, bekannt machten. Einst wurde ihm auf solchen Anlaß ein Gebet zugestellt, welches täglich in den Synagogen zum Besten des jüdischen Mörders einer Christin gehalten wurde, und den Verbrecher als einen heiligen, reinen Märtyrer der göttlichen Gnade empfahl, obgleich dieser gerädert werden sollte. Die grausamen Grundsätze, welche er als Frucht seiner, Eisenmengers entdecktes Judenthum an Gründlichkeit noch übertreffenden Bemühungen um Aufklärung des Judenthums bekannt machte, deren Wahrheit wir inzwischen ihm selbst zu verantworten überlassen, waren z. E. *):

*) Aus einem Briefe an den Herrn Geheimerath v. Dohm in Berlin vom 24sten Februar 1785.

1. Wir sind das eigenthümliche Volk Gottes.

2. Alle Nichtjuden sind gegen uns weniger als nichts.

3. Raub und Irrthum unter Nichtjuden zu befördern ist erlaubt.

4. Der Beste unter ihnen ist zum Umbringen u. s. f.

Zum Beweise des dritten Satzes führt er selbst das Beispiel eines als Doctor der Arzneigelehrsamkeit zu Bützow promovirten Israeliten aus Kopenhagen an, welcher Tychsen um eine ihm vorgeliehene nicht unbedeutende Geldsumme betrog, und ihm zu schreiben sich erfrechte: gesel goi muttar (Nichtjuden zu berauben, ist erlaubt).

Mancher Feind, geringer Vortheil, doch der größte Ruhm erwuchs Tychsen, nachdem er 1768 seine abbrev. hebr. suppl. I et II, einen Schatz von Gelehrsamkeit über rabbinische Abkürzungen enthaltend, hatte abdrucken lassen, aus seinem langwierigen Kampfe gegen Kennikott und dessen vornehmsten Mitarbeiter, Paul Jacob Bruns.

Kennikott, ein gelehrter Engländer, war 1718 in Devonshire geboren und zuletzt Professor zu Oxford. Durch die kritischen Vorarbeiten von Morinus und Capellus (critica sacra) angeregt, hatte er siebzig Handschriften des alten Testaments verglichen, und darauf „the state of the printed hebrew text“ (Untersuchungen über den Zustand des hebräischen Grundtextes) in zwei

Ausgaben 1753 und 1760 an das Licht treten lassen. Dieser Anfang des kritischen Bibelstudiums hatte ihn auf den Einfall gebracht, den Grundtext des alten Testaments für verstümmelt und verfälscht zu erklären, nachdem man denselben im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert mit der Masorah (den Bemühungen jüdischer Kritiker Masorethen) in Uebereinstimmung gebracht hatte. Bedeutender als diese gewagte Behauptung war die Verheißung, aus der Vergleichung und Benutzung aller nur zugänglichen Handschriften, Uebersetzungen und seltnen Ausgaben den reinen Text der biblischen Bücher a. T. mit Unterlegung der Hooghtschen Ausgabe wieder herzustellen, wozu der riesenhafte Plan und Entschluß aus Kennikotts Geiste geboren ward. Seit 1760 begann die Variantensammlung aus 600 hebräischen, 17 samaritanischen Handschriften und 55 alten Bibelausgaben, anfangs durch 500, dann durch 900 und endlich durch 1000 Pfund jährlicher Beisteuer Aller, welche von dem Unternehmen etwas Außerordentliches erwarteten, unterstützt; dem weitberufenen Kennikott und seinen Mitarbeitern, unter welchen Bruns durch seine Variantensammlungen zu Karlsruhe seit 1766, dann zu Paris, und nachdem er 1769 einen Vertrag mit Kennikott abgeschlossen, auf Reisen in Frankreich, Italien, Deutschland und Holland bis zum Jahre 1773, bei weitem das größte Verdienst erworben hat, wurden die seltensten und schönsten Handschriften eröffnet; aber sie zogen, zum Theil mit sehr flüchtiger Feder, auch die abweichenden Lesarten und unter diesen unzählige Schreib- und Druckfehler aus minder wichtigen oder gar entstellten Manuskripten. Um vor solchen Fehlgriffen zu warnen, trat Tychsen mit seinem tentamen de variis codicum hebraicorum veteris test. manuscr. gene-

ribus etc. nebst zwei Fortsetzungen an das Licht, nicht ohne die Absicht, Kennikotts stolze Verheißungen durch strengere Sichtung der Handschriften nach ihrem wahren Werthe zu ermäßigen, die Bemühungen der Masorethen und die Targumim (chaldäische Dolmetschungen des biblischen Textes) in Schutz zu nehmen, und — der seltsamen Lieblingshypothese das Wort zu reden, daß die siebzig Dolmetscher des alt. Test. aus einem mit griechischen Buchstaben geschriebenen hebräischen Codex übersetzt hätten.

Bruns war der erste, welcher Tychsens Widersprüche gegen Kennikotts pomphafte Verheißungen als sträfliche Bosheit deutete, vielleicht in der Ueberzeugung, daß alle Gehülfen jenes kritischen Unternehmens mit eben so viel Sachkenntniß und Gewissenhaftigkeit an das Werk gegangen seien, als er selbst. Ihm folgten andere Gelehrte, wie der Ritter J. D. Michaelis zu Göttingen, und mehrere Schriften von Tychsen schienen von der Geißel der Kritik gleichsam vernichtet zu werden. Dagegen vereinigten sich mit diesem andere streitbare Helden auf dem Kampfplatze der Sprachgelehrsamkeit, wiewohl die Vorfechter unter ihnen, Dr. Dresde und der Polterer, Dr. Piderit zu Kassel (letzterer am gründlichsten von Griesbach abgefertigt) nicht gerade das günstigste Vorurtheil wecken mögen. Nachdem aber das Werk für acht Guineen auf Subskription in zwei Foliobänden angekündigt, 463 Subskribenten unterzeichnet waren, und seit 1773 der Druck begann, traten nach und nach auch andere Kritiker, z. B. Teller, Dathe und sogar J. D. Michaelis mit bescheidenen Zweifeln hervor; jedoch blieb

Tychsen stets der hartnäckigste und derbste, vielleicht aber auch der rüstigste Gegner. Seine Zweifel verkündigten, außer den schon erwähnten Schriften, eine disputatio de codice hebr. samaritano, die Bützowschen Nebenstunden und ein lebhafter Briefwechsel mit Freunden und Feinden.

Sein erster offner Gegner, P. J. Bruns, welcher allein 350 Handschriften verglichen zu haben sich rühmen konnte, hub 1769 den Briefwechsel mit freimüthigen Vorwürfen gegen Tychsen an, dessen feindselige Ausfälle auf Kennikott und sein Unternehmen, daneben auch manchen andern Gegenstand der morgenländischen Sprachgelehrsamkeit betreffend.

Tychsen ließ in seinem Antwortschreiben der Absicht Kennikotts an sich Gerechtigkeit widerfahren, tadelte aber mit Bitterkeit die geringschätzige Behandlung des Grundtextes und das unvorsichtige Verfahren in der Veränderung der Lesarten. Nun räumte Bruns ein, daß Kennikott sich im Lateinischen unbehülflich ausdrücke, und verwieß auf die englischen Originalaufsätze. Tychsen aber, welcher sein Augenmerk mehr, wo nicht ausschließlich, auf die abgehandelten Materien gerichtet hatte, suchte mit unerschütterlicher Beharrlichkeit in der Anpreisung der Masorah die abweichenden Lesarten unter andern dadurch verdächtig zu machen, daß auch Christen Abschriften des hebräischen Grundtextes geliefert hätten, ohne jedoch diese Behauptung mit hinlänglichen Beweisen zu unterstützen. Bruns erwiederte: auch Handschriften von Nichtjuden könnten für seinen Zweck nutzbar sein, und wechselte allerlei Meinungen mit seinem Gegner über das Kri und Kthib; sogar über die

Dinte und die Farbe der Schrift in den hebräischen Handschriften mischten sich anfangs ernste, zuletzt spöttelnde Bemerkungen ein. Was aber der meklenburgische Widersacher des Bibelberichtigungsversuchs über Kennikotts Gewinnsucht und Prahlerei äußerte, blieb größtentheils unbeantwortet; Bruns überzeugte sich gar bald, daß auch ihn ein mons parturiens in Staunen versetzt hatte. Er bat sich lieber Verhaltungsregeln bei der bevorstehenden Untersuchung der hebräischen Handschriften aus, und legte Tychsen eine Reihe höchst schwieriger Fragen über jene Unternehmung vor, welche jedoch mit seinen letzten Briefen aus Lübeck und Oxford unbeantwortet geblieben zu sein scheinen.

Dagegen ergoß sich Tychsens Feder in ein tentamen de variis codic. hebr. veter. test. manuscriptis, Rostock 1772. 8, wieder eine Zurechtweisung über den Werth und die nöthige Eintheilung der hebräischen Handschriften, aus welchen abweichende Lesarten gezogen werden mögten, voll tiefer Gelehrsamkeit und reicher Belesenheit. Dieser Versuch erregte ungemeines Aufsehen. Währenddessen Faber zu Kiel sich im Lobe desselben nicht erschöpfen konnte, sprachen ihm Michaelis, Bruns, welcher des Verfassers Lieblingshypothese und andere Nebendinge darin mit Hitze verfolgte, und Dathe zu Halle allen Werth ab; treffend und unpartheiisch würdigte die Vorzüge und Mängel desselben nur der Kanzler Schnurrer zu Tübingen.

Wider alle seine Gegner trat der Bützowsche Löwenherz bald darauf mit seinem (von allen gegen dasselbe erhobenen Vorwürfen) „befreietem Tentamen,“ in welchem er, wiewohl oft zu hart, manche Blöße seiner

Gegner, vornehmlich Michaelis und Bruns, unerbittlich beleuchtet. Zur Strafe verfolgte der Professor Hassencamp zu Rinteln Tychsens Hypothese über einen mit griechischen Buchstaben geschriebenen Koder, nach welchem die LXX übersetzt hätten, in einer ihr eigends gewidmeten Schrift 1774 mit siegenden Gründen, leider in einer unwürdigen Sprache vorgetragen und daher um so weniger geeignet, den von der Richtigkeit dieser seiner Lieblingsidee noch dreißig Jahre später vollkommen überzeugten Tychsen zum Wanken zu bringen.

Noch eigensinniger und derber vielmehr zeigte er sich nun in seinem „Anhang zum befreieten Tentamen" Rost. und Leipz. 1776. 8. einer Nachlese zur Vertheidigung der obengedachten Hypothese, wieder ohne gründliche Beweise für dieselbe, aber dennoch von Gelehrsamkeit strotzend und Hassencamps Meister in Aufdeckung seiner Unkunde und falschen Gebrauchs der Quellen des Talmud. Je härter Tychsen hier gegen seinen Gegner ausfiel *), desto lobpreisender erhob ihn sein Verehrer, der seichte Kritiker Piderit. Daß Tychsen auch diesem Finsterlinge seine Bemühungen Dank wußte, zeugt von jener versteckten Eitelkeit, welche auch in wissenschaftlichem Wetteifer ihren Ruhm darin sucht, nur recht viele, wenn auch nicht immer die kenntnißreichsten Wortführer auf ihrer Seite zu haben. Was den Streit über Tychsens Lieblingshypothese anbetrifft, so wurde ihm diese Befriedigung nicht; nach und nach erhoben sich immer neue Gegner, wie Knapp und Dr. Stark,

*) Hartmann a. a. O. B. II. S. 98.

gegen welche er sie in Schutz zu nehmen hatte. Selbst seine Freunde Döderlein, Faber, Dresde zu Wittenberg und Schurrer erlaubten sich öfters Zweifel gegen diese und ähnliche Behauptungen, wo sie ihm in jedem andern Betracht vollkommen Gerechtigkeit widerfahren ließen: ein Beweis, daß jene Idee mehr auf der Einbildung ihres Erfinders, als auf sichern Gründen beruhete. Nur zwei eifrige Anhänger fanden sich außer dem lärmenden Piderit, welche Tychsen auch hier in Druckschriften beitraten: der zu Halle promovirte Dr. Graffmann (in seiner Inaugural-Dissertation) und der gelehrte Masch *). Diesen schlossen sich in ihren Urtheilen nun auch Semler **) und Dr. Crusius zu Leipzig an. Zahlreiche Privatbriefe, selbst von Gelehrten aus Paris und Madrid, priesen den Verfasser des Tentamens als einen Helden in der morgenländischen Literatur.

Damit war aber die Fackel des Krieges noch immer nicht gelöscht. Der Pränumerationsplan, welchen Kennikott bekannt gemacht hatte, erschien dem streitlustigen Tychsen als eine Ausgeburt gewinnsüchtiger Prahlerei. Mit Nachdruck verfolgte er darin die lobpreisenden Verheißungen als einen Köder der Unkundigen und die gerühmte Sorgfalt und Genauigkeit Kennikotts und seiner Gehülfen als ein falsches Vorgeben. Er warf ihnen vor, daß die hebräischen Handschriften ohne Auswahl verglichen und benutzt, die ächte Masorah

*) Le Longii bibl. sacra p. II. vol. II. praef. p. 33 sqq.

**) Apparatus ad liber. vet. test. interpretationem lib. 2 p. 248.

nicht durch Vergleichung der gedruckten mit der geschriebenen ausgemittelt und zum Grunde gelegt worden wäre ꝛc. Die ersten, welche Tychsen auch jetzt wieder beitraten, waren Dresde und Piderit, letzterer mit Schmähungen gegen seine Gegner, welche ihm Belobungsbriefe von hoher Ministerhand erwarben. Dadurch ermuntert, ließ dieser sich verleiten, 1776 an den Reichstag zu Regensburg, evangelischer Seits ein Schreiben einzureichen, in welchem er den Zustand der Religion in Deuschland ungefähr so schilderte, wie die Finsterlinge unserer Zeit ihn heutiges Tages schattiren. Die Reichsfürsten, damals nicht sehr empfänglich für solche Ohrenbläserei, nahmen die Zuschrift eben nicht gnädig auf; ja der Landesfürst von Hessen verfügte sofort die Absetzung des eifernden Verfassers. Noch bevor Tychsen diesem, seinem unermüdlichen Lobredner, auf dessen Bitte ein Unterkommen in den meklenburgischen Landen ausgewirkt hatte, ward derselbe begnadigt und aus Rücksichten gegen seine Familie wieder in sein Amt eingesetzt.

Aus solchen Händen flossen denn auch die epigrammatischen Verse Leipzig, 1776, aus welcher wir bei Hartmann folgende Strophen (2 B. S. 68) ausgehoben finden:

Herr Kennikott
Erbarm' es Gott!
Treibt mit der lieben Bibel Spott.
Er macht durch vieles Kritisiren
Daß wir die Wahrheit selbst verlieren.
Dies alles thut Herr Kennikott,
Erbarm' es Gott!

Dieser frommen Seufzer und seiner französischen, deutschen und italienischen Widersacher ungeachtet, ließ Kennikott das Probeblatt seiner neuen kritischen Bibelausgabe und 1776 zu Oxford auch den ersten Band derselben in folio erscheinen, leider ohne damit den hochgespannten Erwartungen seiner zahlreichen Freunde zu entsprechen. Tychsen wieß ihm nach, daß die Varianten zu den ersten sechzehn Versen des 1 Kap. der Genesis nichts als Schreibfehler wären, und erklärte die Sammlung der abweichenden Lesarten für durchaus unzuverlässig und über alle Erwartung fehlerhaft. Mit Bitterkeit rügte er die Zeit- und Geldverschwendung, und erklärte eben so unglimpflich die Ausgabe für völlig untauglich zum kritischen Gebrauche, nicht ohne mancherlei tristige Gründe. Der berühmte Eichhorn zu Göttingen, M. Hempel zu Leipzig und Professor Schulz zu Giessen stimmten Tychsens Urtheile bei; Michaelis und Hirt theilten Lob und Tadel, tiefer und gründlicher der letztere. Der gelehrte Schultens, Velthusen und A. aber stießen als unmäßige Lobredner des Kennikottschen Werks in die Posaune.

Inzwischen waren seit 1774 die bis 1783 fortgesetzten neun Bände Bützowscher kritischer Sammlungen, ein in vieler Rücksicht höchst geschmackloses und dürftiges Werk, von dem Konsistorialrath Reinhard und Tychsen gegen die geistvollsten Erzeugnisse berühmter Dichter, Aesthetiker und Theologen begonnen. Hierin beschloß Tychsen seine Gedanken über die von den Kritikern gefällten Urtheile über Kennikotts neue kritische Bibelausgabe niederzulegen. Er sah sich unter ihnen vorzüglich Michaelis und Schultens aus, und lieferte die Quintessenz ihrer Recensionen mit schätzbaren

Anmerkungen *). In derselben Zeitschrift züchtigte er bald darauf auch Kennikott selbst, welcher gegen Michaelis, seinen eifrigsten Beschützer, 1777 mit seinem lateinischen Briefe aufgetreten war, um die doch zum Theil harten Ausstellungen seines vormaligen Verehrers zu beseitigen und seine eigne Ehre zu retten. Tychsen schonte weder den einen, noch den andern, wohl wissend, wie sehr in der Hauptsache das Recht und die Wahrheit auf seiner Seite wäre. So wie die berühmtesten Männer der damaligen Gelehrtenrepublik ihm immer mehr beitraten, so suchten auch junge Männer, welche um einen Platz im Rathe der Geweiheten buhlten, Tychsens Freundschaft. Der oben erwähnte Graffmann war nicht der einzige, welcher den Verdiensten des hochgelehrten Mannes huldigte; auch der berühmte Reinhard, welchen wir in späteren Jahren als Oberkonsistorialrath zu Dresden wiederfinden, widmete ihm am 16ten März 1777 seine wittenbergische Inauguraldissertation **) in einem sehr verbindlichen Briefe, worauf er ein eben so ermunterndes Schreiben von Tychsen zurückerhielt.

Noch höher sollte der Ruf dieses unermüdeten Forschers steigen, als 1780 endlich der zweite Band von Kennikotts Bibelausgabe erschien. Tychsen erklärte dieselbe im Reichspostreiter 1781 für ganz untauglich

*) Im 4ten Bande 2. St. S. 353 folgde.

*) De usu et auctoritate versionis alexandrinae s. Hartmanns Vorrede zum 2ten Bande der Wander. d. d. mannigf. G. u. s. f.

zur Berichtigung des masorethischen Textes. Auch Michaelis, wie milde er sich auch ausdrückte, Eichhorn, der gründliche Kritiker von Beruf, Masch, Adler, Schnurrer und Schulz wußten fast mehr daran zu tadeln, als zu loben. Tychsens Geißel aber ruhete auch in seinen Briefen an ausländische Gelehrte nicht; gegen de Rossi gestand er unumwunden, daß ihm die Wahrheit mehr werth sei, als Bruns und Kennikotts Freundschaft. Bruns aber, welchen inzwischen ein Ruf nach Helmstedt geführt hatte, wurde bald darauf der Sache Kennikotts, der er vor Allen so lange das Wort geredet hatte, abtrünnig *), und erklärte nun, eingestehend: er sei durch Tychsens Einwürfe mißtrauisch gemacht, laut, daß Kennikotts kritische Bibelausgabe viele Varianten unrichtig angebe, und wenige ächte, wirklich nutzbare Handschriften verglichen worden seien; nun erst ließ er der Masorah Gerechtigkeit wiederfahren.

Mit blutendem Herzen sah Kennikott hier auch seinen eifrigsten Vertheidiger, Freund und Mitarbeiter scheiden. Noch suchte er ihn durch eine Zuschrift wieder zu gewinnen, welche fast mehr ihre persönlichen Verhältnisse betraf, als den Gegenstand des gelehrten Streits; der Abtrünnige aber wählte das Panier der Wahrheit zum Schilde, und sprach nun, was durch die That schon erwiesen war, in Worten aus: daß Mei-

*) In den greifsw. neuest. krit. Nachrichten 20 St. 1781 und in seiner Antrittsschrift: de eo, quod praestandum restat in lit. orient. Helmstedt. 4.

nungen und Ansichten dem Wechsel unterworfen wären. Schon seit längerer Zeit hatte Kennikotts Parthei die Seegel gestrichen; seitdem aber Bruns endlich (in Eichhorns Repert.), nicht sowohl dem Urheheber des großen Bibelwerks, als vielmehr dessen Kollatoren Unredlichkeit, Saumseeligkeit und Unwissenheit vorgeworfen hatte, sank sie, um sich nie wieder zu erheben. Tychsen, nun hochgefeiert und erfreuet über die Bekehrung seines thätigsten Widersachers, pflanzte nach vierzehnjährigem Kampfe die Fahne des Triumphs auf seine tentamina und kritischen Blätter, nicht ohne vielfältige Glückwünsche von Seiten seiner Freunde. Nachdem aber de Rossi 1782 seine Variantensammlung angekündigt und 1783, in Kennikotts Todesjahre, wirklich herausgegeben hatte, verließ Tychsen diesen Lorbeerhain auf immer.

Wir haben ihn in diesem Wetteifer der Schriftkundigen bis hierher ununterbrochen verfolgt, um von diesem Charaktergemählde gelehrter Streithändel einen vollständigen Umriß zu geben, so fern derselbe über die gelehrte Bildung und unerschütterliche Beharrlichkeit Meister Tychsens Licht verbreitet. Von einer ganz andern Seite lernen wir ihn kennen, wenn wir seine dogmatischen Ansichten, gläubigen Hoffnungen und kindlich religiösen Gefühle betrachten, wie sehr er da auch jetzt noch befangen ist in der Steifgläubigkeit der Unüberwindlichen, welche den todten Buchstaben ihres durch menschlichen Unverstand entstellten Systems für das lebendige Wort des Evangeliums feil bieten. Im Jahre 1775, am Vermählungstage des regierenden Großherzoges von Meklenburg-Schwerin, schloß er seine feierliche Rede mit folgenden Worten: „laß diese Frie-

drichsuniversität beständig blühen, und oft solche Tage wiederkommen, die, wie der heutige, uns Freude in reichem Maaße bringen. Gott stimme diesen Wünschen bei, und gebe seinen Beifall durch einen sanften Donner durch die Lüfte zu erkennen.“ Es gab ihm Jemand schriftlich sein Befremden über diesen Schluß zu verstehen, wähnend, er habe den nachfolgenden Trompeten- und Paukenschall andeuten wollen. Dem antwortete Tychsen: „wenn Gott im alt. Test. etwas bestätigte, zumal bei wichtigen und außerordentlichen Gelegenheiten, so geschah dies durch seinen Donner, z. B. auf Sinai, oder durch ein Feuer vom Himmel, einen Blitz, wodurch er die Opfer anzündete, auf Eliä, Davids und Salomo's Gebet. Jenem Engel in der Offenbarung Johannis antworteten sieben Donnerschläge und bestätigten seine Rede.“ Dazu führte er eine Reihe von Bibelstellen an, und erklärte diesen Zug für den erhabensten in der ganzen Rede.

Als er zur Anhörung feierlicher Reden bei dem Absterben des Herzogs Friedrich 1786 einladet, erhebt sich sein Geist „dem Verklärten nach über das Irdische in jene friedlichen und seeligen Wohnungen der vollendeten Gerechten, woselbst er einen der ersten Plätze vor dem Throne Gottes eingenommen, und sein ewiges Hallelujah, das er hier dem Anfange nach im untern Chor so innigtich, so feierlich anzustimmen gewohnt war, schon angestimmt hatte; und ja, er empfand sogar nie empfundene Freuden über den Anblick seines mit der Krone seeliger Unsterblichkeit gekrönten vormaligen lieben Herrn, über dessen eben so schnellen als außerordentlichen Hintritt er keinen geringeren Schmerz empfand, als einst Elisa, wie er von seinem Herrn,

dem Manne Gottes, Elias, getrennt war *)." Bei dieser unleugbaren Kurzsichtigkeit im Anschauen des Geistes, welcher uns aus den heiligen Büchern unserer Religionsurkunde entgegenstrahlt, bei der regen Bekehrungslust, die sich mit einem vergeblichen Versuche noch nicht abfinden ließ, verdient der Geist der Duldung desto mehr Bewunderung und Achtung, welchen er gegen katholische Christen, ja selbst gegen Nichtchristen bewieß, mit denen er in einer so vielseitigen Verbindung stand. Anstatt, wie viele Eiferer vor und nach ihm, jeden Andersdenkenden hartherzig zu verketzern, und mit dem Bannfluche der vernunftmäßigen Irrlehre zu verfolgen, verständigte er sich in seinem ausgebreiteten Briefwechsel selbst über die gröbsten Irrthümer mit seinen Gegnern auf eine eben so lehrreiche als lernbegierige Weise. Diese Stärke in der ruhigen Vergleichung fremder Glaubensgrundsätze, welche ihm in der Sprache des Friedens vorgetragen wurden, mit den seinigen, bewährt sich vorzüglich, wo Männer, wie Ignatius Rio del Asso, der spanische Konsul zu Amsterdam, ein Mann von wissenschaftlicher Bildung, ausgerüstet mit deutscher Sprachkenntniß und Literatur, ihm ihre Ansichten über das Fegefeuer und die Inquisition eröffnen. „Männer," in diesem Sinne schrieb jener unter andern am 27sten Mai 1785 an Tychsen, „welche die Lehre vom Ablaß näher kennen, wird es nicht befremden, daß der Pabst eine oder mehrere Seelen durch sein Gebet aus dem Fegefeuer erlösen könne; die Strenge der Inquisition, welche bei weitem nicht so furchtbar ist, als sie das Ausland sich einbildet, ist theils durch die

---

*) S. Hartmann Wand. u. s. f. 1 Bd. S. 85 folgde.

Ruhe gerechtfertigt, welche sie uns sicherte, als Deutschland und Frankreich sich an ihren Religionsspaltungen verbluteten, theils durch Luthers, Bugenhagens und Melanchthons Urtheil an den Landgrafen Philipp (bei Seckendorf), theils durch die von Melanchthon und Chemnitz gut geheißene Hinrichtung des unglücklichen Michael Servetus." — Warum mußte doch jene Inquisition und dieses Fegefeuer so ganz außer Gebrauch kommen!

Tychsen nahm dagegen seine Glaubensgenossen, so wie ihre eifrigen Forschungen in den Schriften gelehrter Theologen von jeglichem Glaubensbekenntniß in Schutz, und empfahl auch den Katholiken, um Mißverständnisse durch lügenhafte Berichterstatter zu vermeiden, die Schriften der Protestanten in den Grundsprachen selbst lesen zu lernen, um die trügerischen Satzungen der Menschen auf immer zu verbannen. Dagegen eiferte er lebhaft gegen muthwillige Verächter Luthers und Abtrünnige, welche von der lutherischen zur katholischen Kirche übergiengen; ja er trug kein Bedenken, gelehrte Katholiken z. B. den Professor Arteta zu Madrid, mit welchem er einen sehr gehaltvollen Briefwechsel unterhielt, auf das Bedürfniß eines kritisch-gründlichen Quellenstudiums des christlichen Glaubens sowohl in der römischen, als in der protestantischen Kirche aufmerksam zu machen, um denselben bald von allen menschlichen Zusätzen gereinigt und die Christenheit unter dem einzigen Schilde des Evangeliums durch Jesum vereinigt zu sehen. Gegen den berühmten Kardinal Borgia zu Rom sprach er 1784 sogar die Hoffnung aus, daß er als Pabst einst die alte Einfachheit der Kirche wieder herstellen und alle Spaltungen aus der-

selben verbannen würde (!), und beklagte, daß das Mittelalter nicht Männer, wie ihn, gebildet hätte. Aehnliche Ansichten äußerte er gegen de Rossi und Assemani, alle die Wahrheit predigend, daß die heilige Schrift alleinige Quelle des rein christlichen Glaubens sei, und diese aus dem Munde eines Mannes, der selbst als Gelehrter und aus Ueberzeugung in den Fesseln der symbolischen Bücher und alten Dogmatiker schmachtete *); mit den aufklärenden Bemühungen unserer Theologen aber, mit den verunglückten Versuchen, die Naturphilosophie mit einzelnen Lehren des Christenthums in Uebereinstimmung zu bringen, mit der verführerischen Tendenz des Verfinsterungssystems der neuen Mystiker — auch unter dem Vorwande der Rückkehr zum reinen Urchristenthume, ja endlich auch mit den ruhmwürdigen Bemühungen unserer Zeitgenossen, dem christlichen Kultus eine edlere Gestalt zu geben und den erkalteten Sinn für die Religion mit neuer Wärme zu beleben — gänzlich unbekannt geblieben war. Wie viel mehr Nutzen würde dieser Gelehrte, mit so seltnen Kenntnissen ausgerüstet, gestiftet haben, wenn er sich zu der Freiheit im Denken und zu der Klarheit in seinen Ansichten hätte erheben können, welche der geschickte Zeichner der literärischen Wirksamkeit unseres Tychsen, Herr Konsistorialrath, Dr. und Professor Hartmann in seinem Denkmahle des verewigten Freundes zeigt! Nicht ohne herzliche Zustimmung wird der Volkslehrer lesen, was jener als Freund der Wahrheit über die zweckdienlichsten Mittel zur Herstellung des Urchristenthums aus den übereinstimmenden Lehren Jesu und

*) Hartmann W. 1 B. S. 99.

der Apostel, aber auch über die nöthige Behutsamkeit, Vorsicht und Schonung herrschender Begriffe im öffentlichen Religionsunterrichte ausspricht *).

Leicht begreiflich erscheint es bei mangelndem Geiste unbefangener und selbstständiger Forschung, daß Tychsen als Exeget am wenigsten leistete. Mager müßte daher auch, wie Herr Dr. Gurlitt in seiner Anzeige der Hartmannschen Wander. bemerkt **), der Abschnitt über Tychsens biblische Erläuterungsschriften ausfallen. Alles, was der Verewigte hierin geleistet hat, schränkt sich auf folgende zum Theil jedoch sehr gründliche Abhandlungen ein:

1. De delecta Hebr. (über die Truppenaushebung der Israeliten).

2. Ueber den Eid bei der Hüfte. 1784.

3. Ueber die bei den ältesten Hebräern üblichen Trauergebräuche. 1785.

4 Von den biblischen Heuschrecken. 1787.

Eben so wenig kann es befremden, daß Tychsen sich in den ihm abgeforderten Gutachten über Dinge, welche das Wesen der Religion angiengen, die auffallendsten Mißgriffe zu Schulden kommen ließ. Z. E. 1786 in der Auslegung eines Vermächtnisses des 1776 zu

*) Hartmann W. 1 B. S. 101 — 108.

**) Hamburg. Korr. v. 22sten Jan. 1819. 13 St.

Berlin verstorbenen Wechslers Moses Isaak. Dieser steifgläubige Israelit hatte nämlich in seinem letzten Willen diejenigen seiner Kinder enterbt, welche nicht bei der jüdischen Religion bleiben würden. Zwei seiner Töchter ließen sich taufen, und Tychsen sollte nun entscheiden: ob die Getauften von der Beerbung auszuschließen wären oder nicht? Er urtheilte: die christliche Religion sei nur ein Zweig der jüdischen (!), bezog die jüdischen Bezeichnungen anderer Glaubensgenossen, Akkum und Gojim, auf Götzendiener und Heiden, und verwickelte sich in so unvereinbare Widersprüche, daß er diesmal von seinen Gegnern Teller und einem jüdischen Gelehrten aus Gr. Glogau, Namens Lohnstein, geschlagen und beschämt den Kampfplatz verlassen mußte. Desto mehr Ehre erndtete er aus andern Erörterungen, welche mehr auf alterthümliche Sitten und Gebräuche, als auf religiöse Meinungen zu stützen waren.

Was sonst noch über Tychsen bekannt geworden ist, schränkt sich auf Charakterzeichnung desselben, als Gelehrter, Universitätslehrer und Mensch betrachtet, ein; ein dreifacher Gesichtspunkt, aus welchem wir ihn ferner in seinem an äussern Begegnissen immer ärmer werdenden Leben zu betrachten haben. Hier bewundern wir mit Recht seine umfassende grammatische Kenntniß der morgenländischen Sprachen, wovon die theils gedruckten, theils handschriftlichen Elementarbücher der hebräischen, rabbinischen, arabischen und syrischen *)

*) Elementa syriaca etc. Rost. 1793. 8. und Physiologus syrus sive hist. animal. XXXII in s. script. memor.

Mundart Zeugniß ablegen. Aber auch darin vermißt man bei ihm den philosophischen Tiefblick eines Sylvester de Sacy *) und Vater, wiewohl nicht leicht ein Gelehrter einen reicheren Schatz der von Juden und Christen herausgegebenen Vorarbeiten der morgenländischen Sprachlehre besessen hat. Mehr eigenes Urtheil findet man in der 1786 zu Rostock erschienenen Beurtheilung der Jahreszahlen in hebräischen Handschriften der Bibel in Tychsens Recensionen, die hebräische Typographie und in seinen Abhandlungen, hebräische Bibelausgaben überhaupt und Uebersetzungen biblischer Bücher insbesondere betreffend. Seine Beurtheilung der Nisselschen hebr. Bibel kämpfte mit siegenden Gründen gegen Hufnagel und Hirt.

Als Kenner des Arabischen lernen wir Tychsen vorzüglich durch H. Konsistorialrath Hartmann kennen, welcher folgende Schriften als Zeugnisse dafür anführt:

1. Von dem ersten in Deutschland gedruckten arabischen Buche **).

2. Von zwei arabischen Handschriften des Alkoran. Bützow. 1764

4. Catal. arab. ad usum scholarum. Bützow 1765.

Rost. 1795 (letzt. aus einer dem Verf. von Assemani mitgetheilten Handschrift.

*) Principes de gramm. générale.

**) In den gel. Beitr. zu den meklenb. schwer. Nachrichten 1763. Christmanns arab. Alphabet von 1582 ist gemeint.

5. Elementa arab. Rostock 1792. Diese Schrift enthält unter andern einen Briefwechsel zwischen Tychsen und dem türkischen Gesandten Achmet Effendi; von dem deutschen Gelehrten deutsch gedacht und — nach Hartmann — gleich einem Schulexercitium in arabische Worte gezwängt; übrigens aber gutgewählte Stücke aus Handschriften, seltnen Werken, Inschriften und Briefen, naturwissenschaftliche und geschichtliche Abschnitte, Sprichwörter und Sentenzen. Mehrere ausländische Gelehrte, auch ein Fürst von Torremuzza, unterstützten den Verfasser dabei, und die kritischen Blätter stimmten ein allgemeines Loblied an bei der Erscheinung der Schrift, ungeachtet der Text bei näherer Untersuchung von den Koryphäen der arabischen Literatur sehr fehlerhaft befunden wurde.

5. Al - Makrici hist. monetae arab. e codice Escorialensi, Rost. 1797, eine Handschrift über eine arabische Münze, welche sich Tychsen auf Veranlassung des holländischen Gelehrten Ignaz de Asso zu verschaffen wußte, wecher ihm dann auch die abweichenden Lesarten der beiden leidner Handschriften ausfertigte. Die Fehler des Textes und die mannigfaltigen Mängel der lateinischen Uebersetzung hat vorzüglich S. de Sacy nachgewiesen, jedoch mit Anerkennung der Verdienste des Verfassers in den die Erdbeschreibung, Geschichte und Münzkunde betreffenden Anmerkungen. Tychsens handschriftlicher Nachlaß, die deutsche Uebersetzung des Makrizi mit Anmerkungen, wird als eine schätzbare Schrift von Hartmann empfohlen. Eine deutsche Uebersetzung hat sich in T. Nachlaß auch

6. Von Al - Makrici fract. de legalibus Ara-

dum ponderibus et mensuris, Rost. 1800 (Makrizi über die gesetzlichen Gewichte und Maaße der Araber) vorgefunden. Außer diesen Schriften gab Tychsen Proben seiner Kenntniß der arabischen Sprache in Beschreibungen mehrerer, ihm von seinen zahlreichen Freunden in Originalen oder Abschriften mitgetheilten arabischen Handschriften; noch häufiger aber im Briefwechsel über arabische Literatur mit Marianot Pizzi, Professor zu Madrid, Adler, S. de Sacy, Niebuhr, J. de Asso, v. Murr, Casiri zu Madrid, Assemani und mit dem kürzlich verstorbenen Ebeling zu Hamburg, welchem er das von Pitiscus verfaßte, und von dem zu Helmstädt verstorbenen Abte Lichtenstein durchgesehene und verbesserte Verzeichniß der in der hamburger Bibliothek befindlichen arabischen Handschriften berichtigte, so fern es ohne Einsicht der Originalien möglich war. Oefters erholten sich auch Gelehrte, namentlich Silberschlag und Ideler Raths bei Tychsen über Gegenstände der arabischen Literatur, so wie er auch in andern morgenländischen Mundarten durch Berichtigungen der Werke anderer Gelehrten, z. B. des von Bruns aus dem Syrischen bearbeiteten „Lebens des Hakem" sich im Glanze seiner orientalischen Sprachgelehrsamkeit gezeigt hat. Und von allen seinen Schriften und Briefen, wie er sie erhielt oder beantwortete, selbst aus seinen Jugendjahren von seinen Mitschülern zu Altona, späterhin von seinen Zuhörern, von den merkwürdigsten Begegnissen seines Lebens, von den Dissertationen, gegen welche er redete, von den ausgestellten Zeugnissen, von den Wünschen und Fragen, die er andern Gelehrten und Reisenden empfahl, bewahrte er meistens lückenlose Sammlungen, Auszüge

oder Verzeichnisse, welche man bei Hartmann a. ang. O. Vorrede z. 1 B. vollständig angegeben findet.

Immer höher steigt unsere Bewunderung, folgen wir ihm nach Phönizien und Karthago. Kein Gelehrter, weder vor noch nach ihm, ist auf diesem entlegenen Boden so einheimisch geworden, als Tychsen. Den Beweis führen theils seine Briefe an Schnurrer, Middeldorpf zu Breslau und A. theils Druckschriften, hauptsächlich:

De ling. hebr. et phoenic. mutua aequalitate *), eine gelehrte Begründung der nahen Verwandtschaft der hebräischen und phönizischen Sprache, mit Ausnahme der Schriftzeichen, vorzüglich aus der Deutung einiger punischen Stellen im Plautus **), aber auch aus Denkmählern und Münzen mit mehr Erfolg entwickelt, als in den übrigens schätzbaren Versuchen ähnlicher Art von Fabricy und Bellermann.

Tychsens Briefwechsel über die Zabier ***) gegen den dänischen Gelehrten Norberg und gegen Niebuhr, welche Beide im Morgenlande viel gewandert hatten, enthält, wie seine Aufsätze über jene Sekte, viel Belehrendes. Nicht minder lehrreich sind T. Briefe an den Kardinal Borgia zu Rom, an Niebuhr,

*) In den act. soc. scient. Upsal. 1815.

**) Act. v. sc. 1 und 2.

***) Wahrscheinlich dieselbe Sekte, welche unter dem Namen der Johanneschristen, Nassairier, Karmather und Ismaeliten am Libanon aufgesucht worden ist.

Casiri zu Madrid, Lorsbach, S. de Sacy und über die Drusen, hauptsächlich den Drusenkatechismus betreffend. Beiderlei Untersuchungen fallen in seine mittleren Jahre, nachdem der Streit mit Kennikott und dessen Vertheidigern geendigt war. Ueber die verwandte chaldäische Mundart las und schrieb Tychsen die ersten Anfänge, doch bewies er sich als Kenner derselben auch durch Uebersetzungen und Deutungen von Inschriften. Im Aethiopischen, Persischen und Türkischen scheint er nur so weit über die Anfangsgründe hinausgekommen zu sein, daß er Kleinigkeiten, als Reisepässe und Titulaturen, zur Noth auch biblische Uebersetzungen darin lesen konnte. Hindostanisch und Malabarisch hatte er zwar bei dem Missionarius Schulz zu Halle gelernt, aber wieder vergessen, und die Zendsprache war ihm, wie das Chinesische, ganz fremd geblieben. Des Samaritanischen aber zeigte er sich noch kurz vor seinem Hingange 1815 mächtig in einem Triumphgedichte auf Friedrich Wilhelm und Alexander, welches sich abgedruckt befindet in dem bekannten typographischen Prachtwerke des Buchhändler Barth in Breslau.

Außer Tychsens Bemühungen um die Sprachgelehrsamkeit verdient hier zum Schluß noch eine 1812 zu Rostock erschienene Abhandlung: „über die Erweiterung der staatsbürgerlichen Freiheit der Juden“ Erwähnung, nicht sowohl wegen ihres politischen Werths (denn der darin ertheilte Rath, denselben versuchsweise in Meklenburg, wie in Frankreich und Preußen, ein unbedingtes Bürgerrecht ertheilen, es ihnen aber wieder zu entziehen, sobald es gemißbraucht würde, begründet keine Ansprüche auf große Auszeichnung); sondern vielmehr um der darin enthaltenen Auszüge aus

dem großen Sanhedrin der Juden zu Paris 1807 und der literarischen Nachrichten über die Entstehung der Mischna *) und der Gemarren willen.

Neben diesen vielseitigen Arbeiten beschäftigte sich der rastlose Tychsen in seinen letzten Lebensjahren fleißig mit der Auslegung arabischer und anderer morgenländischen Münzen und Inschriften, so daß sein ganzes Leben einer fast ununterbrochenen Kette der mühsamsten Untersuchungen des morgenländischen Bodens und seiner ältesten Früchte gleich war. Vierzig Jahre hindurch erheiterte und unterstützte ihn bei seinen unermüdeten Forschungen die treueste Gefährtin seiner Tage.

Sie war mit ihm bei der Aufhebung der Universität von Bützow nach Rostock verpflanzt, wo sie am 15ten März 1806 starb. Der verlassene Greis schrieb am 25sten März an S. de Sacy: mit ihr ist meine irdische Glückseligkeit, welche ich in ihrem Besitze in reichem Maaße genoß, auf immer verschwunden, und nichts fesselt mich mehr an das Vergängliche. Gepflegt

*) Unter der Mischna verstehen die Rabbinen das von Moses durch Tradition auf Josua, die Richter u. s. f. bis in das zweite Jahrh. nach Chr. Geb. fortgepflanzte mündliche Gesetz, dem Gottesmanne auf Sinai während der vierzig Tage von Jehovah mitgetheilt.

Beide Gemarren sind Zusätze zur Mischna von palästinensischen und babylonischen Gelehrten. Die Mischna und diese Gemarren rechnen die Rabbinen zum mosaischen Gesetze, und nennen sie zusammengenommen den Talmud, welcher seit dem sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung vollendet ist.

von einer erfahrnen, noch aus Bützow mit hinüber gewanderten Köchin verlebte er seine übrigen Tage in rührender Abgeschiedenheit und Resignation; seitdem ihm auch diese verließ, oft nur kärglich bedient und dennoch zufrieden. Ersatz gewährte ihm nur die Befreundung mit jüngeren Lebensgefährten, welche ihn und seine Verdienste zu würdigen verstanden, unter diesen seit 1811 vorzüglich der verdienstvolle und gelehrte Hartmann zu Rostock.

Tychsens Lebensweise war noch in seinem hohen Alter eben so regelmäßig, als mäßig. Er stand im Sommer um fünf, im Winter um sechs Uhr Morgens auf, und begann seine einfachen Genüsse mit einem Trunke Wassers. Dann widmete er einem erbaulichen Bibelabschnitte eine volle Stunde, worauf eine Tasse Thee nebst einem schlichten Butterbrote folgte. An die frugale Mittagsmahlzeit knüpfte er eine Ruhestunde. Abends bestand sein Mahl aus einer dünnen Suppe oder einem Butterbrote, und bald nach neun Uhr gieng er zur Ruhe. Alle geistige Getränke verschmähete Tychsen, weil er sich dadurch Rückfälle beseitigter Hämorrhoidalübel zuzuziehen fürchtete.

In die Morgen- und Nachmittagsstunden waren seine Lehrstunden vertheilt, welche die meisten der schriftlich von ihm bearbeiteten Fächer der morgenländischen Literatur umfaßten, selbst das Jüdischdeutsche nicht ausgenommen, wobei ihm sein Schatz handschriftlicher Hülfsmittel sehr zu statten kam. Seine Vorlesungen über die biblischen Bücher alt. Test. waren kursorische Uebungen, und daher nur durch die grammatischen Erläuterungen und Seitenblicke auf die alten Ue-

bersetzungen lehrreich; exegetische Vorlesungen hielt Tychsen nie. In seinen Lehrstunden begegnete es ihm öfter, daß er über vorgelegte Fragen, die arabische Sprache oder andere morgenländische Mundarten betreffend, seinen Zuhörern nicht sogleich die gewünschte Auskunft geben konnte, oder wohl gar einmal eine Erklärung aus der Luft griff. Zu rasch hat vielleicht Mancher davon auf Unkunde geschlossen, anstatt dabei an den nie rastenden Fleiß, mit Hülfe gelehrter Schriften, die schwersten Aufgaben, als Inschriften und Münzen, zu entziffern, und an die heimliche Eitelkeit des Vielgerühmten zu denken. Wie manchem Gelehrten hat Tychsen durch seinen eisernen Fleiß unvergeßliche Dienste geleistet! Wir erwähnen hier nur den hülfreichen Beistand, welchen ihm Masch und Lorck für seine Nachrichten über seltne Ausgaben bei ihren Bibelsammlungen verdankten, und das schmeichelhafte Lob, welches er von solchen Männern dafür einerndtete. Vorzügliche Auszeichnung verdient bei dem Wechsel handschriftlicher Mittheilungen aus orientalischen Handschriften und Büchern Tychsens Geschicklichkeit in der Nachbildung der morgenländischen Schriftzüge.

Der Genius des Morgenlandes hatte sich seines Innersten so ganz bemeistert, daß ihm selbst seine häuslichen Umgebungen am liebsten in den Bildern des Orients erschienen. Wie stattliche Palmen und leichtfüßige Gazellen erschienen dem frommen Greise seine weiblichen Hausgenossen, und glücklich in harmloser Selbsttäuschung errang der Genügsame Erheiterung und Freude aus den geringfügigsten Kleinigkeiten. In den langweiligen Winterabenden, welche er seiner sehr geschwächten Augen wegen nicht mehr zum Studium

benutzen mogte, ruhend auf wohlerworbenem Lorbeer, erzählte er mit Vergnügen seine Reiseabentheuer und Bemühungen um die Wissenschaften, die Kronen nicht vergessend, welche seinen Verdiensten geflochten waren.

Von der Natur wenig begünstigt, unbekannt mit den Grundsätzen der Aesthetik und daher ohne gebildeten Geschmack, achtete er das Aeußere weder an sich noch in seiner Wohnung. Der karge Hausrath wäre in seiner Jugendzeit kaum geschmackvoll zu nennen gewesen; Tychsen haßte allen Ueberfluß und Tand. Desto eifriger hielt er hingegen auf das, was dem Innern Werth giebt, auf einen gottesfürchtigen Sinn, unbescholtenen Wandel, hauptsächlich auf Wohlthätigkeit, die er ohne Unterschied an Christen und Juden übte; wie wenig er diesen auch übrigens hold war.

So erreichte ihn endlich, fast zehn Jahre nach dem Hinscheiden seiner ihm unvergeßlichen Gattin, am Ende des Jahres 1815, Freund Hain, der Gränzenhüter des Erdenlebens, dessen Händedruck uns Alle einst erwartet. Als am Vorabende seines Lebens einer seiner älteren Amtsbrüder ihm den Wunsch seiner Freunde und Kollegen eröffnete, daß er ihnen und der Universität noch nicht entrissen werden mögte, antwortete Tychsen, schon durch Beklemmungen in der Brust am Sprechen gehindert, mit leiser, aber vernehmlicher Stimme aus einem bekannten Kirchenliede:

Ihm hab' ich mich ergeben,
Zu sterben und zu leben,

Sobald er mir gebeut;
Es sei heut' oder morgen,
Dafür laß ich ihn sorgen,
Er weiß gar wohl die rechte Zeit.

Fromm im Tode wie im Leben faltete der Greis bei den Schlußworten die Hände, und entschlummerte sanft zu einem schöneren Erwachen.

N — l.

III.

Jean Siffrein Maury.

Nemo ante obitum beatus.

Jean Siffrein Maury.

Die Entwickelung von Begriffen ist bei allen großen Revolutionen von jeher der Verbesserung des menschlichen Geschlechts nützlich und vortheilhaft gewesen. Die ewig zu verabscheuende französische Revolution kann, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, und ihre Greuel und Mordscenen abgerechnet, wohl auch einigen Nutzen gestiftet haben, wenn sie auch weiter nichts bewirkt hätte, als die Nachtheile der Willkühr evidenter zu machen, Talente, die ohne sie unbenutzt verblüht wären, an das Licht zu ziehen und liberalere Begriffe zu erwecken.

Die Biographieen vorzüglicher Männer, die sich in solchen stürmischen Zeiten durch große und ausgezeichnete Verdienste bekannt gemacht haben, müssen dem denkenden Forscher sowohl, als dem Dilettanten gleich angenehm seyn. Dem erstern liefern sie interessante Details und setzen ihn in den Stand, die in der Geschichte

vielleicht als Kleinigkeit hintangesetzte Charakteristik eines solchen Mannes kennen zu lernen und die Beweggründe seiner Handlungen dadurch genauer zu motiviren; dem letztern werden sie, der Einheit ihres Gegenstandes wegen, eine nützliche Lehre zur Erweiterung seiner Menschenkenntniß gewähren. — Würde uns nicht so Manches in der griechischen und römischen Geschichte dunkel und räthselhaft vorkommen, wenn uns Plutarch nicht mit der Lebensgeschichte und Denkart der großen Männer dieser Nationen bekannt gemacht hätte? —

Die Lebensbeschreibung des Kardinals Maury ist um so anziehender, da sie die Schicksale, Eigenschaften und Handlungen eines Mannes betrifft, der in der geistlichen Hierarchie, gleichsam von der Pike auf, sich zu den höchsten Würden der Kirche emporgeschwungen und seine Erhebung nicht etwa Kabalen und Intriguen, sondern einzig und allein seinen Talenten und seiner Anhänglichkeit an einen Monarchen, den seine ausgeartete Nation höchst unschuldiger Weise ermordete, zu verdanken hatte.

So ausgemacht und durch Erfahrung bestätigt es ist, daß die Revolutionen die Runde auf unserem Planeten machen und jedes Volk seine Epoche von Größe und Unbedeutsamkeit hat; eben so gewiß ist es auch, daß die französische Revolution durch ihre Schändlichkeit und schauderhafte Verbrechen eine der denkwürdigsten Krisen in der Geschichte des Menschengeschlechts bleibt. — Auf welcher Nation lasten seit Jahrhunderten solche Verbrechen, als auf der französischen? — Welches Volk mordete so frevelhaft seine vorzüglichsten Regenten und die tugendhaftesten Bürger? — Heinrich IV., Ludwig XVI., Marie Antoinette, Elisabeth, Lamballe,

Enghien, die Füsilladen, die unschuldigen Opfer des Schreckensystems, die Verwüstungen der Pfalz unter Louvois, die Greuel in den Sevennen und unzählige andere Schandthaten sind mit blutigen Buchstaben in den Fasten dieser Nation verzeichnet.

Da Thatsachen nicht allein die Geschichte zusammenstellen, und der Geschichtschreiber sich gemeiniglich wenig oder gar nicht um die Ansichten unterrichteter und einsichtsvoller Zeitgenossen bekümmert, und nur die letzten Resultate dieser Ansichten in sein Werk aufnimmt, so bleibt dem Biographen noch ein zweites und gewiß nicht unnützes Feld übrig, auf dem er, wenn er anders aus reinen Quellen schöpft, der lesenden Welt nicht nur angenehm, sondern auch sehr nützlich und belehrend werden kann. Eine solche Biographie ist um so interessanter, da nur Eine Person ihr Gegenstand ist, deren Denkart und Handlungen ohne Episoden dem Leser vor Augen gelegt werden; doppelt gewinnt sie dadurch, wenn eben dieses Individuum unser Zeitgenosse gewesen, und wir daher aus seiner Lebensbeschreibung die Veranlassung zu dieser oder jener seiner Handlungen gründlicher beurtheilen und würdigen können.

Die französische Revolution begann 1789, in eben dem Jahre, in dem die Reichsstände (die seit 1302 bis dahin, nur 18 Mal versammelt gewesen) zusammenberufen wurden. In den Kabinetten der Souveraine Europens herrschte damals ein so liberaler Geist und die Aufklärung hatte so große Fortschritte in allen Theilen der civilisirten Welt gemacht, daß, so lange nur in Frankreich von Einführung einer beschränkten Monarchie die Rede war, keine Macht Europens das Schwerdt

gegen dasselbe würde gezogen haben, und vielleicht wäre der französische Thron nicht zertrümmert worden, wenn die verbündeten Mächte die Nation ihrem Schicksal überlassen hätten. Doch — welcher Sterbliche vermag den Schleier der Zukunft aufzudecken! —

In dieser Zeit ward der Held unsrer Geschichte zum Deputirten der Nationalversammlung, und bald darauf zum Mitglied der constituirenden Versammlung erwählt; und eben darum nimmt die umständliche Beschreibung seines Lebens und seiner politischen Laufbahn unsre Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch, weil er in der kurzen Epoche derselben seine Talente nie zu etwas anderm, als was seinen redlichen Grundsätzen nach gut und redlich war, angewandt, und an allen Schändlichkeiten keinen Antheil genommen hat. — Man kann nicht in Abrede seyn, daß die eben erwähnte constituirende Versammlung im Anfange ihrer Entstehung nicht manchen Nutzen gestiftet hätte, und dreist behaupten, daß die von ihr emanirten Gesetze nicht nur sehr vielen Mängeln und Gebrechen der Regierung abgeholfen, sondern auch die Revolution, wo nicht verhütet, doch gewiß weniger schädlich und schändlicher würde gemacht haben, wenn nicht die würdigsten und rechtschaffensten Mitglieder aus ihrer Mitte geschieden und verworfene und partheisüchtige Menschen in die auf sie folgende gesetzgebende Versammlung getreten wären, die durch ihre Ränke und Kabalen all' das namenlose Unglück über Frankreich gebracht haben, an dessen Rückerinnerung jedes gefühlvolle Herz noch jetzt mit Schaudern zurückdenkt.

Es gab eine Zeit, wo Deutschland mit einer un=

geheuern Menge französischer Ausgewanderten gleichsam überschwemmt war, die fast allgemein die beste Aufnahme fanden, weil man glaubte, daß sie gezwungen seyen, ihr Vaterland zu verlassen. Um ein gründliches Urtheil über die Beweggründe ihrer Flucht zu fällen und zu entscheiden, ob sie Recht oder Unrecht hatten, muß man die Epochen genau unterscheiden, in welchen sie emigrirten. Die im Jahr 1791 zu uns kamen, mußten Frankreich nicht verlassen, weil damals noch keine Gefahr vorhanden war; es standen noch große Männer an der Spitze der Regierung, die Autorität des Königs war noch nicht vernichtet und man konnte glauben, daß, zehn Tausend Edelleute mehr um den König, vielleicht gar der Umsturz seines Thrones verhindert werden konnte. Die Frucht ihrer Auswanderung liegt am Tage, und das Manifest des Herzogs von Braunschweig beweiset die feste Wahrheit der vorstehenden Voraussetzung.

Es bleibt ein unumstößliches, in der Politik sowohl als der Moral gegründetes Princip, daß es unrecht ist, fremde Truppen gegen das Vaterland aufzubieten; — und war das Vorhaben der Ausgewanderten etwas anders, als die benachbarten Mächte zum Beistande gegen ihre Landsleute aufzurufen? — Wenn man von diesem Grundsatz ausgeht, könnte man schließen, daß die Convention von Pillnitz Schuld war, daß die Revolution einen so fürchterlichen Charakter annahm.

Die Ausgewanderten von 1792 hatten wichtigere Gründe, ihr Vaterland zu verlassen. Der Sturz des Thrones, die Gefangensetzung des Königs, die Schreckensregierung waren eben so viel gebietende Nothwendigkeiten, die sie dazu zwangen, und die Nachwelt

würde unrecht handeln, sie in die Kathegorie der erstern zu setzen. Dieses war auch der Zeitpunkt, in welchem der Abbé Maury Frankreich verließ, dessen Thron er jederzeit auf's äußerste zu vertheidigen gestrebt hatte. Denn auch mit dem besten Willen hätte er nicht bleiben können, wenn er auch den Verlust seiner Pfründen und Benefizien nicht geachtet hätte, deren Aufhebung die Versammlung bereits dekretirt hatte; er mußte den constitutionellen Eid ablegen, was ihm weder sein Gewissen, noch seine Grundsätze erlaubten, und würde sich, ganz ohne Nutzen, allen den Qualen und Martern ausgesetzt haben, die die nichtgeschworenen Geistlichen von dem zügellosen Volke erdulden mußten. Er floh daher in den Schooß der Kirche, der er angehörte, und nahm die Beruhigung, seiner Pflicht gemäß gehandelt zu haben, und das Bedauern der rechtlichen Leute mit sich.

Nach diesen Prämissen würde er mit Unrecht in die allgemeine Classe der Auswanderer zu setzen seyn, und es ist lächerlich, wenn man seine Flucht tadelt und von ihm verlangte, die Litanei der Märtyrer der guten Sache zu vermehren, da selbst diese Hingebung nicht den mindesten Vortheil gestiftet hätte. In Rom, seinem Zufluchtsorte, erhielt er alle die Auszeichnungen, die seinen Verdiensten und dem Eifer, mit dem er die Rechte der katholischen Kirche vertheidigt hatte, gebührten, wie wir es im Verfolg seiner Geschichte sehen werden; und will man ihm den Vorwurf machen, daß er ein zu exaltirter Royalist gewesen, so dient zu seiner Entschuldigung, daß er in diesen Grundsätzen erzogen und die Rechte des Throns zu genau mit denen seines Standes verbunden waren, als daß er nicht zu beiderseitiger

Erhaltung mit seiner ganzen intellectuellen Kraft hingewirkt haben sollte.

Der biographischen Ordnung wegen haben wir uns verbunden gehalten, diese Präliminarien voraus zu schicken und schreiten nunmehr zur Geschichte unseres Helden.

Jean Siffrein Maury war den 26sten Juni 1746 zu Valeros geboren; sein Vater war Kaufmann daselbst und sein Großvater, so wie mehrere seiner Vorfahren, Advokaten. Seine Eltern widmeten ihn dem geistlichen Stande und seine ausgezeichnete Beredtsamkeit erwarb ihm frühzeitig mehrere Benefizien. Den Grund zu seinem Glücke legte er durch eine ganz vorzügliche Lobrede auf den Bischof Fenelon, die allgemeinen Beifall erhielt und laut ertönte sein Lob in allen Journalen Frankreichs. Seine seltnen Rednertalente, verbunden mit einer ungeheuchelten Religiosität, vermehrten dergestalt seinen Ruf, daß er bereits vor der Revolution zu einem der königlichen Cabinetsprediger ernannt wurde und die einträglichen Pfründen, als Prior von Lyon und Abt von Frenada, erhielt; auch nahm ihn die französische Akademie zu ihrem Mitgliede auf. So ausgezeichnete Fortschritte auf der Bahn des Ruhms und der Ehre setzen seine Verdienste außer allen Zweifel.

Als die gänzliche Zerrüttung der Finanzen es unumgänglich nöthig machte, die Reichsstände zusammen zu berufen, und aus allen Provinzen Bittschriften dieser Zusammenberufung wegen einliefen, sah sich der Erzbischof von Sens (damaliger Premierminister) genöthigt,

solche im Namen des Königs zu versprechen; verschob sie aber auf fünf Jahre. Die Geistlichkeit that gegen diese fünf Jahre Einspruch, worauf der König feierlich versprach, die Reichsstände im Jahr 1789 zusammen zu berufen. —

Der Abbé Maury ward in eben diesem Jahre einstimmig von der Geistlichkeit von Peronne zu ihrem Deputirten bei der Versammlung der Generalstände erwählt. Hier war er auf einem, seinen Talenten angemessenen Platze; durch seine Beredtsamkeit, seine ausgebreitete Gelehrsamkeit, seine Geistesgegenwart und vorzüglich durch seinen unerschütterlichen Muth ward er ein furchtbarer Gegner der sich damals erhebenden Opposition gegen die Regierung, und widmete seine Talente muthig der Vertheidigung des Throns. In der Kammer der Geistlichkeit widersetzte er sich mit großem Nachdruck der Vereinigung der drei Stände in Eine Nationalversammlung, und als sie dennoch zu Stande kam, verließ Maury die Versammlung und Versailles, ward zu Peronne verhaftet, aber auf Befehl der nunmehr bestehenden constituirenden Versammlung wieder frei gelassen und erschien bald darauf in derselben als eins ihrer muthigsten und thätigsten Mitglieder. Hier ließ er keine Gelegenheit vorbei, wo er nicht die Rechte des Thrones und seines Standes mit männlicher Beredtsamkeit unterstützt hätte. So hielt er den 3ten September 1789 eine lange kraftvolle Rede für die Nothwendigkeit der königlichen Sanction. Den 13ten October desselben Jahres vertheidigte er die Geistlichkeit wegen des Besitzes ihrer Güter, die für Nationalgüter erklärt werden sollten, mit der ihm eigenen Beredtsamkeit und am großen

October sprach er noch einmal über eben diesen Gegenstand mit erneuertem Nachdruck.

Als am 9ten November 1789 zum dritten Male über eben diesen Gegenstand deliberirt wurde, veranlaßte der Abbé Maury einen sehr unruhigen Auftritt in der Versammlung. Der Gegenstand war für seine und seiner Committenten Existenz zu wichtig, als daß er nicht Alles angewandt hätte, um den gehässigen Vorschlag zu hintertreiben; er beschuldigte den Präsidenten der Partheilichkeit für die linke Seite und wies ihn zur Ordnung. Des Widerstandes der Majorität ungeachtet bestieg er die Rednerbühne und vertheidigte mit dem glühendsten Eifer die Rechte seines Standes. In dieser stürmischen Sitzung war es, wo eine junge Frau während des Lärmens ausrief: „Man will den Herren ja nur den Bart scheeren; wenn sie nicht still halten, wird man ihnen die Kehle abschneiden!“ Der immer mehr zunehmende Lärm bewog ihn, die Versammlung zu verlassen; beim Hinausgehn verfolgte ihn der wüthende Pöbel und rief ihm die Schreckensworte zu: „an die Laterne“! Ohne die Fassung zu verlieren, antwortete er mit der größten Kaltblütigkeit: „werdet ihr deswegen heller sehn?“ Es steht zu vermuthen, daß diese Geistesgegenwart ihm damals das Leben gerettet hat, denn der Pöbel vergriff sich nicht an ihn und begleitete ihn vielmehr mit tobendem Beifallklatschen und wildem Gelächter nach seiner Wohnung. Jeden Andern würde dieser ernsthaft stürmische Auftritt vorsichtiger gemacht haben, denn das damals schon zügellose Volk ließ seinen Drohungen gemeiniglich die Vollziehung auf dem Fuße folgen; aber nichts war im Stande, den Muth unsres Abbé's niederzuschlagen.

In seinem Herzen überzeugt, für die gute Sache zu streiten, mit Dank gegen eine Regierung erfüllt, die ihm so viele Wohlthaten erzeigt hatte, widmete er freudig seine Talente und seinen Muth der Vertheidigung des Thrones, und sprach, so oft sich Gelegenheit dazu darbot, mit regem Eifer für die Rechte desselben und für die seines Standes. Aber auch minder wichtige Gegenstände vertheidigte er mit aller Wärme seines edlen und festen Charakters, wenn er fand, daß die Entscheidungen der herrschenden Majorität mit seinen Grundsätzen und viel umfassenden Kenntnissen nicht übereinstimmten.

Die unsinnigen Freiheits- und Gleichheitsschwärmer kamen in der Sitzung am 23sten December 1789 mit dem Vorschlage hervor, den Juden, Schauspielern und sogar den Scharfrichtern bürgerliche Rechte zu ertheilen; diesem widersetzte sich Maury mit der ihm eigenen Energie, konnte aber nichts ausrichten, weil er eine sehr lärmende Mehrheit wider sich hatte. Eingedenk des Hauptgrundes der Zusammenberufung der constituirenden Versammlung, foderte er sie in der Sitzung im Januar 1790 auf, sich endlich einmal mit der Nationalschuld zu beschäftigen, das Abgabensystem zu verändern, die Abgaben auf die ersten und nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens zu vermindern und sie vielmehr auf die Gegenstände des Luxus zu legen. Seiner Ansicht nach konnte nichts als eine weise Sparsamkeit, verbunden mit einer aufrichtigen Publicität, die die genaue Erfüllung der eingegangenen Verbindlichkeiten manifestirte, dem gesunkenen Credit des Staats wieder aufhelfen.

Am 19ten Junius 1790 bestieg er die Rednerbühne und sprach für die Erhaltung des Adels mit Würde und Nachdruck, und bewies die genaue Verbindung dieses Standes mit der monarchischen Verfassung, dessen festeste Stütze der Adel sey.

Aber nichts glich dem gerechten Abscheu, den ihm die zu Avignon vorgefallenen Greuelscenen einflößten. Diese bis dahin dem Papste zugehörige Stadt schloß sich, nach mehreren stürmischen Auftritten, mit ihrem Gebiet an die französische Republik, der sie auch 1791 feierlich von der Nationalversammlung einverleibt wurde. Mit glühendem Eifer erhob er sich gegen die Deputirten von Avignon, verlangte, daß man ihren Bericht über die ermordeten Gefangenen nicht anhören sollte, und schwur ihnen, als Abgeordnete einer schändlichen Mörderbande, ewigen Haß und Verfolgung.

In der Sitzung vom Jahr 1791 bestätigte er die Fülle seiner gründlichen Gelehrsamkeit in einer bündigen Rede über die Criminaljustiz und deren Einrichtung. — Wie viel Unheil weniger würde über das bethörte, unglückliche Frankreich ergangen seyn, wenn man seine Vorschläge befolgt hätte, die sammt und sonders das Gepräge tiefer Welt- und Menschenkenntniß trugen und aus einem, mit Wohlwollen gegen sein Vaterland erfülltem Herzen flossen! — Aber leider! wirkten schon damals Factionsgeist, Sittenlosigkeit und Immoralität ihm entgegen und seine Stimme verhallte im lärmenden Geräusch der Kabale und Partheisucht.

Es würde zu weitläufig seyn, alle die Gegenstände zu benennen, über welche der Abbé Maury seine Be-

redtsamkeit und seine Talente in der constituirenden Versammlung entwickelte, die ihn als einen der ersten Redner in eben dieser Versammlung auszeichneten, der es an solchen Männern nicht fehlte. Sein Vortrag hatte nichts Schwülstiges, sondern neigte sich vielmehr zur Prosa des gemeinen Lebens, war aber so eindringend, daß er seine Zuhörer gewiß zur Anerkennung und Annahme seiner Ideen gleichsam gezwungen haben würde, wenn nicht sophistische Demagogen dem verblendeten, ausgearteten Volke die Köpfe verrückt hätten.

Es sey uns erlaubt, zu den merkwürdigen Gegenständen, denen Maury seine Talente widmete, nur noch einige hinzu zu fügen, über die er mit der ganzen Fülle seiner Kenntnisse und dem lebendigen Feuer seines Charakters in der Versamlmung sprach.

In diese Kathegorie gehört besonders die Rede, die er am 22sten März 1791 über die Organisirung der Regentschaft hielt, die mit Recht ein Muster von Gründlichkeit genannt werden kann. Als am 13ten Mai eben dieses Jahres die Frage aufgeworfen wurde: ob man den Negern die Freiheit und bürgerliche Rechte ertheilen solle? — analysirte er diese große Frage mit ächt logischer Klarheit und bewies, daß es eben so gefährlich werden könne, dieser rohen Menschenclasse mit einem Male die bürgerlichen Rechte zukommen zu lassen, als sie ihnen gänzlich vorzuenthalten. Man müsse nach dem Beispiel anderer, wohleingerichteter Staaten, ein so tief gesunkenes Volk nur nach und nach dazu gelangen lassen; Verbesserung ihrer Lage würde sie leicht auf eine höhere Stufe der Cultur bringen und dadurch zur Erlangung bürgerlicher Rechte empfänglicher machen.

Diese kraftvolle Rede erhielt zwar den ungetheilten Beifall der Versammlung; daß aber die darin aufgestellten Grundsätze nicht befolgt wurden, beweiset die blutige Geschichte von St. Domingo.

Der stärkste Gegner des Abbé Maury in der constituirenden Versammlung war der berühmte Graf Mirabeau, den man mit Recht den Hebel der Revolution nennen kann. Durch sein überwiegendes Genie machte er Alles zu seinem Eigenthum und in seinen Reden war er der erste, der durch kühne Beredtsamkeit der Reichsversammlung ihre Kraft und die Schwäche des Hofes kennen lehrte. Es war also natürlich, daß die Ideen dieser beiden großen Redner sehr oft im Widerspruch stehen mußten, weil Maury ganz dem Interesse des Hofes ergeben, und Mirabeau eigentlich zu keiner Parthei gehörte, sondern bloß die Versammlung lenken und den Hof bekämpfen wollte. Hatte unser Abbé durch seine hinreißende Beredtsamkeit sich irgend einer schlimmen Maaßregel mit Vortheil widersetzt, so suchte der furchtbare Mirabeau solche bei der Versammlung durch Ironie und beim Volke durch Verdacht zu zerstören. — „Hat Maury Recht," sagte er: „so streiten wir uns, hat er Unrecht, so zermalme ich ihn."

Demungeachtet blieb der Abbé Maury seinen Grundsätzen und seiner Anhänglichkeit an den Hof treu und ließ sich durch die tribunicischen Reden seiner Gegner nicht einschüchtern, sondern vertheidigte mit Muth und Standhaftigkeit den Thron und die Rechte seines Standes, so lange die geringste Hoffnung zu ihrer Erhaltung nur wahrscheinlich blieb. Um den Charakter des Abbé Maury gründlich zu bestimmen, ist es unum-

gänglich nöthig, die Lage zu untersuchen, in der sich Frankreich damals befand, als er seine politische Laufbahn begann.

Die öffentliche Meinung, verbunden, oder vielmehr herbeigeführt durch die gänzliche Zerrüttung der Finanzen, hatte den König bewogen, Necker in's Ministerium zurück zu berufen, und den Erzbischof von Sens zu entlassen. Die Zusammenberufung der Reichsstände war feierlich versprochen und die Erfüllung dieses Versprechens war der einstimmige Wunsch der ganzen Nation ohne Ausnahme. Diese nunmehr versammelten Reichsstände waren in drei Stände getheilt; in die Geistlichkeit, den Adel und den dritten Stand. Jeder Stand berathschlagte sich besonders und legte auf eben die Art dem Könige seine Beschwerden vor; aber eben diese Einrichtung war Schuld, daß nie etwas Entscheidendes bei den Reichsständen zu Stande kam, obgleich sie sich unter den glücklichsten Vorbedeutungen angekündigt hatten. Bei der Eröffnung der Reichsstände handelten die Reden des Königs, des Kanzlers und Neckers von nichts als der Wiederherstellung der Finanzen, ohne eine der constitutionellen Fragen zu berühren. Nach beendigter Sitzung machte man dem Minister von allen Seiten Vorwürfe darüber und behauptete, daß die Hauptaufgabe für die Reichsstände die Verbesserung der Constitution sey und daß man solches in der vorangegangenen Entscheidung des königlichen Conseils förmlich versprochen habe.

Dies hatte wirklich seine vollkommene Richtigkeit. Aber, konnte der Minister des Königs Fragen zur Sprache bringen, deren Erörterung vor das Forum der

Repräsentanten der Nation gehörte? — Die Folge der Berathschlagungen bewies unumstößlich, daß die Eintheilung der Versammlung in drei Stände ganz zweckwidrig sey und daß auf diese Weise nie ein fester Entschlüß über irgend etwas gefaßt werden könne.

Der Bischof von Langres, einer der aufgeklärtesten und klügsten Köpfe Frankreichs, hatte in einer kleinen Schrift vorgeschlagen: die drei Stände sollten sich in zwei Kammern umbilden, und die hohe Geistlichkeit sich mit dem Adel, die niedre mit den Gemeinden vereinigen; aber man hörte nicht auf seinen Vorschlag. — Wie vielem Unglück hätte man nicht vorgebeugt, welche Ströme Bluts wären weniger geflossen, wenn man diese weise Einrichtung befolgt hätte!

Warum war die Versammlung zusammen berufen? — Um einer drohenden Hungersnoth, einem unausbleiblichen Bankerott auszuweichen und einem Lande von 30 Millionen Einwohnern eine Constitution zu geben, das eigentlich keine hatte. — Halbe Maaßregeln konnten nichts helfen und der Zustand des Landes erfoderte schleunige Hülfe, die bei der fehlerhaften Eintheilung in drei Stände unmöglich geleistet werden konnte.

Der schwierigste Punkt in den Berathschlagungen war die Gleichheit der Abgaben. Die Eximirten, d. h. die Geistlichkeit und der Adel, stritten heftig für die Beibehaltung ihrer Pfründen und Lehne. Der dritte Stand, der bereits anfing, seine Ueberlegenheit zu fühlen und an dessen Spitze sich mehrere kluge und talentvolle Edelleute befanden, die sich zu Deputirten dieses Standes hatten erwählen lassen, drang auf die

Gleichheit der Abgaben und die Vereinigung der drei Stände zu den Berathschlagungen. Daß unser Abbé sich zu der Parthei der ersten schlug, ist wohl keinem Zweifel unterworfen, weil sie so ganz seiner Neigung, seiner Existenz und der von seinen Committenten erhaltenen Vollmacht entsprach.

Die allgemeine Stimmung der Nation im Ganzen hatte sich während der Dauer der constituirenden Versammlung, nach den mancherlei Stürmen und Debatten, für die Erhaltung des Königthums, unter verschiedenen Modalitäten, geneigt. Nicht nur der Abbé Maury, sondern mehrere verdienstvolle und in Ansehn stehende Männer, als Mounier, Lolly, Clermont Tonnère, Malouet, waren eifrige Beschützer der königlichen Vorrechte. Von einer Republik war noch nicht die Rede und alle Streitigkeiten betrafen bloß die Einschränkungen der königlichen Gewalt, die nur noch eine geringe Anzahl eifriger Royalisten durch allerlei Kunstgriffe zu unterstützen suchten. Beinahe ganz Frankreich verlangte einen constitutionellen König, und wäre der Hof nicht so schlecht berathen gewesen, so hätte Ludwig XVI. durch Annahme einer repräsentativen Regierungsform seinen Thron noch länger behaupten können. Allein die streng aristokratische Parthei, die die königliche Familie umgab, ließ sie immer falsche Systeme annehmen, in der träumerischen Hoffnung, die alte Verfassung wieder herzustellen.

Die französische Revolution ist noch in zu frischem Andenken, als daß man nöthig hätte, ihre blutigen Schlangenläufe mit frischen Farben vorzuzeichnen. Auch würden dergleichen Wiederholungen im Verfolg einer

Biographie höchst zweckwidrig seyn. Nur was von ihr mit dem Leben und Wirken des Helden unserer Geschichte in genauer Verbindung steht, hat man nicht stillschweigend übergehen können, ohne sich Irrthum und Unverständlichkeit zu Schulden kommen zu lassen.

Es gab noch einen Weg, der, so paradox er auch scheinen mag, dennoch die königliche Autorität unter gewissen Einschränkungen hätte erhalten können, wenn man ihn ganz und nicht theilweise (wie man gethan hat) eingeschlagen hätte. Mirabeau, dieser sittenlose, aber mit vielen Talenten ausgerüstete Mensch, den Necker so trefflich schildert, wenn er von ihm sagt: daß er Tribun aus Berechnung und Aristokrat aus Neigung sey; dieses immoralische Ungeheuer stürzte die Monarchie, um auf ihren Trümmern eine Regierung aufzurichten, die sein Werk wäre. Von je her hätte er sich gern dem Hofe genähert, von dem ihn die Verderbtheit seiner Sitten ausschloß. Wüthend darüber, entschloß er sich ihn zu verderben. — Sein ungeheurer Hang zur Verschwendung nöthigte ihn, dem Vorschlage Gehör zu geben, den man ihm machte, die Parthei des Hofes zu nehmen. Er ward insgeheim dem Könige und der Königin vorgestellt — und versprach zu helfen. Man bezahlte seine Schulden, die sich auf 200,000 Franken beliefen und versprach ihm eine monatliche Pension von 6000 Franken. Dies genügte seinen unersättlichen Stolz nicht. — Hätte man ihm aber damals eine Million Franken und das blaue Band gegeben, und zum Minister gemacht, so steht zu vermuthen, daß er vielleicht unmögliche Dinge möglich gemacht haben würde, wenn ihm der Tod Zeit dazu gelassen hätte.

So lange die constituirende Versammlung bestand und Maury nur noch einen Funken Hoffnung hatte, das Interesse seines Monarchen auf irgend eine Weise mit Anstrengung aller seiner Seelenkräfte zu befördern, blieb er seinem Beruf mit männlicher Standhaftigkeit und erschüttertem Muth getreu. Als aber fortwährend eine Faction die andere zu stürzen suchte, als Anarchie und Empörung keck ihr Haupt empor hoben, die Zügellosigkeit keine Gränzen mehr kannte und die bisherige Versammlung sich auflößte und zur gesetzgebenden constituirte, verließ er im Jahr 1792 mit bekümmertem Herzen das geliebte Vaterland und begab sich nach Rom. Nichts war wohl natürlicher, als daß Pius VI., der damals auf dem päpstlichen Stuhl saß, einen Mann mit offenen Armen aufnahm, der mit so ausgezeichnetem Muthe die Rechte der Kirche in seinem Vaterlande vertheidigt hatte. Der erste Beweis seines Wohlwollens war: daß er ihm bald nach seiner Ankunft den bischöflichen Titel verlieh und ihn noch in demselben Jahre als apostolischen Nuntius zur Kaiserkrönung Franz II. nach Frankfurt sandte. Die Achtung, die man für seine Gesinnungen hegte, vermehrte sich immer mehr, da man seinen christlichen Wandel, die Reinheit seiner Sitten und seine Anspruchlosigkeit in der Nähe zu beobachten Gelegenheit hatte. Nach seiner Rückkehr aus Frankfurt ward er zum Bischof von Nicea ernannt und Pius VII. verlieh ihm, nach dem zu Valence erfolgten Abstreben seines Vorgängers, mit dem Cardinalshuth die höchste geistliche Würde.

Fortdauernd wütheten in Frankreich die Stürme der Revolution, in der fast alle Glieder seiner Familie ihren Tod auf dem Blutgerüst fanden. Tief gerührt sah er

den fürchterlichen Charakter, den die Revolution in seinem Vaterlande angenommen hatte und indem er sich ganz den Pflichten seines bischöflichen Amtes und den Wissenschaften widmete, unterließ er nicht, bei jeder Gelegenheit in seinen Hirtenbriefen und Circularen seinen gerechten Abscheu vor den in Frankreich verübten Gräueln laut auszusprechen und der Familie Bourbon seine alte Treue und Anhänglichkeit zu beweisen.

Während seines Aufenthalts in Rom bewegten die siegreichen Fortschritte der Franzosen ganz Italien. Der General Buonaparte drang, nach seiner ersten glücklichen Schlacht gegen Oesterreich, in den Kirchenstaat vor und bemächtigte sich Bologna's, Urbino's und Ferrara's. Die Kränkungen, die der heilige Vater von Seiten der Franzosen erhielt, hatten keine Gränzen und endigten mit seiner Gefangennehmung.

Maury war Zeuge des übermüthigen Betragens seiner Landsleute, und sein Herz blutete bei der Abführung des ehwürdigen Greises. Umsonst hatte Pius VI. mit den größten Aufopferungen den Frieden von Tolentino erkauft, umsonst hatte er Millionen gegeben und eine Auswahl der herrlichsten Denkmäler des Alterthums dem Sieger verstatten müssen, umsonst hatte der König von Neapel sich seiner angenommen; die treulosen Franzosen versprachen Alles und hielten ihr Wort nicht. Pius VI. beschloß als französischer Gefangener, nach einer langen, beschwerlichen Reise, seine irdische Laufbahn zu Valence, wo er auch begraben ward.

In Rom selbst war am 18ten Februar 1799, noch

vor der Abreise des Papstes, die neue römische Republik proklamirt worden, und der Schwindel des Republikanismus hatte schon viele römische Einwohner ergriffen, als endlich, im Verfolg des Krieges, Italien der Befreiung von französischer Botmäßigkeit entgegen sahe. Rom wurde den neapolitanischen und russischen Trnppen übergeben und der ganze Kirchenstaat von den Franzosen geräumt. Doch nichts verbürgte die Wiederherstellung der alten Ordnung und kurz war die Freude der Erlösung.

Als Buonaparte aus Aegypten zurück kam, ward die Lage Italiens von neuem bedenklich. Der nunmehrige Consul traf alle Anstalten, den Krieg in Italien und Deutschland mit Nachdruck und Erfolg zu führen. Niemand schien weniger geeignet, die Wahl eines neuen Oberhauptes der Kirche zu begünstigen, als Buonaparte, der so grausam gegen den Papst verfahren hatte, ein erklärter Feind aller geistlichen Herrschaft und als enthusiastischer Republikaner bekannt war. — Uebrigens blieb es ausgemacht, daß man eilends zu einer neuen Papstwahl schreiten müsse, um, wo möglich, den zu befürchtenden Eingriffen von Außen zuvor zu kommen. Die ausgezeichnetsten Cardinäle machten die nöthigen Einleitungen hiezu, die aber diesmal unsichrer als je waren, weil die zerstreuten Cardinäle wieder gesammelt und ein Ort ausfindig gemacht werden mußte, wo sie unter dem Schutze einer bedeutenden Macht, und in völliger Freiheit ihr Werk vollenden könnten. Der Kaiser von Oesterreich, an den sie sich dieserhalb gewandt hatten, gab zu, daß die Versammlung in Venedig Statt fand; hier ward am 26sten November 1799 das Conclave in der Benediktiner-Abtei des heiligen Georg

eröffnet, und nach langwierigen, durch die verworrene Lage der Kirche und der Zeitverhältnisse herbeigeführten Debatten, ward der Kardinal Chiaramonte am 14ten März 1800 unter dem Namen Pius VII. auf den päpstlichen Stuhl gesetzt.

Wir haben bereits oben erwähnt, daß Pius VII. den Bischof Maury zum Cardinal ernannt habe, und man kann annehmen, daß dieses auf dringende Empfehlung seines unglücklichen Vorgängers, Pius VI. geschehen sey. Der neue Papst, dessen Regierungsantritt mit so vielen Schwierigkeiten verbunden war, schenkte ihm auch sein ganzes Vertrauen; und wer konnte ihm wohl besseren Rath in seinen weltlichen Angelegenheiten ertheilen, als ein Mann, der die französische Revolution so genau kannte, als der Cardinal Maury, der nie unterlassen hatte, ihre Schlangenwindungen mit Sachkenntniß zu verfolgen!

Italien war von neuem der Kriegsschauplatz geworden; durch die Schlacht von Marengo ward sein Schicksal dahin entschieden, daß der nördliche Theil in die Gewalt der Sieger fiel, und die Rückkehr des Papstes in das noch von Neapolitanern besetzte Rom eingeleitet werden konnte. — Am 3ten Julius 1800 zog Pius VII. unter dem Jubel des Volks in Rom ein. Wo er nur hinsah, boten sich seinem Blicke Spuren der fremden ungeregelten Verwaltung und Erinnerungen an seine bedrängte Lage, dar. Der Schein seiner weltlichen Macht war wenigstens gerettet und das Oberhaupt der Kirche war wieder auf dem, durch so viele Concilien und Decretale festgesetzten Sitze in Rom.

Es würde zu weitläufig seyn und den Regeln einer Biographie zuwider laufen, wenn man alle, der schon schwankenden Kirche und ihrem Oberhaupte wiederfahrnen Kränkungen und Schmälerungen seiner geistlichen Macht, während des Consulats Buonapartes, aus einander setzen wollte. Nachdem dieser korsische Emporkömmling dem erstaunten Europa das Schauspiel gegeben hatte, das Consulat mit der Kaiserwürde zu vertauschen, glaubte er seiner Krönung keinen größern Glanz geben zu können, als den Papst zu bewegen, nach Paris zu kommen, um aus seinen Händen die heilige Salbung und die Krone zu empfangen, und schrieb dieserhalb in den höflichsten Ausdrücken an ihn. Groß war das Erstaunen des Papstes, aber noch größer seine Unentschlossenheit; lange schwankte er unentschieden; und man ist versucht, als wahrscheinlich anzunehmen, daß die auffallend plötzliche Sinnesänderung des Cardinals Maury, — vielleicht auch sein Zureden, — den heiligen Vater bestimmt haben, dem Ansuchen des neuen Kaisers zu willfahren.

Bis jetzt hatte unser Cardinal die Zeit, die ihm seine geistlichen Obliegenheiten übrig ließen, den Wissenschaften gewidmet und eine Festigkeit des Charakters gezeigt, die ihm die Achtung derer, die mit seinen Grundsätzen nicht harmonirten, ja sogar die seiner erklärtesten Gegner erwarb. Aber, so wie alle Dinge in der Welt der Veränderung unterworfen sind, so war es auch der Fall mit dem Cardinal Maury. — Es sey nun, der große Ruf von Napoleons Siegen habe ihn gleichsam berauscht, oder er sey an der Wiederherstellung der Bourbonen gänzlich verzweifelt, — genug, er hielt es der Klugheit gemäß, sich dem von der ganzen

französischen Nation und fast allen europäischen Mächten anerkannten Kaiser zu unterwerfen und schrieb dieserhalb in den submissesten Ausdrücken an ihn, leistete ihm als geborner Franzose förmliche Huldigung und schmeichelte den Despoten durch gränzenlose Verehrung seiner hohen und erhabenen Eigenschaften und Bewunderung seiner Großthaten.

Es ist schwer zu entscheiden, was einen so klugen, so besonnenen Mann, zu diesem auffallenden Schritte kann bewogen haben. — Er stand auf dem höchsten Gipfel der Ehre und des Ruhms, und fast nichts blieb ihm mehr zu wünschen übrig. — Was konnte er für Gründe haben, durch eine so plötzliche, allen seinen Grundsätzen zuwiderlaufende Apostasie, sich vor den Augen der Mit- und Nachwelt herabzuwürdigen? — Glaubte er etwa, durch seine Unterwerfung so großen Einfluß bei Napoleon zu erhalten, und durch ihn die ziemlich gesunkene Macht und Würde des Oberhauptes der Kirche wieder empor zu heben? — Dazu war er zu einsichtsvoll, und die den 15ten Julius und den 10ten September 1801 ausgewechselten Concordate mußten ihm die Unwahrscheinlichkeit, ja sogar die Unmöglichkeit der Ausführung einer solchen Idee nur zu klar und deutlich beweisen. — Oder, zog er seine eigene Individualität ins Spiel und schmeichelte sich, durch seinen Uebertritt dereinst den Stuhl Petri zu besteigen? Die einzige, noch übrige Entschuldigung, wenn nämlich eine Entschuldigung einer so ganz unbegreiflichen Handlung eines so klugen Mannes Statt finden kann, müßte seine, von jeher entschiedene und stets bewiesene Anhänglichkeit an die monarchische Verfassung seyn; und daß die despotisch-monarchische Regierungsform des stolzen Korsen

große Hoffnungen in ihm erregt habe, die ihm so sehr am Herzen liegende Wiederherstellung der hierarchischen Gewalt, mit Hülfe Napoleonischer Machtsprüche, befördern zu können.

Daß Napoleon die Unterwerfung eines Mannes von so großem, so ausgebreiteten Ruf äußerst schmeichelhaft seyn mußte, leidet keinen Zweifel und seine Aufnahme konnte nicht huldreicher seyn. Die Unentschlossenheit des Papstes währte aber immer noch fort; das Andenken der Kränkungen, welche sein Vorgänger in Frankreich erlitten, die Mißhandlungen, denen er ausgesetzt gewesen, erfüllten sein Herz mit Schaudern und entzogen ihm alles Zutrauen zu der französischen Nation. Wirklich war eine Reise, die ihn so ganz in die Gewalt des neuen Kaisers gab, mehr als zu bedenklich und mußte nothwendiger Weise die gerechtesten Besorgnisse erregen. Auch die Cardinäle erklärten sich fast einstimmig gegen den Wunsch des Kaisers und nur der Cardinal Maury war entgegengesetzter Meinung. — Sobald das römische Volk die vohabende Reise erfuhr, äußerte es auf seine Weise das Mißfallen darüber; und alles dieses zusammengenommen erschwerte mächtig den Entschluß des heil. Vaters. Diese, dem Kaiser Napoleon schon unangenehme Verzögerung bestimmte Pius VII., das Cardinals-Collegium zu versammeln. Hier schilderte er mit besonnener Klarheit seine Lage, zeigte die, aller Bedenklichkeiten ungeachtet, dringende Nothwendigkeit seiner Reise und erklärte seinen festen und unabänderlichen Entschluß, dieselbe wirklich anzutreten.

Am 31sten October 1804 reisete der heil. Vater von

Rom ab und näherte sich in kurzen Tagereisen der französischen Gränze. Der prächtige und ehrenvolle Empfang, der ihm hier zu Theil ward, ließ ihn seine Sorgen nicht vergessen und er fühlte deutlich, daß Napoleon durch diese glänzende Aufnahme mehr sich selbst, als ihn zu ehren suche. Der Cardinal Maury, der sich im Gefolge des Papstes befand, ward vom Kaiser sehr gnädig empfangen und mit ausgezeichnetem Wohlwollen behandelt.

Pius VII. hatte wenig Ursache, mit seinem Aufenthalt in Paris zufrieden zu seyn; er sah mehr und mehr ein, daß sein Erscheinen in diesem frivolen Lande nur ein Schauspiel für die Pariser sey. Der Kaiser hatte ihm versprochen, bei ihrer persönlichen Zusammenkunft die großen Angelegenheiten der Religion ganz umständlich abzuhandeln, vermied aber sorgfältig jede Erörterung und Mittheilung darüber und hatte seinen Ministern ausdrücklich verboten, sich auf irgend eine Weise darauf einzulassen. Die Vorschriften über die Krönungsfeierlichkeiten zeigten ihm deutlich, daß er zwar zur Krönung eingeladen sey, aber nicht um sie zu vollziehen. Am 2ten December, als am feierlichen Tage der Krönung, mußte Pius sich eine Stunde früher als der Kaiser nach der Cathedralkirche begeben und bei seinem Hinzuge wurden Personen seines Gefolges von dem ausgearteten Volke gröblich beleidigt. Als der Papst länger als eine Stunde in der Cathedrale gewartet und endlich der Kaiser mit seinem Hofstaat eingetreten war, verrichtete der heil. Vater die Salbung an Haupt und Händen des Kaisers und der Kaiserin, weihte die Zeichen der Würde und hatte damit für seinen Theil die Haupthandlung beschlossen. Der Kaiser

setzte sich und dann seiner Gemahlin die Krone selbst auf; Pius geleitete beide auf den Thron, und sprach Gebet und Seegen. Daß der Kardinal Maury als ein Fürst der Kirche ihn bei dieser Gelegenheit assistirte, versteht sich von selbst. Uebrigens hielt der Kaiser seine Geringschätzung und Verachtung gegen alle Geistlichen keinesweges zurück und gewährte dem Oberhaupt der Kirche nicht einmal die Genugthuung, seine in der Revolution bloß bürgerlich geschlossene Ehe kirchlich einsegnen zu lassen. — Daß er diejenigen Bischöfe, die der Republik geschworen, ihren Eid zurücknehmen ließ, war nicht sowohl Achtung für die Kirche und deren Oberhaupt, als Haß gegen alles Revolutionaire.

Ohne uns länger bei den Streitigkeiten Napoleons mit dem Papste und seiner bis zum 4ten April 1805 verzögerten Abreise aufzuhalten, kehren wir zum Cardinal Maury zurück, der, ungeachtet der Auszeichnung, die er am französischen Hofe genoß, nicht im Stande war, den kirchlichen Angelegenheiten, die seinem ehrwürdigen Beschützer so sehr am Herzen lagen, eine günstigere Wendung zu geben. Er fuhr aber dennoch fort, sich immer mehr in der Gunst Napoleons zu befestigen, der sich zwar öfters mit ihm unterredete, wollte aber der Cardinal die Gelegenheit benutzen und im Lauf der Unterhaltung ein Wort zum Vortheil der Kirche anbringen, so verließ ihn der Kaiser sogleich und das war mehr als hinreichend, den feinen Hofmann zum Schweigen zu bringen.

So rückte die Zeit immer näher, wo der Cardinal Maury den Lohn seiner Verlassung von der Sache der Bourbonen einerndten sollte. — Im Jahr 1808 erhob

ihn der Kaiser zum Erzbischof von Paris. — Es ist traurig, gestehen zu müssen, daß mit dieser neuen Würde sich auch die Gesinnungen des Cardinals gänzlich umgeändert hatten. Vom eifrigen Vertheidiger seines rechtmäßigen Souverains sank er herab zum feilen Schmeichler des Usurpators. Sein ehemaliger großer Ruf scheiterte an den Klippen des Hofes von St. Cloud und Malmaison, und die Welt sah in dem sonst Hochverehrten nichts als den Sclaven des Thronenräubers. Von diesem Zeitpunkt an war er der eifrigste Diener Buonaparte's. Seine Hirtenbriefe, seine Reden handelten von nichts, als dem ausschweifenden Lobe des Despoten, ermahnten die Völker zum Gehorsam und unbedingter Hingabe ihrer Güter und des Bluts ihrer Söhne. In seinen Anreden herrschte ein Geist der verworfensten Schmeichelei, der Ekel erregte, aber damals der gebietende Ton in Frankreich war.

Jetzt kam auch die Zeit, wo der Cardinal und Erzbischof Maury Ursach hatte, seinen Wankelmuth zu bereuen. Stolz wähnte sein Oberherr, die ganze Welt unter sein eisernes Joch zu zwängen, aber die Vorsehung hatte es anders beschlossen; er fiel vor der Macht des gegen ihn verbündeten Europa's und das alte Herrschergeschlecht der Bourbonen bestieg im Jahr 1814 wieder den Thron seiner Väter. Welcher Fülle von Glanz und Ruhm hätte der Cardinal Maury sich zu erfreuen gehabt, wenn er die Treue und Anhänglichkeit, die von jeher der Hauptzug in seinem Charakter gewesen war, bis zur Wiedereinsetzung seines rechtmäßigen Souverains aufbewahrt hätte! — Trauriges Schicksal! traurige Verirrung des menschlichen Geistes! — Wie hellglänzend hätte der Name Maury, dieser sonst so

gepriesene Name, im Tempel des Nachruhms glänzen können; aber verlöscht hat ihn sein Unbestand und geächtet hat ihn die Menschheit.

Nichts wirkt mehr auf die Gemüther der Menge, als das Beispiel solcher Männer, die einen vorzüglichen Ruf vor sich haben und im anerkannten Besitz großer Talente sind. — Dies war der Fall des Cardinals Maury; er hat durch seinen Uebertritt zur Parthei Buonaparte's mehr Unheil gestiftet, als irgend Jemand. Denn nicht genug, die Rechtmäßigkeit seiner Usurpation feierlich anzuerkennen, erhob er ihn in allen seinen Reden bis in die Wolken; fand, daß alle seine Thaten das Werk seiner unersättlichen Liebe zum Vaterlande und der Menschheit und sein Ruhm das Glück der ganzen Nation sey. In einer an den Kaiser gerichteten Adresse sagt er: „bei Ihnen, Sire, ist die offene Quelle, wo schöne Thaten, ohne sich je zu erschöpfen, sich mit jedem Tage vermehren, und woraus jeder ächte Franzose Schätze der Tugend, der wahren Größe und Großherzigkeit schöpfen kann." — In den Reden, die er bei Gelegenheit erfochtener Siege und trügerischer Friedensschlüsse hielt, erschöpfte er mit der ihm eigenen Beredtsamkeit Alles, was die kriechendste Schmeichelei, die damals in Frankreich zur wahren Wissenschaft gediehen war, nur immer hervorbringen kann, und da es bei der verdorbenen Mehrzahl der Nation seine Wirkung nicht verfehlen konnte, entfernte er die Herzen des Volks immer mehr von ihrem rechtmäßigen Regenten und schadete der guten Sache bedeutender, als er ihr sonst Nutzen geschafft hatte.

Als Ludwig XVIII. in die befreite Hauptstadt seines

Reichs wieder eingezogen war, wähnte der Cardinal-Erzbischof, daß er in seiner erhabenen geistlichen Würde bleiben und schmeichelte sich, daß der König, in Rücksicht seiner ehemaligen Anhänglichkeit an das Haus Bourbon, seine Apostasie nicht rügen werde. — Vielleicht mogte er auch in seinem Innern froh seyn, den rechtmäßigen Souverain wieder eingesetzt zu sehen; — denn man kann ihm wohl die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, anzunehmen, daß sein Abfall mehr einer übel berechneten Politik und aufgegebenen Hoffnung, als der Ueberzeugung der Rechtmäßigkeit des Usurpators zuzuschreiben war. Mit nicht geringer Zuversicht beeilte er sich daher, gleich nach der Ankunft des Königs, demselben seine Submission, als Erzbischof von Paris, zu Füßen zu legen. Aber wie groß war sein Erstaunen, als man ihm bedeutete, daß Ludwig XVIII. ihn weder sehen noch anhören wolle.

Daß ein so kluger, so gewandter Hofmann, nicht Alles angewandt haben sollte, um die verlorne Gunst seines Monarchen wieder zu erlangen, läßt sich nicht bezweifeln. Ludwig XVIII. hatte so manchen Anhänger Napoleons zu Gnaden aufgenommen und in seinen Würden bestätigt, warum sollte sich unser Cardinal-Erzbischof nicht einer ähnlichen Begünstigung zu getrösten haben? Aber alle seine Bemühungen waren vergebens, und er konnte keinen Zutritt beim königlichen Hofe erlangen. — Alle seine Hoffnungen schwanden, als ihm angedeutet wurde, den Erzbischöflichen Pallast in Paris zu räumen, den er, seines Widerstrebens ungeachtet, verlassen mußte, weil er zu einem andern Zwecke eingerichtet werden sollte. Auch mit dem Capitel hatte er heftige Streitigkeiten, indem es ihn schlechterdings nicht

als Erzbischof anerkennen wollte, da er zu Folge des neuen, zwischen dem Papst und dem Könige von Frankreich errichteten Concordats, kein päpstliches Breve hatte und Pius VII. das mit Napoleon den 25sten Januar 1813 abgeschlossene und ihm mit Gewalt abgedrungene Concordat, sogleich nach dessen Bekanntmachung verworfen hatte.

Der Papst hatte während seiner Gefangenschaft öffentlich erklärt, daß er den von Napoleon ernannten französischen Bischöfen nur dann die canonische Einsetzung ertheilen, und unter keiner Bedingung auf sein oder seiner Räthe Verlangen eingehen werde, als bis Napoleon alles ihm Entrissene wiedergegeben haben würde. Als ihm daher der Cardinal Maury meldete, daß ihn der Kaiser zum Erzbischof von Paris ernannt habe, erklärte Pius VII. demselben die Unrechtmäßigkeit dieser Ernennung und die Ungebührlichkeit der Einwilligung des Cardinals. Auch hatte der Papst damals dem Capitel von Paris seine Unzufriedenheit über die Vernachlässigung der Pflicht, bei diesem Vorfalle die alten Gesetze der Kirche zu berücksichtigen, sehr ernstlich zu erkennen gegeben, und es war daher kein Wunder, daß das Capitel bei so glücklich veränderten Umständen sich weigerte, den Cardinal Maury als ihren Erzbischof anzuerkennen. In der Hoffnung, den Papst dahin zu bewegen, ihm das erforderliche Breve zu ertheilen, verließ Maury Paris und begab sich nach Rom, wo er aber auch keine sonderliche Aufnahme fand. Wie verschieden war sie von der, die er im Jahr 1792 erhalten hatte. Pius VII. verweigerte ihm sogar eine Audienz, weil er seine niedrige Schmeichelei gegen den Mann, der alles Recht mit Füßen getreten und

das Oberhaupt der Kirche so schändlich gemißhandelt hatte, nicht vergessen konnte.

Das neue Concordat, welches zwischen dem Papst und dem Könige von Frankreich errichtet worden, war wesentlich von dem verschieden, welches Napoleon für die gallicanische Kirche mit dem päpstlichen Stuhle abgeschlossen hatte, und verdient daher ganz vorzüglich in Rücksicht auf den Cardinal Maury, als Erzbischof von Paris, in Erwägung gezogen zu werden. Die Haupttendenz des ersten war, der gallicanischen Kirche ihren ehemaligen Glanz wieder zu geben. Zu diesem Ende sollte die Anzahl der französischen Bischöfe bis auf 92 vermehrt und den Erzbischöfen die Pairswürde ertheilt werden. Dies ging für den Cardinal und Erzbischof Maury verloren und Pius VII. bestimmte für den alten Erzbischof und Großalmosenier von Paris, Talleyrand-Perigord, so wie für die Bischöfe von Langres und Alais, den Cardinalshuth.

Napoleon fühlte lebhaft die unbezwingliche Gewalt der Meinungen und der religiösen Verhältnisse, und da er weder durch Gewalt noch Güte den heil. Vater zur Errichtung eines Concordats bewegen konnte, ließ er ein National-Concilium in Paris eröffnen, wozu sämmtliche Bischöfe eingeladen wurden. Aber die 104 versammelten Bischöfe fügten sich so wenig in den Willen des Kaisers, daß, nachdem man mehrere Deputationen an den Papst gesandt hatte, das Concilium wieder aufgehoben wurde und die Prälaten aus einander gingen; denn Pius verweigerte standhaft seine Genehmigung zu den kaiserlichen Forderungen und erklärte bestimmt: daß Alles, was man in seinem Namen

bekannt machen möchte, ungültig wäre, ehe und bevor er nicht völlig in Freiheit gesetzt sey. — Hierauf ward er von Savona, seinem bisherigen Aufenthalt, nach Fontainebleau gebracht, wohin sich Napoleon selbst begab, und unaufhörlich wiederholte Vorstellungen und Gewalt brachten es endlich dahin, daß Pius eine vorläufige, aber sehr bedingte Einwilligung zu einem Concordate gab, wodurch er sich verbindlich machte, binnen eines Zeitraums von sechs Monaten die vom Kaiser ernannten Bischöfe canonisch einzusetzen, widrigenfalls der Erzbischof, oder der älteste Bischof der Provinz, es bewirken sollte. Der Papst dagegen sollte zehn Bischöfe in Frankreich und Italien ernennen dürfen und in eine, dem Oberhaupt der Kirche angemessene Lage gesetzt werden.

Die hierin zu Gunsten des Erzbischofs Maury enthaltene Clausel, die ihn gleichsam zum Stellvertreter des Oberhaupts der Kirche machte, mag unstreitig das Herz des so gebeugten und gemißhandelten Papstes mit Bitterkeit erfüllt haben. Hiezu kam, daß der wortbrüchige Napoleon das Concordat als völlig abgeschlossen bekannt machte und es zum Reichsgesetz erklärte, obgleich Pius VII. sich ausdrücklich ausbedungen hatte, daß es nicht eher gültig seyn sollte, als bis er in einem Cardinals-Consistorium darüber berathschlagt habe.

Es war daher kein Wunder, wenn der Cardinal Maury in Rom eine schlechte Aufnahme fand. Die dem Papst ergebenen Cardinäle und vorzüglich die italienischen, waren eben so gegen ihn eingenommen, als sie sein ganzes Betragen, während seines Abfalls und seiner gränzenlosen Anhänglichkeit an den Erbfeind der

katholischen Kirche, verabscheuten, und das Cardinals-Collegium, dessen Mitglied er war, trug daher nach der Rückkehr Ludwigs XVIII. Bedenken, ihn wieder in seine Mitte auf und anzunehmen, ehe er nicht seinen unverzeihlichen Wankelmuth und den Schaden, den er dadurch der Kirche zugefügt, durch strenge Buße wieder gut gemacht hätte. Willig und resignirt unterwarf sich der ehrgeizige Cardinal in einem Kloster den härtesten Bußübungen; exemplarisch war seine fromme Zurückgezogenheit, sein Beten und Fasten. Hiedurch wurde er zwar wieder als Cardinal anerkannt, allein die ehemalige Achtung erlangte er nie wieder und das Erzbisthum von Paris war unwiederbringlich für ihn verloren.

Wenn man, statt einer aufrichtig historischen Biographie des Cardinals Maury, seinen Panegyrikus entwerfen wollte, würde es auch dem geschicktesten Lobredner schwer fallen, das Betragen unsers Helden zu entschuldigen. Er war ein zu kluger Politiker, um nicht einzusehn, daß Napoleons Idee, der Religion einen Theil ihrer ehemaligen Würde wieder zu geben, nichts anders als ein politisches Gaukelspiel war; und daß das beim Antritt seiner Regierung mit so vieler Pracht und Ostentation bekannt gemachte Concordat mit dem Papste, bloß eine gründlich berechnete Maaßregel war, das Volk, zu dessen unumschränkten Despoten er sich aufgeworfen hatte, mit mehrerer Leichtigkeit zu beherrschen. Der größte und vernünftigste Theil der französischen Nation sehnte sich nach einer uneingeschränkten Religionsfreiheit. — Man war der Verfolgung der Priester müde und wünschte sehnlich, daß die oberste

weltliche Gewalt sich nicht mehr um die religiösen Meinungen der einzelnen Individuen bekümmere.

Die Haupttendenz Napoleons bei dem wiederhergestellten Glanze der katholischen Kirche, ging darauf hinaus, dem bethörten französischen Volke die Legitimität seiner Ursurpation durch die Stimme der Diener Gottes verkündigen zu lassen; und er hat seine Absicht nicht verfehlt; denn seit dieser Zeit hat die hohe Geistlichkeit sowohl, als der übrige Clerus nicht aufgehört, ihn als den Stellvertreter der Vorsehung auf Erden, den Gesandten Gottes und das Werkzeug seiner Rathschlüsse anzupreisen. — Daß der Cardinal Maury einer der eifrigsten Lobredner Napoleons war und in seinen Hirtenbriefen und amtlichen Ermahnungen es mit der ganzen Energie seiner Beredtsamkeit der Nation ans Herz legte, ihn als den von Gott gesandten, legitimen Beherrscher Frankreichs anzuerkennen, ist schon gesagt worden und allgemein bekannt. Kein Wunder also, wenn bei den nothwendigen Folgen der Fortschritte des menschlichen Geistes und des Impulses, den Europa und vorzüglich Frankreich durch seine Revolution erhalten hatte, die unter den eisernen Fesseln des Despotismus erniedrigte Religion, ihres neu erlangten Glanzes ungeachtet, dem aufgeklärten Theil der Nation verächtlich werden mußte. — Uebrigens hatte Pius VII. laut und öffentlich gegen das, von Napoleon theils mit List und theils gewaltsam ihm als Gefangenem zu Fontainebleau abgedrungene Concordat, protestirt. Denn nach einer zwischen dem heil. Vater und Napoleon genommenen Verabredung sollte es nicht eher publicirt werden, als bis Pius darüber in einem Cardinals-Consistorio deliberirt haben würde; aber Napoleon hatte nichts eiliger, als es so

schnell wie möglich bekannt zu machen, um die widrige Idee, welche seine früheren Concordate bei der unterjochten Nation hervorgebracht hatten, in Vergessenheit zu bringen. Der mehr oder mindere Antheil, den der Erzbischof von Paris an diesen Verhandlungen gehabt haben kann, ist unbekannt geblieben; doch kann man sich leicht vorstellen, daß er dabei nicht unbeschäftiget geblieben ist. Eben dieses hatte das, dem Oberhaupt der Kirche treu gebliebene Cardinals-Collegium so gegen ihn aufgebracht, daß, obgleich es ihn wieder in seinen Schooß aufnahm, er doch nie die vorige Achtung erlangen konnte. Hierzu kam noch, daß Italien und vorzüglich der Kirchenstaat durch die Franzosen so mitgenommen war, daß die Einkünfte, auch der reichsten Cardinäle, dadurch geschmälert waren; was denn auch den Cardinal Maury öfters in nicht geringe Verlegenheit setzte.

So verlebte er freuden- und achtungslos in Rom den Rest seiner Tage, und so ward durch Wankelmuth und falsche Politik der Ruhm eines Mannes verdunkelt, der in früheren Zeiten durch seine Talente und seltenen Eigenschaften des Charakters, als Gegenstand allgemeiner Achtung und Verehrung geglänzt hatte. Die Wissenschaften, denen er sonst die Stunden seiner Muße widmete, hatten keinen Reiz mehr für ihn; in düstrer Zurückgezogenheit quälte die Reue über sein Verhalten das Herz des altes Mannes. Sein muthiges und treffliches Benehmen als Mitglied der constituirenden Versammlung, sein Eifer für die Aufrechthaltung der Kirche, die Anhänglichkeit an seinen rechtmäßigen Souverain, hatten seinem Namen eine Celebrität erworben, die ihn auf die hohe Stufe eines Fürsten der Kirche stellte, die

ihn vielleicht gar berechtiget hätte, nach dem Sturz des corsischen Usurpators und der Regeneration seines Vaterlandes, Ansprüche auf den römischen Stuhl zu machen, auf dem bereits 235 Päpste gesessen hatten.

Alle diese großen Aussichten waren nunmehr unwiederbringlich für den so ehrgeizigen Mann verloren, weil er seinen ehemaligen Grundsätzen ungetreu und kleinmüthig an der Sache der Bourbonen verzweifelnd, aus falschen Ansichten seine Knie vor dem Tyrannen gebeugt, sich zu seinem eifrigsten Lobredner und kriechendsten Schmeichler aufgeworfen und dadurch der öffentlichen Verachtung preis gegeben hatte. Wie kränkend eine solche Lage für den Cardinal Maury seyn mußte, kann man sich leicht vorstellen. Sie warf ihn auf ein schweres und langwieriges Krankenlager, von dem er nicht wieder aufstand und im Mai 1817, im beinahe vollendeten 71sten Jahre sein Leben beschloß. Er hatte sich eingebildet, daß man ihm Gift beigebracht habe, und er nur durch Gegengifte sein Leben erhalten könne, die er zu diesem Ende in starken Dosen einnahm, und sich dadurch gleichsam selbst vergiftete. Auf die Idee des Vergiftens war er durch die Veränderung der Farbe seiner Lippen gekommen. Andre behaupten, er sey am Scorbut gestorben, welches um so wahrscheinlicher ist, da gleich nach seinem Ende sich merkliche Spuren der Verwesung um Mund und Lippen zeigten. Er ward mit allen, seinem Stande gebührenden Ehrenbezeugungen begraben. Ein Beweis, wie wenig Achtung man für ihn hatte, ist, daß als sein Leichnam nach der Chiesa nuova (St. Maria) in Veticilla, wo man die Exequien celebrirte, getragen wurde, das römische Volk ihn auszischte.

Da, den römischen Gebräuchen gemäß, die Leiche in der Kirche offen stand, und man, wegen der schon erwähnten Spuren der Verwesung auf seinem Gesichte solches mit einer wächsernen Larve zu bedecken genöthiget war, verfehlte Pasquino nicht, seinen Witz durch folgende Grabschrift auf ihn zu äußern:

Qui giace Maury Gallo porporato,
Che vivo e morto fu sempre mascherato.

So endete ein Mann seine irdische Laufbahn, der, von der Natur mit den herrlichsten Gaben ausgerüstet, diese zu einer Zeit anwenden konnte, die noch die späteste Nachwelt in Erstaunen setzen wird. Seine Verdienste um Vaterland und Kirche waren so ausgezeichnet, die Vertheidigung derselben mit so hohem Muthe unternommen, daß das Oberhaupt der katholischen Kirche ihn kaum genugsam dafür mit dem Purpur belohnen zu können glaubte.

Es blieb dem ehrgeizigen Manne nichts zu wünschen übrig; und wie glücklich und ruhmvoll würde er seine Laufbahn beschlossen haben, wenn er den, seine ganze Lebenszeit hindurch behaupteten Grundsätzen, treu geblieben wäre. — Sein böser Genius aber reizte ihn, die gute Sache zu verlassen und sich sclavisch dem fürchterlichen Tyrannen zu unterwerfen der mit seinen Combinationen die Welt umfassen und sie sich unterwerfen wollte.

Der Sturz Napoleons zog natürlicher Weise den seiner Creaturen nach sich und der Cardinal Maury trat, verachtet von der ganzen Welt und selbst vom

römischen Volke ausgezischt, vom Schauplatz und bestätigte durch sein trauriges Ende die Wahrheit des großen Axioms: daß Untreue ihren eigenen Herrn bestraft.

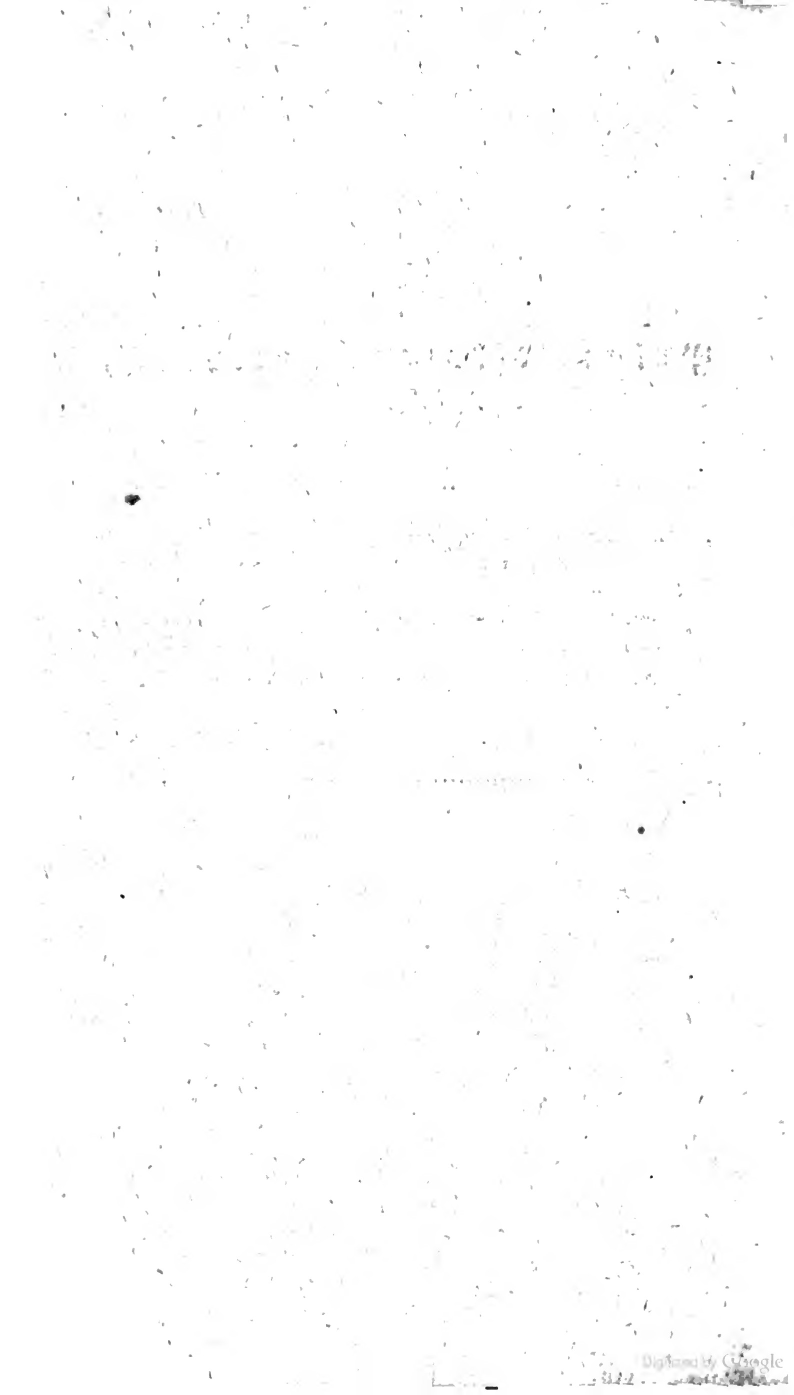
IV.

Prinz Nikolas Soltykoff,

russischer Feldmarschall.

„Je me suis érigé un monument mémorable et éternel, plus solide que les métaux et plus élevé que les pyramides: ni les orages, ni la foudre ne pourront le briser et le tems dans son vol rapide ne sauroit le détruire; ainsi je ne mourrai pas tout entier, mais une grande partie de mon être se dérobant à la corruption, vivra encore après ma mort.“

Derjavine.



Prinz Nikolas Soltykoff,

russischer Feldmarschall.

Im Laufe des Jahres 1816 verlor Rußland einen seiner ausgezeichnetsten Staatsmänner; einen Mann, der sich durch seine Tapferkeit im Kriege sowohl, als durch seine Klugheit im Ministerio rühmlich bekannt gemacht hat; der in allen bürgerlichen Tugenden geglänzt und durch seine großen und mühsamen Dienste zu den ersten Würden des Staats, zum höchsten Grade der Achtung seiner Zeitgenossen und der Nachwelt gelangt ist und sich dadurch der Dankbarkeit seines Vaterlandes werth gemacht hat. Eine umständliche Geschichte des Lebens und der Thaten eines so berühmten Mannes würde ohne Zweifel äußerst wichtig für Jedermann und eben so angenehm für seine Landsleute seyn; aber wer möchte es jetzt wohl wagen, sich zu seinem Geschichtschreiber aufzuwerfen? —

Das Leben des Prinzen Nikolas Soltykoff ist nicht das eines unbedeutenden Bürgers. Der Einfluß, den er durch seine Verdienste, seine lange Dienstzeit

und das Zutrauen, womit ihn seine Monarchen beehrt haben, erworben hatte, mußte ihn natürlich mit den wichtigsten Staatsgeheimnissen bekannt und zum Vertheidiger ihrer größten Angelegenheiten machen; und da die Begebenheiten, an denen er Antheil gehabt, zu sehr in unsrer Nähe liegen, ist es unumgänglich nöthig, sie noch zur Zeit mit dem Schleier des Geheimnisses zu bedecken. Selbst seine Bescheidenheit, dieses charakteristische Kennzeichen der Tugend und Seelengröße, die alle Handlungen seines Lebens bezeichnet, gebietet es, daß man es der Nachwelt überlassen muß, seine Geschichte bekannt zu machen und zu beschreiben. Ehrfurchtsvoll wollen wir uns der Asche dieses tugendhaften Mannes nähern, sie mit Thränen des Schmerzes und der Dankbarkeit benetzen, und indem wir, so viel als möglich ist, sein Leben durchgehn, wollen wir durch diese schwache Skizze die Schuld des Vaterlandes abtragen.

Ruilhières und mehrere andre Schriftsteller lassen ganz falsch die Familie der russischen Soltykoffs von den Soltykoffs aus Pohlen abstammen. Diese letztern stammen von Michael Glebowitsch Soltykoff-Morosoff ab, der Bojar unter den Zaaren Theodor Iwanowitsch und Boris Feodorowitsch Godunoff, und Mitglied des höchsten Raths war, der während des Zwischenreichs errichtet ward, das auf die Absetzung ges Zaars Basil Iwanowitsch Schuisky folgte; auch war er außerordentlicher Ambassadeur in Pohlen, wo er zu Anfange des 17ter Jahrhunderts während der in Rußland ausgebrochenen Unruhen sich aufhielt. Seine Nachkommen, nachdem sie die römisch-katholische Religion angenommen, haben die wichtigsten Aemter des Königreichs bekleidet. Einer

von ihnen, Kajetan Soltykoff, Bischof von Cracau und Herzog von Severien, war ganz vorzüglich durch die Standhaftigkeit bekannt, mit der er zu Anfange der Regierung Stanislaus Augustus, die Rechte der Republik vertheidigte.

Die Familie Soltykoff in Rußland stammt von Michael Prüschawin, oder der Preußische, ab, der ungefähr während der Mitte des 13ten Jahrhunderts mit einem zahlreichen Gefolge nach Nowogorod zum Großfürsten Alexander Jaroslawitsch Newsky kam, um unter den siegreichen Fahnen dieses Fürsten gegen die Schweden und Liefländer zu dienen. Dieser Michael Pruschawin stammte von den alten Beherrschern Preußens aus dem slavonischen Stamme ab, die, nachdem sie in ihrem Vaterlande durch die Kreuzfahrer und Deutschen unterdrückt worden waren, eine Freistatt im Norden suchten. Den Beweis hiervon findet man in den gewöhnlichen Wappen der verschiedenen aus diesem Stamme entsprossenen Familien, z. B. der Scheins, der Morosoffs und anderer mehr; dieses Wappen ist das Wappen Preußens mit der Krone und dem herzoglichen Mantel. Vor noch nicht langer Zeit befand es sich am Rathhause zu Thorn, im polnischen Preußen. Der Vater des Prinzen Nikolas Soltykoff, Iwan Alexewitsch, General en Chef und Ritter mehrerer Orden, war ein Sohn des Neffen der Kaiserin Anna Iwanowna und der Herzogin von Meklenburg, Catharina Iwanowna, deren Mutter, die Czarin Proskowia Feodorowna, Gemahlin des Czars Iwan Alexewitsch, aus der Familie der Soltykoffs abstammte *). Johann

*) Seine Schwester, Anastasia Feodorowna, war vermählt

Alerewitsch war mit der Gräfin Anastasia Petrowna Tolstoy, Enkelin des Grafen Peter Andreewitsch Tolstoy, der unter Peter dem Großen so berühmt war, vermählt.

Der Prinz Nikolas Iwanowitsch war den 31sten October 1736 geboren. So berühmt auch seine Geburt war, fing er dennoch seine militairische Laufbahn als gemeiner Soldat im Semenofskyschen Garde-Regiment an, machte in demselben Jahre, nämlich 1748, den Feldzug am Rhein in dem Armeecorps, welches die Kaiserin Elisabeth der Maria Theresia dahin zu Hülfe geschickt hatte, kurz vor dem Aachner Frieden, mit; der Vater des Prinzen Nikolas befand sich bei eben diesem Corps als General. Auch zeichnete er sich im siebenjährigen Kriege so rühmlich aus, daß er den Auftrag erhielt: der Kaiserin Elisabeth die Nachricht vom dem, durch den Marschall Soltykoff nahe bei Frankfurt über Friedrich den Großen erfochtenen Siege zu überbringen. Bei dieser Gelegenheit ernannte ihn die Kaiserin zum Obristen. Im Jahr 1762 befand er sich bei der Belagerung von Colberg unter den Befehlen des Grafen Romanzoff, und ward in eben diesem Jahre von Peter III. zum Generalmajor ernannt.

Von 1762 bis 1768 befehligte der Prinz Nikolas Iwanowitsch abwechselnd die russische Armee in

---

mit Johann Romodanowsky, welcher nach dem Tode seines Vaters, des Prinzen Feodor Romodanowsky, von Peter I., der ihn während seiner beiden Reisen ins Ausland an die Spitze der Regierung gestellt hatte, den Titel des Prinzen Cäsar erhielt.

Polen *). Als einer der ältesten Generale erhielt er 1768 das Commando über die an der türkischen Gränze sich zusammenziehende Armee und machte den Moldau Feldzug mit, die durch die Einnahme von Chotzin endigte. Ganz vorzüglich zeichnete er sich bei einer merkwürdigen Gelegenheit aus, die der Uebergabe der Stadt voranging. Da ihm aber der Prinz Galitzin in seinem desfalsigen Bericht die ihm zukommende Gerechtigkeit nicht widerfahren ließ, auch überdieß seine Gesundheit zerrüttet war, so verließ er 1770 die Armee, um eine Reise ins Ausland zu machen; ob man ihm gleich die Stelle als Gouverneur der neueroberten Provinzen, der Moldau und Wallachey, anbot **).

*) Ruilhières, der den Russen selten Gerechtigkeit widerfahren läßt, sagt bei dieser Gelegenheit im 2ten Theile seiner Geschichte der Anarchie Polens S. 84 unter andern: „Diese russische Armee blieb einige Stunden von Wilna in einer gleichförmigen Unthätigkeit stehen; sie ward von einem jungen Gen ral Soltykoff kommandirt, welcher den ziemlich unbestimmten Befehl hatte, Polen in Schrecken zu setzen, und der, wenn er, seiner Ordre zu Folge, einige Drohungen machen mußte, durch die Rechtschaffenheit seines Charakters mit diesen gemeiniglich im Widerspruch stand. Er war seit Kurzem mit einer der schönsten Personen Rußlands verheirathet, einer Nichte der unglücklichen Dolgoruky. Dieser General ward wider seinen Willen mit der Unterjochung Curlands beauftragt, und da er seine junge Gemahlin in Mietau, im Pallast der Henker ihrer Familie zurückgelassen hatte, sehr ungedüldig seine Rückkehr betrieb, auch übrigens kein Verlangen trug, ein so außerordentliches Commando zu verlängern."

**) Diese schmeichelhafte Auszeichnung schlug er vorzüglich aus Anhänglichkeit an den Grafen Romanzow ab, weil er wußte, daß es diesem unangenehm war.

Die Reise des Prinzen Nikolas dauerte drei Jahre; zur Wiederherstellung seiner Gesundheit besuchte er die Bäder von Pyrmont und Aachen, auch brachte er einige Zeit am Hofe Friedrichs II. und einen Winter in Paris zu. — Während seiner Abwesenheit ward er 1773 zum General en Chef und Vicepräsidenten des Kriegscollegiums ernannt, welchen Platz der Feldmarschall, Graf Tschernischeff, bis zu dieser Epoche verwaltet hatte. Bei seiner Zurückkunft nach Rußland trat Prinz Nikolas, bei Gelegenheit der Vermählung des Großfürsten Paul, an die Stelle des Grafen Panin, der sich damals vom Hofe entfernte und bloß die Leitung des Departements der auswärtigen Angelegenheiten beibehielt. Während der zehn Jahre, welche er bei der Person des Großfürsten Paul Petrowitsch zubrachte, begleitete er ihn zu seiner zweiten Verlobung mit der jetzigen Kaiserin Mutter, Maria Feodorowna, nach Berlin, so wie auch auf seinen, unter dem Namen eines Grafen vom Norden, unternommenen Reisen in fremde Länder.

Bei ihrer Zurückkunft ward Prinz Nikolas 1783 mit der Erziehung des Großfürsten Alexander, jetzt glorreich regierenden Kaisers, und des Großfürsten Constantin beauftragt. Kurz darauf ward er zum General-Adjutanten Ihrer Majestät der Kaiserin Catharina II., Obrist Lieutenant des Regiments Garde du Corps Semenowsky, so wie zum Senator und Mitglied des großen Staatsraths ernannt, auch vertrat er die Stelle des Marschalls, Prinzen Potemkin, im Kriegs-Departement, welches er, während der beiden Kriege mit Schweden und der Pforte von 1786 an bis zum Absterben der Kaiserin Catharina II. leitete, die ihn bei Gelegenheit des Friedensschlusses mit Schweden in

den Grafenstand erhob und ihn in dem neueroberten Polen 5000 Bauern schenkte. Nach dem mit der Pforte abgeschlossenen Frieden erhielt er zur Belohnung der nunmehr vollendeten Erziehung Ihrer Kaiserlichen Hoheiten, der beiden Großfürsten Alexander und Constantin, 100,000 Rubel ein für allemal baar ausgezahlt, eine jährliche Pension von 25,000 Rubel, ein Haus in Petersburg und ein silbernes Tafel-Service. Im Jahr 1796 ernannte ihn Kaiser Paul zum General-Feldmarschall und Präsidenten des Kriegs-Collegiums und im Jahr 1799 zum Lieutenant des Kaisers und Großmeister des souverainen Ordens des heil. Johannes von Jerusalem und in der Folge zum Großprior des griechischen Priorats.

Der Prinz Nikolas war Ritter der ersten Klasse aller russischen Orden, mit Ausnahme des vom heil. Georg, der erst, nachdem er die militairische Laufbahn bereits verlassen hatte, errichtet wurde. Von Seiten des französischen Hofes erhielt er den Orden unsrer lieben Frauen vom Berge Carmel und den vom heil. Lazarus. Der König von Polen Stanislaus Augustus verlieh ihm den weißen Adler-Orden und den vom heil. Stanislaus, und bei der Krönung des Kaisers beschenkte ihn Se. Kaiserliche Majestät mit Dero, mit Brillanten besetztem Bildnisse.

Bei dem Kriege mit Napoleon 1806 leitete Prinz Nikolas den, in diesem Jahre niedergesetzten geheimen Ausschuß zur Organisation der Nationalmiliz und präsidirte in diesem geheimen Ausschusse, und in dem denkwürdigen Jahre 1812 ward er zum Präsidenten des höchsten Reichsraths und des Ausschusses der Minister

ernannt; welchen wichtigen Verrichtungen er, ungeachtet seines hohen Alters, bis zur Wiederkunft Sr. Majestät des Kaisers im Jahr 1816 vorstand. Den 20sten August 1814 war er zu der Würde eines erblichen russischen Prinzen mit dem Titel „Hoheit“ erhoben worden und durch eine Ordre vom nämlichen Tage und Datum erhielt er eine Ehrenwache zur Belohnung *).

Dies war die lange und glänzende Laufbahn des Marschalls Prinzen Nikolas Soltykoff, die ihm mit Recht die Dankbarkeit seiner Zeitgenossen erworben hat; und diese Laufbahn ist nicht nur durch die Wichtigkeit seiner hohen Aemter, sondern ganz vorzüglich durch jene Tugend, die ihm in allen seinen Handlungen zum Grundsatz und Leitfaden diente, berühmt geworden. In seinen militairischen Verrichtungen zeigte er eine große Thätigkeit, die Klugheit eines guten Generals und die Empfindsamkeit eines Herzens voll Menschenliebe. Hatte er im Gerichtshofe über das Schicksal seiner Nebenmenschen zu entscheiden, so hielt seine Gerechtigkeitsliebe mit fester Hand die Wage der Unpartheilichkeit; aber der Schwache und Dürftige fand gar leicht den Weg zu seinem Herzen. Das Vaterland schätzte seine Verdienste und die Regenten desselben schenkten ihm ihr Zutrauen. Die persönliche Achtung, mit der ihn die Kaiserin Catharina II. beehrte, hat sie ohne

*) Die Ukase darüber lautete wie folgt: „Zum Zeichen unsrer besonderen Zufriedenheit mit den langen Arbeiten des Marschalls Prinzen Soltykoff und der ausgezeichneten Dienste, die er dem Vaterlande geleistet, bewilligen Wir ihm den Vorzug einer Officiergarde.“

Zweifel dazu bewogen, ihn bei Paul I. anzustellen, und seine Beförderung zu dem wichtigen Posten eines Marschalls beweiset die Dankbarkeit des Kaisers; denn diese Belohnung war eine der ersten Gnadenbezeugungen beim Antritt seiner Regierung. Die Sorge für die Erziehung der beiden Großfürsten Alexander und Constantin, die ihm von der unsterblichen Catharina aufgetragen wurde, und die ihre Klugheit und die rege Zärtlichkeit für ihre Enkel zu dieser Wahl gebracht hatte, ist abermals ein sicherer Beweis ihrer innigen Ueberzeugung von der Strenge der Grundsätze, den Eifer und der Weisheit eines solchen Gouverneurs. Die treue Erfüllung einer so ruhmvollen Aufgabe bleibt ein ewiges Denkmal seiner Verdienste und seiner Tugenden.

Der Prinz Nikolas Soltykoff hat sein ganzes Leben dem Dienste des Vaterlandes gewidmet, und es demselben aufgeopfert. Die Natur hatte ihn so freigebig mit ihren besten Gaben ausgestattet; daß er nicht nur bis zum spätesten Alter seine ganze Gegenwart des Geistes behielt, sondern sich auch eines frischen jugendlichen Gedächtnisses zu erfreuen hatte. Der letzte Posten, den er von 1812 bis 1814 bekleidete, während welcher Zeit der Kaiser Alexander von seinem Reiche entfernt war, dieser so erhabene Posten, wo das Ruder des Staats seiner Sorgfalt anvertraut war, wird ein ewiges Denkmal von der Wichtigkeit seiner Dienste in Aller Herzen bleiben. So groß auch die Erhabenheit und Würde des Marschalls war, hatte doch Jedermann leichten Zutritt zu ihm und äußerst angenehm war seine Unterhaltung. Er hörte sehr gerne alle diejenigen an, die seines Schutzes bedurften, und machte sich ein Vergnügen daraus, ihnen gefällig zu seyn. Auch hatte er ungemein

viel Nachsicht gegen die Unvollkommenheiten Anderer und ließ dem Verdienste die ihm zukommende Gerechtigkeit widerfahren. Die Güte seines Herzens bestimmte ihn beständig zum Vortheil seiner Mitmenschen, und obgleich ihn die Erfahrung nöthigte, nur mit Vorsicht sein Vertrauen zu schenken, so gab sein edler Charakter es nicht zu, Jemanden ohne hinlänglichen Grund, durch sein Mißtrauen zu betrüben. Er öffnete im Gegentheil mit Vergnügen sein Herz denen, die er erprobt hatte, und es schien als ob es ein wahrer Genuß für ihn sey. Gewiß hat er auch Undankbare genug gefunden, aber seine Neigung zum Wohlthun ward dadurch nicht vermindert oder geschwächt. Er hat Feinde gehabt, aber nie hat die Rache seinen Lieblingsgrundsatz, Gutes zu thun, abändern können; es war ihm ein heiliges Gesetz. Wenn Umstände ihn manchmal nöthigten, Jemanden, der sich vergaß, im Zaume zu halten, oder den zu strafen, der seiner Schuldigkeit nicht nachkam, so that es ihm immer sehr wehe. Vor allen Dingen leitete ihn die Religion, und die Liebe zu Gott war die stärkste und angenehmste Neigung seines Herzens; eine Neigung, der er sich mit einem Enthusiasmus hingab, der mit der Demuth eines eifrigen Christen verbunden war. Durch die reinste Lehre erleuchtet, fing er nie seine tägliche Beschäftigung an, ohne vorher den Beistand des Allerhöchsten zu erflehen, und da er sehr früh aufstand, widmete er dem Gebet mehr als eine Stunde. Selbst wenn er sich mit Herz und Seele zu Gott wandte, konnte ihn Jedermann, der mit ihm zu sprechen hatte, ganz frei unterbrechen, worauf er dann zu seiner ersten Beschäftigung zurückkehrte.

Die Gemahlin des Prinzen Nikolas Soltykoff war

Natalia Dolgoruky, eine Tochter des Prinzen Wladimir Dolgoruky *), Gouverneur von Riga und Reval unter der Regierung der Kaiserin Elisabeth. Die Vorsehung segnete seine Ehe und er war glücklich im Schooße seiner Familie. An seiner Gemahlin fand er eine zärtliche und aufrichtige Freundin; seine Kinder haben seine Hoffnungen übertroffen und ihn durch ihre Ehrfurcht und Anhänglichkeit reichlich für alle Mühe und Sorge belohnt **). Er liebte sie mit großer Zärtlichkeit und man könnte sagen, mehr als sich selbst. Seine Familie konnte zum Muster des Glücks und häuslicher Eintracht dienen. Beinahe 50 Jahre hatte er ununterbrochen mit seiner Gemahlin gelebt und als sie ihm am 7ten September 1812 der Tod raubte war ihm ihr Verlust so empfindlich, daß man zweifelte, ob er ihn würde ertragen können ***). Als man ihm ihren Tod ankün-

*) Der Prinz Wladimir Dolgoruky, Vater der Prinzessin Natalia Soltykoff, Ehrendame Ihrer Kaiserl. Majestät und groß Kreutz-Dame des Ordens der heil. Catharina erster Classe, war ein Urenkel und der nächste Abkömmling des berühmten Pojarsky, der 1612 Rußland vom polnischen Joche befreite. Er hatte sogar die Famlie Pojarsky beerbt, deren männliche Nachkommen seit langer Zeit ausgestorben sind.

**) Der Prinz Nikolas hat 3 Söhne hinterlassen, den Prinzen Demetry, den Prinzen Alexander und den Prinzen Serge; auch hatte er noch eine Tochter, die aber sehr jung gestorben ist. Die Prinzen Alexander und Serge sind mit dem Kaiser Alexander und dem Großfürsten Constantin von gleichem Alter und mit Bewilligung der Kaiserin Catharina zusammen erzogen worden.

***) Die Marschallin starb in einem Alter von 76 Jahren und ist in der Kirche eines ihrer Güter, im Gouvernement Wla-

digte, fand man ihn knieend vor dem Bilde des Erlösers, folgendes Gebet lesend: „Großer Gott! Du hattest uns in dieser Welt vereiniget, trenne uns nicht in der künftigen, und so hart auch der Schlag ist, den Du mir zugesandt hast, soll er dennoch mein Vertrauen auf Dich nicht schwächen.“

Von diesen Gesinnungen wich er nicht ab und sein großer Verlust verband ihn nur noch näher mit Gott. Die Religion allein rettete ihn von der Verzweiflung, tröstete ihn bei seinen Schmerzen und so lieb ihm auch die Gegenstände, die ihm das Andenken seiner Gemahlin zurückriefen, waren, so verursachten sie ihm doch immer eine heftige und unangenehme Gemüthserschütterung. Es schien, als ob er mit ihrem Verlust Alles verloren habe, so, daß er gleichsam nur zwischen dem Andenken des Vergangenen und der Hoffnung der Ewigkeit lebte. Diesem ungeachtet hat er noch beinahe 4 Jahre im Dienste des Vaterlandes verlebt, dessen Wohlfahrt der einzige Zweck aller seiner Bemühungen war, und gegen das Ende seines Lebens ward ihm noch das Glück zu Theil, Zeuge des Ruhms und Triumphs Rußlands zu seyn, den es seinem erhabenen Zöglinge, dem unsterblichen Kaiser Alexander zu danken hat.

Wenn der Prinz Soltykoff in Gesellschaft war, wo

---

dimir, begraben worden, neben welcher der Prinz, ihr Gemahl, ein Armen- und Krankenhaus gestiftet, zu dessen Unterhaltung er eine ansehnliche Summe beim Leihhause belegt hat.

er sich in den ausgebreitetsten Verhältnissen mit Personen aller Stände befand, so kam seine Lebensweise mit dem allgemeinen Ton überein und sein Haus stand Jedermann offen. Den Nachmittag beschäftigte er sich entweder mit Staatsgeschäften oder er brachte seine Zeit im Zirkel seiner Verwandten und Bekannten zu; er war von Natur aufgeheitert und äußerst liebreich. Ungeachtet seiner außerordentlichen Lebhaftigkeit und der Stärke seines Charakters, hat ihn vielleicht nie Jemand zornig gesehen; diese Mäßigung aber kam wohl daher, weil er sich selbst beherrschte und sehr wohl einsah, wie gefährlich und verderblich der jähe Ausbruch des Zorns werden kann. Eben so wenig hat man ihn jemals verdrießlich gesehen, so lebhaft er auch Widerwärtigkeiten empfand. Er besaß die Kunst, seine Leiden in sein Herz zu verschließen, um diejenigen nicht zu betrüben, die ihm ergeben waren, wenn er sie laut werden ließ. So schien er jederzeit in allen seinen Handlungen sich selbst gleich, angenehm und freundlich, und nöthigte durch dies Betragen Jedermann, frei und ohne Zwang mit ihm zu seyn. In der Unterredung vergaß er seinen hohen Rang und seine Macht. Seine Lebensweise war einfach und mäßig, sowohl aus Gleichgültigkeit gegen die Vergnügungen, als aus Haß gegen den Luxus, den er für eben so schädlich als verderblich hielt. Seine Sparsamkeit war übrigens weder Geiz, noch Begierde, Reichthümer zu sammeln; er fand Vergnügen daran, für seine Familie und die, welche ihm dienten, zu sparen; diese letzten liebte er wie seine Kinder. Ein deutlicher Beweis der Wahrheit des Angeführten war der Vorschlag seiner Bauern aus dem Gute Tschercutino: ihnen, so wie es andere große Herren machten, statt der 10 Rubel, die sie sonst gaben, 20 aufzulegen,

welches der Prinz aber abschlug. Nie verließ ein Dürftiger, der seinen Beistand anflehte, sein Haus, ohne Hülfe zu erlangen.

Endlich begannen seine physischen Kräfte unter der Last der langen Dienste, die er ohne Unterbrechung dem Staate während der Regierung von fünf Monarchen geleistet hatte, und die sowohl durch seine rege Thätigkeit, als auch durch Gram und Sorgen erschöpft waren, merklich abzunehmen. Zu Ende des Jahres 1815 zeigte sich die Wassersucht und machte, trotz aller Mühe der geschicktesten Aerzte, äußerst schnelle Fortschritte. Bald nachher entschied der an den Füßen sich äußernde Brand seinen Zustand und der Tod war unvermeidlich. Obgleich man bemüht war, ihm anfänglich die Gefahr, in der er sich befand, zu verbergen, merkte er sie doch, beobachtete aber ein tiefes Stillschweigen; nachdem er aber seinen Fuß gesehen hatte, zog er keine weitere Erkundigung über seine Krankheit bei den Aerzten ein und ertrug seine Schmerzen mit unglaublicher Geduld. Niemand hörte ihn sich beklagen oder murren und seine außerordentliche Standhaftigkeit ging so weit, daß mitten in den heftigsten Schmerzen er sich Mühe gab, seine Verwandten und übrige Umgebung zu beruhigen.

Lebhaft empfand der Kaiser den Verlust eines so ächten Freundes, der ihm mit Leib und Seele ergeben gewesen. Er besuchte ihn mehrmals und einige Augenblicke vor dem Tode des Prinzen empfing er seinen letzten Segen. Da der Sterbende nicht mehr die Kraft zu sprechen hatte, drückte er die Hand des Monarchen an sein Herz und schien, mit gen Himmel gehobenen Augen, den Segen des Allmächtigen für ihn zu erflehen.

Den 24sten Mai 1816 um 8 Uhr des Abends vertauschte er dieses Leben mit der Ewigkeit. Er war 80 Jahr alt, wovon er 68 bis zum letzten Augenblicke seines Lebens dem Dienste des Staats gewidmet hatte. Der Kaiser und die ersten Staatsbeamten folgten seinem Sarge bis zur Domkirche von Casan *), wo sie der ganzen Liturgie beiwohnten. Nach Verlauf von sechs Wochen ward der Leichnam des Verstorbenen, seinem Wunsche gemäß, nach dem Gute Snegeriwo bei Wladimir gebracht und mit der Asche seiner Gemahlin vereinigt, neben der er schon bei seinen Lebzeiten verordnet hatte, ihm einen Platz zu seinem Grabmal zu bereiten. Dreihundert seiner Bauern kamen 50 Werste weit her dem Leichenzug entgegen und trugen ihn auf ihren Schultern bis zur Begräbnißstelle. Ihre aufrichtige Betrübniß, ihre Thränen und ihre an den Himmel gerichteten Segenswünsche, errichteten dem Andenken des Menschenfreundes ein würdiges Denkmal.

Friede sey mit deiner Asche, würdiger und tugendhafter Sterblicher! du Ehre deines Vaterlandes, Beispiel für die Nachkommen und Gegenstand der Betrübniß deiner Zeitgenossen!

Wir fügen hier noch Briefe hinzu, welche die Kaiserin Catharina II. und die Kaiser Paul I. und

*) Seine Asche wurde hier neben der des Marschalls Fürsten Kutusoff = Smolensky beigesetzt. Da Beide ihre Laufbahn im Dienste des Vaterlandes vollendet hatten, mußten auch Beide gerechte Ansprüche auf gleiche Ehrenbezeugungen haben!

Alexander I. an den Prinzen Nikolas Soltykoff geschrieben haben. Sie können an und für sich selbst nicht anders, als äußerst interessant seyn und zu gleicher Zeit als Beweis seiner ausgezeichneten Verdienste der Gesinnungen Ihrer Majestäten gegen ihn, dienen.

Erster Brief.

Nikolas Iwanowitsch!

Gegenwärtiges Schreiben wird Euch bestätigen, was ich Euch bereits mündlich vorgeschrieben habe und Mir am meisten am Herzen liegt, weil die zukünftige Glückseligkeit des Reichs und der Unterthanen, die Gott Meiner Fürsorge anvertraut hat, davon abhängt. Ihr werdet demnach nicht unterlassen, den Verhaltungsbefehlen nachzukommen und sie genau zu befolgen, die Ich Euch in Betracht der Erziehung Meiner Enkel, der Großfürsten Alexander und Constantin Paulowitsch, ertheilt habe. — Wiederholt sie in Meinem Namen den Herren Protosoff und Sacken, so wie überhaupt allen denen, die bei Meinen Enkeln angestellt sind. Schärft ihnen ausdrücklich ein, die Instructionen, die ich schriftlich gegeben, zu lesen und ihrem Gedächtniß einzuprägen, und sagt ihnen Allen: daß ich von ihnen erwarte, daß sie ganz genau und mit Eifer das, was ich vorgeschrieben habe, befolgen werden und daß sie zu seiner Zeit hoffen dürfen, eine der Sorgfalt eines Jeden angemessene Belohnung zu erhalten. Schreibt Mir öfter, um Mich von der Gesundheit und den Fortschritten Ihrer Kaiserl. Hoheiten zu unterrichten und haltet Euch für immer meiner Gewogenheit versichert.

Tzarskoeselo, den 5ten Januar 1787.

Catharina.

Zweiter Brief.

Graf Nikolas Iwanowitsch!

Mit großer Zufriedenheit habe Ich aus denen Mir überschickten Heften die Fortschritte in den Studien der Großfürsten ersehen. Ich hoffe mit der Hülfe Gottes, daß sie unter Eurer Leitung dereinst dem Staate nützliche Männer werden sollen, und es thut Mir leid, daß Eure Unpäßlichkeit Mich verhindert, Euch zu sehen. Ich wünsche von ganzem Herzen, Euch bald wieder bei vollkommener Gesundheit zu sehen und bleibe für immer Eure Euch gewogene

den 23sten Januar 1791.

Catharina.

Dritter Brief.

Der Prinz Potemkin hat mit den größten Lobeserhebungen von den Großfürsten, und vorzüglich von Alexander Paulowitsch mit Mir gesprochen, und ihn mit Thränen in den Augen einen Engel genannt, der zum Glück des Reichs erschaffen worden; er sagte: er sey der Prinz seines Herzens er berechtige zu den größten Erwartungen, und seine Bescheidenheit und Sittsamkeit wären außerordentlich. Mit einem Worte, er liebt ihn eben so leidenschaftlich, als Ich und Ihr. Ich schreibe Euch alles dieses, damit Ihr Euch freuen sollt, daß er alle Herzen gewinnt. Künftigen Freitag, wenn sie werden bei Mir gewesen seyn, sollen sie Beide, des Probirens einer Quadrille wegen, zu ihm gehen. Da seht Ihr die Früchte Eurer Bemühungen.

Catharina.

Vierter Brief.

Durch die Gnade Gottes Wir Catharina II., Kaiserin und Selbstherrscherin aller Reußen u. s. w.

An Unsren General, Grafen Soltykoff.

Durch göttlichen Beistand hat die Erziehung Unsres geliebten Enkels, des Großfürsten Alexander Paulowitsch, nach den von uns vorgeschriebenen Regeln und unter Unsrer eigenen und besondern Aufsicht, den erwünschten Erfolg gehabt. Euer Eifer und die Genauigkeit, mit der Ihr Unsre Absicht erfüllt habt, die Mühe, die Ihr bei dieser Erziehung angewandt, haben hinlänglich die Wahl gerechtfertigt, die Wir zu diesem Ende an Euch getroffen haben, auch habt Ihr Uns hiedurch etwas sehr Angenehmes, so wie dem Vaterlande einen sehr wesentlichen Dienst geleistet, der Unsre Kaiserliche Erkenntlichkeit erheischt. In Betracht Eurer Dienste haben Wir Euch am Tage der Friedensfeier Ländereien bewilligt, die, sobald man eine umständliche Kenntniß davon erhalten haben wird, angewiesen werden sollen, und am Tage der Vermählungsfeier Sr. Kaiserl. Hoheit bewilligen Wir Euch, außer Eurem Gehalt und den Kosten Eurer Tafel, eine jährliche Pension von 25,000 Rubeln Euer gan[illegible] Leben hindurch. Dem Generallieutenant Protosoff, der unter Eurer Leitung eifrig zu dieser Erziehung mitgewirkt hat, haben Wir den Orden des heil. [illegible]xander Newsky und das fortwährende und erbliche Eigenthum eines Gutes, ertheilt, auch weisen Wir ihm, außer dem Gehalt seines Grades, eine jährliche, bis zu seinem Tode zu beziehende Pension von 3000 Rubeln an. Wir sind mit Kaiserl. Gnade Euch wohl zugethan. Eure affectionirte

Gegeben zu St. Petersburg,

den 22sten Sept. 1793. Catharina.

Fünfter Brief.

Durch die Gnade Gottes Wir Catharina II. Kaiserin und Selbstherrscherin aller Reußen u. s. w.
An Unsren General, Grafen Soltykoff.

Nachdem mit Hülfe des Allmächtigen die Erziehung Unsres geliebten Enkels, des Großfürsten Constantin, nach Unsren Verhaltungsbefehlen und Unsrer eignen Aufsicht vollendet ist, haben Wir Euch Unsre Kaiserl. Erkenntlichkeit für den Eifer, Unsren Willen zu erfüllen, und die dabei angewandte Mühe und Sorgfalt, bezeigen wollen. Zu diesem Ende verleihen Wir Euch gnädigst das fortdauernde und erbliche Eigenthum eines Hauses zu St. Petersburg nebst einem silbernen Tafel-Service und zu gleicher Zeit zu Einrichtung Eures Hauses 60,000 Rubel ein für allemal, bei den außerordentlichen Ausgaben des Euch anvertrauten Departements zahlbar. Den Geheimerath Osten-Sacken, der unter Eurer Leitung mit Eifer das Seinige zu dieser Erziehung beigetragen hat, haben Wir mit dem Orden des heil. Alexander Newsky und dem immerwährenden und erblichen Besitz eines Gutes begnadigt und ihm außer dem Gehalt seines Grades eine jährliche Pension von 3000 Rubeln bis zu seinem Tode angewiesen. Auch schenken wir ihm 10,000 Rubel ein für allemal, aus Unsrem Cabinete zahlbar. Eben so bewilligen Wir allen denen, die bei Unsrem geliebten Enkel angestellt gewesen, eine Belohnung für ihre Dienste; nämlich den General-Majors Lambsdorf und Kocheleff, dem Obrist Murawieff, den Obrist-Lieutenants Budberg, Murawieff und Kristofsky, eine jährliche Pension von 2000 Rubeln bis zu ihrem Tode. Ueberdies ertheilen Wir dem Obristen Murawieff den Grad eines Brigadiers,

dem Obrist-Lieutenant Murawieff die Stelle eines Kammerherrn am Hofe der Braut Unsres geliebten Enkels, des Großfürsten, den Obrist-Lieutenants Budberg und Kristofsky den Grad eines Obristen, dem Brigadier Tarsukoff ein Gut zum immerwährenden und erblichen Eigenthum, und jedem von ihnen 6000 Rubel ein für allemal, aus Unsrem Cabinette zahlbar. Wir sind mit Unsrer Kaiserl. Gnade für immer Eure affectionirte

Catharina.

Gegeben zu St. Petersburg, den 15ten Febr. 1796.

Sechster Brief.

Da ich wünsche, Euch meine Erkenntlichkeit für Eure Mühe, Nikolas Iwanowitsch, und für alle Eure Freundschaft und Sorgfalt während der Zeit Unsrer Reise zu bezeigen, und Ich dieserhalb mit Mir selbst zu Rathe ging, wußte Ich bei den jetzigen Umständen nicht, wie Ich Euch besser verpflichten könnte, als durch Uebersendung dieses; Ich bitte Euch, es so anzunehmen, wie es gegeben ist, das heißt: aus gutem Herzen.

Paul.

Siebenter Brief.

Ich benutze, um Euch zu schreiben, die Abreise des Iwan Danilowitsch Arsenieff. Wir haben den 31sten dieses letzten Monats den Grafen Nikita Iwanowitsch Panin verloren. Urtheilet, Mein lieber Freund, was ich empfinde! Zwei Tage vorher, als Wir von ihm sprachen, fühlten Wir eine unaussprechliche Empfindung und nahmen Uns vor, den nämlichen Abend zu ihm zu gehen; er war so munter und so vergnügt,

wie Ich ihn seit drei Jahren nicht gesehen hatte. Den folgenden Tag sagte man, daß er noch eben so wäre und sich nicht niederlegen wollte. Ich war zu Hause und spielte Karten, und da Ich vergnügt war, äußerte Ich, an Mir bemerkt zu haben, daß, sobald Ich diese Art von Heiterkeit empfände, es immer ein Vorbote irgend eines Verdrusses wäre und man sollte sich an das erinnern, was Ich gesagt hätte. Freitag, bei Meinem Erwachen, kündigte man Mir an, der Graf Nikita Iwanowitsch sey krank; Wir kleideten Uns an und gingen zu ihm. Wir fanden ihn schon ohne Besinnung; er hatte sich gegen 4 Uhr niedergelegt und gesagt, daß ihm übel wäre, und in dem Augenblicke hatte er die Besinnung verloren, obgleich er noch zwei Stunden in Unsrer Gegenwart Athem holte. Man wandte alles nur Mögliche an, um ihm wieder aufzuhelfen, aber es war zu spät. Er hinterläßt allgemeines Bedauern, welches sogar seine Feinde zum Schweigen gebracht, die sich schämen, nicht von der allgemeinen Meinung zu seyn. Einen deutlichen Beweis hiervon konnte man am Tage seiner Beerdigung bemerken; denn als Ich Mich da befand, habe ich Leute angetroffen, die er nie bei sich gesehen hat. — Jetzt will Ich Euch von einer andern Sache unterhalten. Einige Tage vor diesem Vorfalle, als Ich des Morgens bei der Kaiserin war, sprach sie mit großen Lobeserhebungen von Euch, mein lieber Freund, und theilte Mir ihre Absicht mit, Euch bei den Kindern anzustellen. Ihr mögt Euch selbst sagen, was Ich darauf geantwortet habe; dann sprach sie davon, Eure bis jetzt bekleidete Stelle wieder zu besetzen und auf einmal nannte sie den Graf Valentin Platonowitsch Puschkin; Ich gestehe, daß Ich dies nicht erwartete. In Meiner Ueberraschung, die sie bemerkte,

sagte Ich, daß Ich ihn ganz und gar nicht kenne, aber daß Ich beständig von ihm als von einem ehrlichen Manne habe sprechen hören. Ich muß bekennen, es wird Mir schwer, Mich von Euch zu trennen; und obgleich Ich einigermaßen durch die Versicherung getröstet wurde, daß es keine Scheidung sey und daß Ihr jederzeit mit Uns in Verbindung bleiben würdet; so werdet es dem allen ungeachtet nicht mehr Ihr, sondern ein Andrer seyn, der bei uns bleibt. Vier Tage darauf ist Puschkin mit einem Billet zu Mir geschickt worden, worauf ich sogleich geantwortet habe: daß Ich Alles, was von ihr käme, als einen Beweis Ihres Wohlwollens aufnähme; Ich konnte aber nicht umhin, zu bemerken, daß wenn man Euch nicht davon unterrichtete, es Euch so wohl, als Mich kränken würde. Hierüber hat man Mich beruhiget, indem man Mir wissen ließ, daß man Euch schreiben und Puschkin nur ad interim angestellt seyn sollte. Er hat die Oberaufsicht Unsres Hauses übernommen und wohnt neben der Gallerie; übrigens beträgt er sich zu Unsrer Zufriedenheit. Gott gebe, daß es so bleibe! Meine Freundschaft hat Mich bewogen, Euch alles dieses zu schreiben. Jetzt habe Ich Mich noch mehr überzeugt, daß Ich Euch aufrichtig liebe, denn nicht nur die beiden ersten Erklärungen, sondern auch ganze Tage sind nicht ohne Thränen vorübergegangen. Ihr werdet Mir doch erlauben, daß Ich Euren Verlust bedaure? Ich bitte Euch, dem Ueberbeinger dieses Briefes in Meinem Namen eine Pension, wie Ihr sie für gut finden werdet, zu geben. Viele Complimente an Eure Frau. Euer aufrichtiger Freund

St. Petersburg, den 5ten April 1783.

Paul.

Achter Brief.

Nikolas Iwanowitsch!

Ich habe mit sehr großem Vergnügen die Schilderung gelesen, die Ihr Mir von den Fortschritten der Erziehung Meiner Kinder mitgetheilt habt, wovon die Früchte in allen Theilen sichtbar sind. Ich halte es für Schuldigkeit, Euch bei dieser Gelegenheit das Vergnügen, welches Ich darüber empfinde und zugleich Meine Dankbarkeit zu erkennen zu geben und zwar zuerst Euch, als dem Oberhaupte, und dann allen denen, die unter Eurer Leitung dazu beigetragen haben, die Absicht Derjenigen zu erfüllen, die die Grundsätze zur Erziehung Meiner Kinder vorgeschrieben hat.

Paul.

Neunter Brief.

Graf Nikolas Iwanowitsch!

Die langen und beträchtlichen Dienste, die Ihr dem Vaterlande geleistet, Eure zu dessen Vortheil angewandte Mühe und Arbeit und besonders die Sorgfalt, die Ihr auf Meine Erziehung verwandt habt, wollen Mir nicht erlauben, Euch auf's Neue mit zu beschwerlichen Verrichtungen zu belästigen, die Eurer Gesundheit und Eurem Alter nicht angemessen seyn dürften. Diese Bewegungsgründe nöthigten Mich, das Kriegsministerium dem Vicepräsidenten desselben anzuvertraun; aber da ich wünsche, Euch von Meiner vollkommenen Zuneigung zu überzeugen und mit Vergnügen diese Gelegenheit ergreife, um Euch die Zusicherung Meiner ewigen Dankbarkeit zu erneuern, habe Ich für nöthig erachtet, Euch die Ursachen bekannt zu machen, die

Mich zur Wahl des Ministers bewogen haben. Da Ich Eure Abdankung von der Stelle als Präsident des Kriegscollegiums annehme, hoffe Ich, daß Ihr nie aufhören werdet, Mir sowohl, als dem Vaterlande durch Eure Erfahrung und Euren Rath, so weit es Eure Kräfte und Gesundheit erlauben, nützlich zu seyn. Stets werde Ich die Gesinnungen der vorzüglichsten Achtung für Euch beibehalten und bin Euer affectionirter

Alexander.

St. Petersburg, den 15ten Sept. 1802.

Zehnter Brief.

Graf Nikolas Iwanowitsch!

Die französischen Armeen haben die Gränzen Unsres Reichs überschritten. Dieser treulose Einfall ist der Lohn Unsrer strengen Beobachtung der Allianz. Um den Frieden zu erhalten, habe Ich alle Mittel erschöpft, die mit der Würde des Thrones und dem Wohl Meines Volkes verträglich sind. Alle Meine Anstrengungen sind ohne Erfolg gewesen. Der Kaiser Napoleon hat sich vorgenommen, Rußland gänzlich zu verheeren. Die gemäßigsten Vorschläge sind seiner Seits unbeantwortet geblieben. Dieser plötzliche Einbruch hat ganz klar den geringen Grad der Aufrichtigkeit seiner friedlichen Versprechungen, die er ganz neuerlich bestätigt hatte, entdeckt. Es bleibt Mir daher nichts übrig, als die Waffen zu ergreifen und alle die Mittel anzuwenden, die die Vorsehung Mir anvertraut hat, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Mein ganzes Vertrauen setze Ich auf den Eifer Meiner Nation und die Tapferkeit Meiner Armeen. Im Schooß ihrer Wohnungen bedroht,

werden sie solche mit der Standhaftigkeit und dem Muthe vertheidigen, die ihnen eigen sind. Die Vorsehung wird Unsre gerechte Sache segnen. Die Vertheidigung des Vaterlandes, die Erhaltung der Unabhängigkeit und der Ehre der Nation haben Mich gezwungen, Mich zum Kampf zu rüsten; Ich werde die Waffen nicht niederlegen, so lange noch ein feindlicher Soldat in Meinem Reiche ist. Ich bin Euer affectionirter

Alexander.

Wilna, den 13ten Juni 1812.

Elfter Brief.

Ukase an den Senat.

Ehe Wir den Krieg angefangen, der so eben beendigt ist, haben Wir für die Zeit Unsrer Abwesenheit von der Hauptstadt die laufenden Geschäfte des Reichs in Ordnung gebracht und die oberste Leitung derselben Unsrem General-Feldmarschall, den Grafen von Soltykoff anvertraut. Seine anerkannten Verdienste, seine durch lange und eifrige Dienste erlangte Erfahrung und seine Liebe zum Vaterlande haben Uns bestimmt, diese Wahl zu treffen und ungeachtet seines hohen Alters und seiner schwachen Gesundheit, hat er Unser Zutrauen vollkommen gerechtfertigt. Zum Zeichen Unsrer Dankbarkeit für diese neuen und wichtigen Dienste erheben Wir den General-Feldmarschall Grafen von Soltykoff und seine Nachkommenschaft zu der Würde eines Prinzen des russischen Reichs mit dem Titel Hoheit und befehlen dem dirigirenden Senat, die hierzu erforderlichen Urkunden anzufertigen und sie Uns zur Bestätigung vorzulegen.

Den 30sten August 1814.

Alexander.

Zwölfter Brief.

Prinz Nikolas Iwanowitsch!

Nach allen den Großthaten, die Unsre Waffen mit unsterblichem Ruhm gekrönt haben, bleibt Uns die Erreichung Unsres letzten und heiligsten Zwecks noch übrig, der darin besteht, den Frieden und die allgemeine Ruhe, von denen Unser eigenes Glück unzertrennlich ist, auf dauerhafte Stützen zu gründen. Diese wichtige Beschäftigung, indem sie Meinen Aufenthalt in Wien auf längere Zeit, als Ich voraussehen konnte, verlängert, erfordert noch Meine Gegenwart in den fremden Ländern. Da aber dennoch die innere Wohlfahrt Unsres Vaterlandes nie aufhört, der Gegenstand Meiner angelegensten Sorgfalt zu seyn, so habe Ich für nöthig erachtet, einige Maaßregeln, in Betreff der Vortheile des Handels, als einer der vorzüglichsten Quellen des Reichthums und Wohlstandes des Reichs, nicht bis zu Meiner Wiederkunft in seinen Schooß aufzuschieben. Indem Mir der Finanzminister alle die Nachtheile, die aus der 1811 in Betreff des Handels herausgegebenen Verordnung fließen, vor Augen legt, hat er Mir zu gleicher Zeit den unwidersprechlichen Vortheil, der aus der Errichtung eines neuen Tarifs hervorgehen würde, vorgestellt und Mir zu gleicher Zeit berichtet, daß er unter seiner eigenen Leitung einen Entwurf dazu angefertigt habe.

Da ich diese seine Meinung in Erwägung ziehe, aber Meiner zahlreichen Beschäftigungen wegen Mich in der Unmöglichkeit befinde, diesen Vorschlag hier zu untersuchen; anderer Seits aber wünsche, meinen Unterthanen in dieser Rücksicht so bald als möglich alle

ersinnliche Vortheile zu verschaffen: befehle Ich Euch, zu diesem Ende einen Ausschuß zu bilden, zu dessen Mitgliedern Ich hierdurch den wirklichen Geheimerath Kotschubey, den Finanzminister, den des Innern, und den General-Controleur des Reichs, Baron von Campenhausen, ernenne. Diesem Ausschuß lege Ich die Verbindlichkeit auf, ohne Verzug den Vorschlag des neuen Tarifs in jeder Betrachtung zu untersuchen und Mir sein diesfälliges Gutachten vorzulegen. Ich bin Euer affectionirter

Wien, im Mai 1815.

Alexander.

Dreizehnter Brief.

Mein Herr Prinz Nikolas Iwanowitsch!

Eure Hoheit hat für gut befunden, Mich von dem Vorhaben des Adels und des Kaufmanns-Standes, einen Ball, bei Gelegenheit Meines Aufenthalts allhier, zu veranstalten, in Kenntniß zu setzen. Wenn Ich auch bloß in Betracht des Zutrauens Sr. Majestät des Kaisers, der Uns den Frieden gegeben, kein Recht zu einer außerordentlichen Auszeichnung habe, so fühle ich doch nicht weniger deren Werth und eben deswegen wende Ich Mich an Eure Hoheit, mit dem Ersuchen, sich die Mühe zu geben, dem verehrten Adels- und Kaufmannsstande Meine Erkenntlichkeit und Meine vorzügliche Dankbarkeit zu bezeigen.

Wenn aber dennoch der Vorsatz unabänderlich bleibt, den Tag, an dem der Friede und die Ruhe wieder hergestellt worden, zu feiern, so bin Ich der Meinung, daß es besser wäre, die dazu bestimmten Summen zum Besten

derjenigen Soldaten anzuwenden, die in der Schlacht von Fère champenoise und bei der Einnahme von Paris blessirt worden und welche unstreitig zu der Niederlage des Feindes und der Ehre, die siegreichen Waffen Rußlands mit unsterblichem Ruhme zu krönen, mehr als Ich beigetragen haben. Indessen bitte Ich Ew. Hoheit, die Versicherung Meiner Ehrfurcht, Meiner Hochachtung und Meiner ewigen Erkenntlichkeit zu genehmigen.

St. Petersburg, im Jahr 1814.

Constantin.

Zweite Abtheilung.

Geologisch-naturhistorische Abhandlungen.

Dritte Abtheilung.

Historisch-antiquarische Abhandlungen.

Der Preis der ersten Abtheilung ist 1 Rthlr. 4 Gr., der zweiten 1 Rthlr. und der dritten 1 Rthlr. 4 Gr. compl. 3 Rthlr. 8 Gr.

Mit Recht können wir jedem Gebildeten folgendes Werkchen empfehlen:

Gott, Unsterblichkeit, Wiedersehen. Ein Trost- und Andachtsbüchlein für Gebildete aus allen Ständen. Enthaltend eine heilige Blumenlese aus den Werken von Klopstock, Wieland, Göthe, Kleist, Tiedge, Voß, Seume, Kosegarten, Niemeyer, Heilmann, u. a. m. Preis geheftet 1 Rthlr.

Der Herausgeber sagt in dem kurzen Vorworte: „In so mancher traurigen Lage, worin uns der Tod unserer Lieben, oder Leiden und Unglücksfälle aller Art, versetzen, sehen wir uns oft umsonst nach einem treuen, tröstenden Freunde um. — Nun dann, du gepreßtes Herz, wenn du niemanden findest, der es vermag, dich zu trösten; so nimm deine Zuflucht zu diesem Büchlein und finde darin, was dir Noth thut — Trost und Seelenruhe!" —

Bei dem Verleger dieses sind so eben folgende gemeinnützige und unterhaltende Bücher herausgekommen und in allen Buchhandlungen Deutschlands für beigesetzte Preise zu bekommen.

Darstellung, öffentliche, theologischer Ausfälle und Zänkereien über Religion, Protestantismus, Kirchenwesen und Union. Mit Beispielen aus den neuesten Schriften genannter Theologen belegt. 8. 16 Gr.

Dehne, M. u. Dr. J. F. A., Spatziergang von Leipzig nach dem Harze und den umliegenden Gegenden, vorzüglich in botanischer und mineralogischer Hinsicht. 8. 12 Gr.

Donndorff, J. A., Vacuna. Ein gemeinnütziges Lehr- und Lesebuch in Hinsicht auf merkwürdige und wissenswerthe Gegenstände, besonders aus dem Gebiete der Naturlehre, Naturgeschichte, Anthropologie, Physiologie und Technologie. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Elegien, drei dem C. Pedo Albinovanus zugeschriebene, nebst einem Fragmente dieses Dichters. Der lateinische Text nebst einer metrischen Uebersetzung und Anmerkungen von J. H. F. Meineke. 8. 14 Gr.

Gleim, Emilie, Kränze, der Liebe und Freundschaft gewunden. Stammbuch-Aufsätze aus den Werken der vorzüglichsten Dichter Deutschlands. Dritte, stark vermehrte Auflage. 8. geh. 6 Gr.

Ernesti, Dr. J. H. M., (Kirchenrath u. Professor), erstes Uebungsbuch in der Muttersprache und praktische Vorbereitung zu den schönen Redekünsten für die zu bildende kleine Jugend. Auch unter dem Titel: Vorübungen zum er-

sten Unterricht in der Muttersprache, zur Entwickelung der Seelenkräfte, zur Bildung des Geistes und Geschmacks. Fünfte, gänzlich umgearbeitete und sehr vermehrte rechtmäßige Auflage. 8. 16 Gr.

Knackmandeln. Unterhaltungsbüchlein für heitere Gesellschaften und Freunde einer frohen Tafelrunde. Enthaltend Witz- und Blitzfunken, Schwänke, Anekdoten, Abentheuer, Launen und humoristische Erzählungen. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage. 8. 1 Rthlr.

Kögel, J. G., der erfahrne Tabacksfabrikant, oder Anweisung, nicht nur die deutschen Tabacke zu bauen und durch Saucen so zu verbessern, daß sie den besten ausländischen Tabacken gleichen, sondern auch sehr viele Arten anderer Blätter, als saure Kirschblätter, Weinblätter, Kartoffelblätter, Runkelrübenblätter, Huflattichblätter u. s. w. so zu sauciren, daß sie dem besten inländischen Taback an Geschmack und Geruch nichts nachgeben. Für Kaufleute und Fabrikanten dieses Products. Dritte Auflage. 8. 6 Gr.

Müller, H., Jesus, wie er lebte und lehrte. Ein Religionsbuch wörtlich aus der Bibel geschöpft für Bürger- und Landschulen 8. 16 Gr.

Prieze, A., Aufgaben zum Unterricht im Rechnen auf Vorlegeblättern. Nebst einem Hand- und Hülfsbuche für Lehrer in Bürger- und Landschulen. — Auch unter dem Titel: Erster Unterricht im Rechnen auf Vorlegeblättern, u. s. w. 8. 1 Rthlr.

Sommer, Dr. C., die Behandlungsart der idiopathischen Fallsucht, und vorzüglich über die Anwendung eines bis jetzt sehr wenig versuchten Mittels, des sedum acre, gegen diese Krankheit. gr. 8. 14 Gr.

Romane.

Graf Albert von Reinstein, oder das heimliche Gericht der Teufelsmauer. Rittergeschichte aus den Zeiten der Vehme. 3 Theile. Mit 1 Kupfer. 8. 3 Rthlr. 4 Gr.

Hildebrandt, C., der Husar. Roman in 3 Theilen. Mit 1 Kupfer. 8. 3 Rthlr. 8 Gr.

Kunze, St., (Verfasser Heinrich des Löwen) der Landpfarrer von Schönberg. 2 Thle. Mit 1 Kupfer. 8. 2 Rthlr.

Liebesprobe, die. Roman vom Verfasser Alberts von Reinstein. 2 Thle. 8. 2 Rthlr.

Mettingh, Philippine von, der Fluch der Weissagung. Ein Roman in 2 Theilen. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Vasco und Isabella, oder der Groß-Inquisitor. Eine Schaudergeschichte aus Spaniens furchtbaren Inquisitionsgerichten. Vom Verfasser des Hedo von Adlerstein. 2 Thle. 8. 2 Rthlr. 6 Gr.

Nicolai, C., die Familie Sternfels. Roman in 3 Theilen. Zweite wohlfeilere Ausgabe. 8. 2 Rthlr. 12 Gr.

Räuber, die, in den Klüften des Latrofelsens. 8. 1 Rthlr. 4 Gr.

